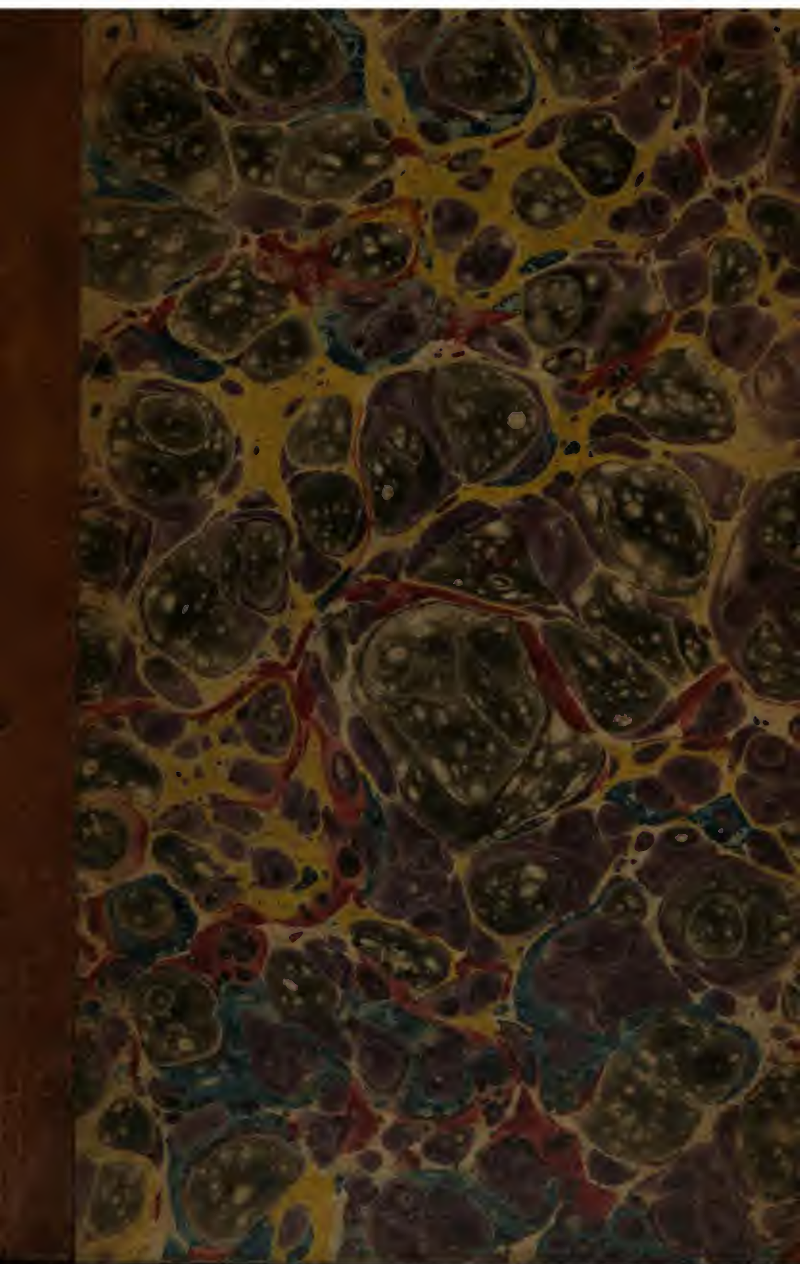


Herm Knapp

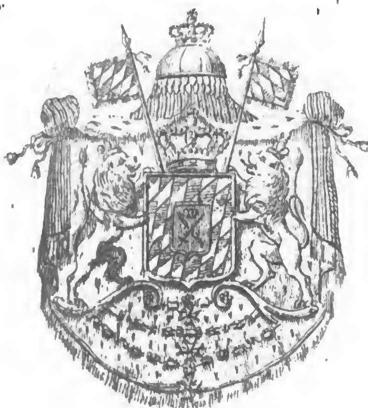


TI

IA

M.





Geschichte

der

Deutschen

am

Niederrhein und in Westphalen.

Von der ersten geschichtlichen Kenntniß an

bis auf

Karl den Großen.

Von

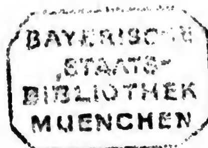
Dr. J. F. Knapp.

(Mit 1 Charte von Nieder-Rheinland und Westphalen zur Zeit der Römer.)

Elberfeld und Barmen,

im Verlage der Weiseschen Buchhandlung

1830.



Köln,
gedruckt bei J. W. Dietz u. Comp.

Den wackeren Söhnen

Niederrheinland-Westphalens,

auch allen Freunden desselben,

zu liebevoller Aufnahme und Beförderung

widmet

dieses beginnende vaterländische Geschichts-Werk

achtungsvoll

der Verfasser.

Vorwort.

Keinem Zweig der Wissenschaften ist in der neueren und neuesten Zeit eine so liebevolle Pflege geworden, als der Geschichtskunde. Von der Nothwendigkeit der geschichtlichen Kenntnisse durchdrungen, widmete man sich mit großem Eifer ihrem Studium selbst in den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, wo man auf eine eigentlich wissenschaftliche Bildung keinen Anspruch macht. Auf welche hohe Stufe der Vollkommenheit ist man auch in der Bearbeitung historischer Stoffe gelangt! Verfolgte man besonders seit dem Beginnen des gegenwärtigen Jahrhunderts die Leistungen im geschichtlichen Fache, in dem immer mehr sich erhebenden Gange, so kann man nur mit Bewunderung über den gebildeten und belebenden Geist erfüllt werden, der in so vielen Geschichtswerken unserer Zeitgenossen sich über ihre Darstellungen verbreitet. Seit den Fortschritten in der Philosophie und namentlich in dem Gesammtgebiete der Staatswissenschaften, besonders aber in der Fülle des neuen Lebens seit der französischen Revolution, konnte man sich nicht mehr mit der einfachen, wenn auch chronologisch noch so richtig aufgefaßten Thatsachen begnü-

gen, der durch so viele große Erscheinungen in der politischen Völkerwelt aufgeregte Geist verlangte ein Höheres, er wollte die Casualverbindungen der Ereignisse erörtert wissen und sie zu gleicher Zeit in einer solchen Weise dargestellt sehen, daß das Ganze solchen Erwartungen zu entsprechen vermöge. Da sich nun Männer fanden, eine solche Aufgabe für alle Classen, in passendem Maßstabe zu lösen, so mag darin der Hauptgrund zu suchen seyn, daß dem historischen Fache jene allgemeine Vorliebe zu Theil geworden ist.

Jedes Wort zur weiteren Empfehlung des geschichtlichen Studiums wäre demnach unzweckmäßig, und wie möchte es auch deren bedürfen, wenn man das Einzige nur bedenkt, daß niemand im Stande ist, die Gegenwart gehörig zu begreifen und sich ein richtiges Urtheil über sie zu begründen, wer nicht in die Vergangenheit zurückblickt, und wenn fest steht, daß durch die Kenntniß der Geschichte allein der Mensch und der Bürger gebildet wird.

Finden aber diese Grundsätze bei der Geschichte im Allgemeinen ihre Anwendung, werden z. B. in der Weltgeschichte, obwol sie bei der Masse von Völkern und Thatsachen nicht so ins Einzelne gehen kann, dennoch wegen des ihr inwohnenden Großartigen und des weiten Umfanges ihres Gebietes viele hohe Gefühle und Ideen erweckt und nicht wenig Kenntnisse erworben, so können Geist und Gemüth jedoch allein ihre volle Befriedigung in der vertrauten Bekanntschaft mit der vaterländischen Geschichte in ihrer speziellen Bearbeitung finden; denn Alles, was dem Geschichtsfreunde dort bloß als Bruchstücke geboten ist, wird seine Sehnsucht nach der Fülle des Genusses nur steigern. In der allgemeinen Geschichte wird er nie

einen genügenden Unterricht über den Ursprung, die Eigenthümlichkeit, die Schicksale, und die Thaten des Volkes erhalten, dem er angehört, nur in der speziellen Geschichte seines Landes wird ihm diese werden, vermag er die innere und äußere Gestaltung, deren er sich heute im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben erfreut, in würdiger und befriedigender Weise kennen zu lernen, indem darin allein sie in ihren Anfängen und Fortschritten nachgewiesen wird. In einer vaterländischen Geschichte wird uns gelehrt, wie das Einzelne, Zerstückte, beim ersten Erscheinen auf der Weltbühne zu einem Ganzen, wie das Unvollkommene zum Vollkommenen sich gestaltete, wie wir es heute bewundern; wie das vordem in Stämme Zertheilte jetzt Ein Volk bildet und umgekehrt, wie das früher Ganze wieder zerbrach, und der ruhmvolle Glanz, der ehemals ein mächtiges Volk umstrahlte, heute nur noch in schwachem Schimmer den Einzelnen uns zeigt. Eine specielle Landesgeschichte ist außerdem der Stern, der jeden auf der ihm vorgezeichneten Lebensbahn als sicherer Führer und Rathgeber leitet, um auf das Wohl seiner Mitbürger nützlich einzuwirken, ja sein eigenes zu fördern, indem er darin mehr als eine Lehre, selbst für sein Fach findet, und mehr als eine Thatsache, die jene praktisch erprobt hat. Kein Volk, kein Land ist aber so unbedeutend, daß seine specielle Geschichte nicht mehr oder weniger jene Vorzüge in sich vereinige, und darum eine genaue Bekanntschaft mit demselben zur Pflicht mache. Gehören wir vorzugsweise einem Lande wie das Unsrige an, aus dessen Schooße gleichsam der Keim der Geschichte eines so großen Theils des deutschen Volkes als herrliche Frucht ins Leben trat, welches, die Wiege und

der Mittelpunkt der denkwürdigsten Ereignisse deutscher Urzeit, noch im Besitze der wichtigsten und interessantesten Denkmäler derselben ist, so muß die Landesgeschichte um so mehr alle unsere Gefühle und Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und ihr Studium für uns an Vergnügen und Belehrung um so reicher seyn. Die Urgeschichte unseres Landes ist darum auch die Erste Geschichte des deutschen Gesammtvaterlandes, denn dessen heutige großartige Gestaltung, als ein freies, selbstständiges Volk, nach beinahe zweitausend Jahren, das keinem anderen nachsteht, das im Vorzuge vor so vielen Ländern seine Volksthümlichkeit rein bewahrte, d. h. seine Ursprache, seine Sitten und Gebräuche, seine meisten Gesetze und seine angestammten Regenten; — diese vorzügliche Lage unseres Vaterlandes begründete sich ja durch den Sturz der römischen Weltherrschaft, die durch unsere Voreltern einst, im blutigen und siegreichen Kampfe, in ihren Gauen zernichtet wurde. Man darf daher wohl die Behauptung wagen, daß es keine specielle Geschichte irgend eines Volksstammes gebe, die zugleich ganz Deutschland so viel angehe, als die Unsrige.

Außerdem wir, der einzelne Stamm des Gesammtvaterlandes, wie viele neue Anregung finden wir vor so manchen Anderen, denselben in seinen geschichtlich-kleinsten Einzelnheiten kennen zu lernen! Wie werden wir zur Bewunderung und Liebe für ihn entflammt, wenn wir durch die Geschichte in seinem ersten unscheinbaren Beginnen, in den rohen Anfängen seiner Civilisation im Allgemeinen, wenn wir seine Zunahme darin, in späterer Zeit sogar in reissender Progression beobachten; und wenn wir sehen, wie er endlich zu der hohen Stufe von intellectueller und sittlicher Cultur im Allgemeinen, und in technischer

commerzieller im Besonderen, bei der dem Land dadurch gewordenen reichen Blüthe sich emporschwang, wie wir dies heute trotz aller Leiden und Opfer der verschiedenen Zeiten unter dem beglückenden Scepter des edelsten der Könige finden; wie der Wohlstand immer mehr unter dem segensreichen Einfluße Seiner landesväterlichen Regierung gedeiht, und endlich, wie es in Seiner wahrhaft landesväterlichen Liebe und in den daraus für es hervorgegangenen zeitgemäßen Institutionen, für sein Glück eine für alle Zeiten unzerstörbare Grundlage erhalten hat!

Unsere Vaterlandsliebe wird durch dieses Studium einen Zuwachs erhalten und in Bedrängniß und Noth keine Erschütterung erleiden. Die Thaten, die Bestrebungen unserer Voreltern, ihre Leiden und ihre Ausdauer im Unglück, werden uns in ähnlichen Fällen zur Nachahmung erstarken, ihre Treue und Anhänglichkeit für die angestammten Fürsten werden auch uns nicht bloß in ähnlichen Gefühlen festhalten, sondern uns anregen, mit unbegrenztem Vertrauen und einer durch nichts zu erschütternden Liebe uns ganz der Dynastie zu weihen, der uns ein glückliches Loos hinwies, ihr, die als eine der ruhmvollsten und edelsten gleich ehrwürdig durch Alter und Tugenden, in der Geschichte dasteht und in der Gegenwart ganz Europa mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt!

Erwägt man alle diese Gründe welche für die geschichtliche Kenntniß des Vaterlandes, und in besonderer Berücksichtigung der für das Unsrige sprechen, so muß man sich wirklich wundern, daß wir bisher noch keine

Landesgeschichte hatten, die auf den Namen einer solchen Anspruch zu machen berechtigt wäre; so viel auch schon einzelne würdige Männer für dieselbe durch nützliche Vorarbeiten gethan haben. Diesem Bedürfniß wo möglich durch ein vollständiges Handbuch der Geschichte der Länder Cleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg zu entgegnen, ist meine Absicht und war darauf schon seit Jahren mein Bestreben gerichtet.

Da ich als Grundlage dieses schwierigen und ausgedehnten Unternehmens gegenwärtige, der Nachsicht des Publikums übergebene Arbeit ansehe, so beschränkte ich sie auf den Titel, unter dem sie hier erscheint. Was den Plan betrifft, den ich bei derselben unverrückt vor Augen hatte, so muß ich mir über denselben einige rechtfertigende Bemerkungen um so mehr erlauben, als ich während der Ausführung desselben, wo eine Schwierigkeit bei der andern sich anhäufte, auch erst meiner Schwäche recht inne ward, gehörig Genüge zu leisten. Meine deßfalls den 1. März verflossenen Jahres erlassene Ankündigung enthielt über diesen Plan Folgendes, dessen wörtliche Wiederholung ich für nöthig erachte, weil jene nicht allen Lesern bekannt ist, und ihnen doch zur Würdigung meiner Leistung durchaus bekannt seyn muß. Es heißt darin:

„Der Zweck dieser Geschichte ist: Gebildete Deutsche im Allgemeinen, und die Söhne und Freunde unseres Rheinisch-Westphälischen Vaterlandes im Besonderen, sollen durch dasselbe ein lebenskräftiges und geschichtlich treues Bild von den Wohnsitzen und Volksstämmen desselben erhalten, wie es sich uns seit der ersten geschichtlichen Kenntniß bis auf Karl den Großen darstellt. Der Verfasser wird sich

daher bestreben bei dieser Arbeit, mit Benutzung der besten Hülfsquellen der alten so wie der neueren und neuesten Zeit, auf Geschichte, Geographie und Ethnographie, gleiche Rücksicht zu nehmen, und wenn keinesweges seine Absicht ist, sich mit einer gelehrten Critik der Begebenheiten, besonders in Bezug auf Topographie einzelner denkwürdiger Oerter einzulassen, so wird er dagegen seine durch ruhige und unpartheiische Prüfung der Quellen und polemischen Schriften gewonnene Ansicht vorlegen. Dieser Band wird außerdem so bearbeitet werden, daß er eben so als Grundlage dienen soll, auf der das ganze Gebäude einer vaterländischen Geschichte bis auf die heutige Zeit fortgeführt werden könne, wenn es die Umstände später erlaubten, d. h. als erster Theil einer Geschichte der Länder Cleve, Jülich Berg u. s. w. als er für sich als selbstständiges Werk unter seinem eigenen Titel, wie er hier dargeboten, bestehen wird.

Die Form der Darstellung, um jetzt von dieser zu reden, soll Einheit und innere Verbindung als charakteristisches Merkmal tragen, und so weit es in des Verfassers Kräften steht und die Umstände es gestatten, pragmatisch seyn.

Denn soll ein gebildeter Leser für die Geschichte seines Volkes zur Theilnahme angeregt werden, so ist Obiges eine unerläßliche Bedingung in der Darstellung, indem bloße fragmentarische Erzählungen und Skizzen nicht befriedigen können. Man erheischt heutzutage von dem Geschichtschreiber, daß in seiner Darstellung Einheit und innere Verbindung vorherrschen, damit sich so die Masse der einzelnen Thatsachen unter seiner Hand zu einem vollständigen Ganzen gestalte.

Man fordert von ihm nicht bloß die Auswahl an sich interessanter oder unterhaltender Thatsachen, sondern sie müssen sich auch, um gehörig verstanden zu werden, am rechten Platze befinden. Es muß aus ihnen eine Belehrung über den ganzen Gang der Civilisation des Landes entspringen als einem der Ersten Zwecke einer wahren volksthümlichen Geschichte. Diese ist ja in Wahrheit nur die Erzählung von dem Leben eines Volkes, aber das Leben eines Volkes besteht nicht allein aus Zufällen, die seine Verfassung und Regierung erschüttern, sondern auch aus solchen, die auf den phy sischen und moralischen Zustand der Massen, deren Bewegung und Fortschritte einwirken. Um den Wechsel in dem Geschick und Zustande eines Landes angemessen zu erklären, muß der Geschichtschreiber in einer Darstellung alle Theile der Bevölkerung in ihrer Gesammt-Thätigkeit und Betriebsamkeit umfassen, das Zusammenwirken ihrer ganzen Industrie für die höhere Vervollkommnung, und seine Hauptaufmerksamkeit der sogenannten Mittelclasse zuwenden, die bei allen Nationen der neueren Zeit, Handel, Gewerbe und Ackerbau treibend, das beste Lebensprincip bildet. Der Geschichtschreiber soll ferner, wie unser trefflicher Pölitz sagt: „nicht im Solde eines herrschenden kirchlichen oder politischen Systems seyn, sondern nur der Menschheit angehören.“

Es fragt sich nun, habe ich dies mein Versprechen erfüllt? Meine Antwort ist, ja, in so weit, als seine Erfüllung, nach meiner Individualität und der Natur der Sache möglich war. Genügte erstere einem solchen Werke nicht, so schmeichle ich mir wenigstens mit der Hoffnung, die Bahn für einen fähigeren Nachfolger gebrochen und einstweilen das geliefert zu haben, was

die bisherige Lücke weniger fühlbar macht, bis sie in würdiger Weise ganz ausgefüllt seyn wird.

Zwei Hauptschwierigkeiten hatte ich bei dieser Arbeit zu bekämpfen, die des Stoffes und der Darstellung, und wenn diese sich wohl überall bei geschichtlichen Leistungen vorfinden, so glaube ich doch, daß sie hier in einem besonders hohen Grade Statt fanden.

In Bezug auf den Stoff Folgendes.

Die Länder am Niederrhein und in Westphalen hatten gleich anderen für die ältesten Zeiten fleißige und gründliche Forscher in den Archiven, aber wenig eigentliche Geschichtschreiber. Darum jene Massen von Materialien über einzelne Punkte, jene kritische Bearbeitungen und jener Mangel an einem vereinigten geordneten Ganzen, das eine Geschichte bildet. Außerdem leiden jene an dem Fehler, daß die Sammler oft solche Fragen unberührt oder doch unerörtert gelassen haben, die in unserer Zeit lebhaft interessiren, da sie zu der ihrigen von geringerem Werth erschienen. Die Gelehrsamkeit jedes Jahrhunderts hat seine Grenzen, die in seinem Fassungsvermögen und in seinem Bedürfnisse liegen. Als ich daher an mein Unternehmen die Hand legte, hatte ich keine früher bearbeitete eigentliche Geschichte vor mir liegen, nicht einmal eine vollständige Sammlung, zu der ich mit Vertrauen meine Zuflucht nehmen konnte. Ich suchte mich daher möglichst an die Urquellen selber zu halten, die bedeutenden Lücken auszufüllen und den Ereignissen eine Erklärung zu geben, endlich bemühte ich mich, den Boden des Landes zu erforschen und Alles dies lag mir ob in einem uncultivirten Raum, größtentheils in einer Zeit,

wo noch dicke Finsterniß auf derselben lastete, und nur selten ein Lichtstrahl sie in so weit erleuchtete, daß man eine förmliche Verirrung vermeiden konnte. In dieser Weise verfolgte ich meinen Weg, auf die erwähnten Vorarbeiten mich stützend, während ein Hauptstern durch Tacitus und andere sogenannte Alten mir leuchtete, hatte ich nicht nur die Geschichte der Völker zu schreiben, sondern auch, was die schwierigste Aufgabe war, die geographischen Bestimmungen ihrer Wohnsitze, wo nicht ins Klare zu bringen, doch möglichst genau anzugeben. So war wenigstens das Ziel, das ich bei meiner Arbeit vor Augen hatte. Daß ich es nicht meinem Wunsch gemäß erreichte, ist niemand fester überzeugt, als ich selber, wenigstens bin ich es jetzt, nachdem ich geschlossen habe. Ich erkenne die Mängel derselben sehr gern an, und ich gestehe eben so gern ein, daß ich diese nicht alle mit den aufgezählten Schwierigkeiten und der Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigen kann, weil eigentlich in meiner Schwäche keine Entschuldigung liegt; ich habe dann immer etwas unternommen, was über meine Kräfte ging, allein darin glaube ich zu Nachsicht berechtigt zu seyn, ja auf einiges Verdienst um mein Vaterland Anspruch machen zu können, daß ich in sorgfältiger und genauer Zusammenstellung der in den besten Quellen älterer, neuerer und neuesten Zeit als richtig erkannten Thatsachen und Ortsbestimmungen, für die alte Geschichte, Ethnographie und Geographie der Länder und Völker am Niederrhein und in Westphalen, ein Ganzes in solcher Uebersicht gegeben habe, daß es selbst der gebildeteren Classe der Leser einen belehrenden Genuß verschaffen kann, der ihnen nicht leicht geworden wäre, weil Mangel an Gelegenheit und Zeit, auch die

nöthige Geduld und Kenntnisse, ihnen nicht erlaubt haben würden, das, was ich ihnen hier vorlege, aus der Masse von Werken über einen oder den anderen Theil meiner Arbeit, sich aneignen zu können.

In Bezug auf die Darstellung hatte ich mit nicht weniger Schwierigkeiten zu kämpfen.

Eine Geschichte ist entweder für Männer von Fach bestimmt, oder für eine gebildete Classe, der das wissenschaftliche Studium kein eigentlicher Vorwurf ist, oder das Publicum im Allgemeinen, dem nur die sogenannten populären Schriften zugänglich sind. Für die Ersteren schrieb ich nicht, konnte und wollte ich nicht schreiben, aber für die beiden Letzteren, und darin liegt denn eben das, was ich als das Schwierige in der Darstellung bezeichnete. Ein Publicum aber aus jenen beiden Classen gleichmäßig zu befriedigen, ist gewiß keine Kleinigkeit, wenn man mit Ernst einen reellen Nutzen für es damit zu bezwecken beabsichtigte, wie es mein aufrichtigster Wunsch war. Ich mußte bei meiner Aufgabe stets vor Augen haben, nie die Scheidelinie zu überschreiten, die zwischen dem gelehrten Criticismus nebst dem dazu passenden Style einer Seits, und einem gebildeten und einer philosophischen Speculation, dem gemeinfaßlichen Style, anderer Seits, zwischen den gelehrten Forschungen selber und dem sicheren Resultate derselben gezogen ist. Ich bemühte mich daher die mittlere Bahn nicht zu verlassen, und diese Resultate, nach ihrer Prüfung und die historischen Thatsachen in einer möglichst klaren und allgemein verständlichen Sprache so zu geben, daß meine bezeichneten Leser sie verstehen, darin Befriedigung und Belehrung für ihre geschichtliche Neigung finden, und für den Mangel an Zu-

tritt entschädigt werden, der ihnen zu der Quelle selbst verschlossen ist, ja selbst für diejenigen, die nicht einmal geeignet sind, das Bild der Vergangenheit durch das Studium mehrer und zerstreuter Geschichtswerke zu erschauen. Finden sie also in vorliegendem Werkchen eine befriedigende Darstellung der geschichtlichen Ereignisse und des Landes mit seinen Bewohner, die wir Rheinland-Westphalen als das Unsrige und unsere Voreltern anerkennen, finden sie meine Erzählungs- und Beschreibungsweise in klarem Zusammenhange und die Charakterisirung der Hauptmänner und Volksstämme unserer Vorzeit, ihre Thaten, Sitten und Gebräuche, und die daraus entspringende Entwickelung unserer bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der heutigen Zeit getroffen, so wird ihnen auch ein werthvoller Eindruck davon bleiben, und dann — ist mein Zweck erreicht, der schönste Lohn meines Bestrebens und die Erfüllung meines aufrichtigsten Wunsches mit dem ich dieses Jahr schließe.

Elberfeld, den 31. Dezember 1829.

J. F. Knapp.

Inhalts=Uebersicht.

Zweite Abtheilung.

I. Abschnitt.

Schluß.

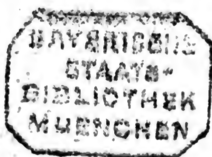
Seite.

II. Abschnitt.

Innerer Zustand von Niederrheinland und Westphalen von der Zeit der Franken bis auf Karl, den Großen.

Einige bedeutende Druckfehler.

Einleitung Seite II Zeile 14 von oben lese man verklungener statt erklungener.
„ „ „ „ 8 von unten — Vellejus bei Livius gehört vor Paterculus.
„ „ XV Anm. Zeile 2 v. o. l. m. roman statt osman empire.
Seite 9 Zeile 9 v. u. l. m. denselben st. dasselbe.
„ 15 „ 7 v. o. l. m. Heer st. Herr.
„ 21 „ 8 „ „ gesichtet st. geschichtet.
„ 39 „ 7 „ „ den st. der.
„ 42 „ 18 v. u. „ versinkend st. versenkend.
„ 69 „ 17 „ „ 15 st. 25.
„ 107 „ 12 „ „ Hercynia st. Harcynia.
„ 125 „ 10 v. o. „ fielen st. fiel.



Einleitung.

Wenigen Ländern in dem großen europäischen Staatenverein wurde gleich Deutschland das Glück beschieden, unter allen Gefahren und Stürmen der Jahrhunderte seine uralten Grenzen und seine angeborne Sprache zu behaupten. Ruhmvoller, kräftiger und blühender als je steht es noch heute da, an intellectueller und sittlicher Cultur ein Musterstaat, nachdem es ihm gelungen war, durch den Sturz des großen Völkerdrängers der neuesten Zeit seine vorige Unabhängigkeit zu erkämpfen und sie durch eine neue Bundesverfassung für alle Zukunft zu sichern.

Je liebevoller und treuer aber des Deutschen Herz für ein Land schlägt, das ihm so schöne Erinnerungen aus allen Epochen der Geschichte aufbewahrt, desto schmerzlicher muß es ihn ergreifen, daß bis heute es den angestrengtesten Bemühungen der scharfsinnigsten und fleißigsten Geschichtsforscher nicht gelungen ist, den Ursprung des deutschen Volkes, ja nicht einmal den seines Namens in genügender Weise zu ermitteln. Der dichte Nebel, der die älteste und ältere Geschichte des deutschen Vaterlandes im Allgemeinen umhüllt, ruht auch auf den niederrheinisch-westphälischen Ländern, mit deren Geschichte wir uns zu beschäftigen beabsichtigen. Weit entfernt von dem Dünkel, jene wichtige Frage lösen zu wollen, sondern nur von dem Wunsche beseelt, in Etwas ein mehr erhellendes Licht in das sie umschließende geschichtliche Dun-

kel zu bringen, haben wir mit Ruhe und Aufmerksamkeit die meisten älteren, neueren und neuesten Schriftsteller, besonders die sogenannten Alten und solche, die sich mit der Vorgeschichte unseres Volkes befaßten, gelesen, geprüft und mit einander verglichen, um wo möglich zu einem befriedigenderen Resultate darüber zu gelangen. Dies war jedoch leider kein anderes, als daß die längst gehegte Ansicht sich zur innigsten Ueberzeugung in uns erhob, unser ganzes Wissen von der Ersten Geschichte des deutschen Volkes, wie es bisher nur Stückwerk, auf einer, von gebrechlichen Hypothesen gestützten Grundlage ruhend, war, würde nie die erforderliche Consistenz und Evidenz erhalten. Die auffallende Ursache davon erklärt sich daraus, daß aus dem alten Deutschland nichts als der Nachhall längst erklungener Töne einiger Bardenharfen und wenige verwitterte Denkmäler auf uns gekommen sind, aus denen nichts zu entnehmen ist, vor Allem aber, daß es keine vaterländischen Geschichtschreiber aus jener Zeit gibt, ja nicht einmal Traditionen, als von diesen nur solche, die in einer späteren Zeit erfunden zu seyn scheinen. —

Alle geschichtliche Kenntniß, die von Deutschlands Urzeit herrührt, verdanken wir römischen und griechischen Schriftstellern, und auch diese geben uns zum Theil nur Fabeln und Hypothesen, die von keiner Haltbarkeit sind. Mit Julius Cäsar erst, ihm, dem großen römischen Feldherrn, der nicht weniger durch sein Talent für geschichtliche Darstellung ausgezeichnet war, dämmerte das früheste erhellende Licht über Deutschland und vorzüglich über die niederrheinischen Gegenden, das ungefähr hundert Jahr später durch den berühmten Historiker Tacitus und einige andere römischen Schriftsteller vor und nach ihm, als: Vellejus Livius, Ptolemäus (Alexandriner) und Dio Cassius (aus Nicäa in Bythynien) u. A. m., Pompejus Mela, Paterculus, Plinius der Aeltere, Florus, Suetonius, Ammianus Marcellinus, so wie auch durch den griechischen Schriftsteller Strabo, für unsere Geschichte immer mehr zu einem hellen Glanze erhoben wurde. Schade nur, daß diese zum Theil höchst kostbaren Mittheilungen von denen, ohnehin viele verloren gingen, z. B. von Livius, dessen 104 B.

die Sitten und Lage Germaniens, und das 147. und ff. die Thaten des Drusus enthaltend, wo das Uebriggebliebene uns den hohen Werth des Verlornen ahnen läßt, oft in zu befangener Ansicht oder in absichtlicher Verunstaltung abgefaßt sind. Auch die vaterländischen Schriftsteller, von denen mit dem Entstehen der christlichen Religion und der daraus hervorgegangenen wissenschaftlichen Bildung mehre auftraten, geben uns wenig Aufklärung, indem ihre Arbeiten zu sehr das Gepräge getrübter und von den früheren Quellen entlehnter Ansichten tragen. Diese Bemerkung findet auch ihre Anwendung auf die deutschen Schriftsteller einer späteren Zeit, wenn auch gleich manche darunter mit schönster Begeisterung zu Werke gingen, allein die zu große Vorliebe für Phylologie, die sie beinahe allein zur Grundlage ihrer Untersuchung machten, verminderte die Resultate ihrer Forschungen, oder gab denselben gar eine verderbliche Richtung. Dagegen zeichnet sich die neuere und auffallend die neueste Zeit, wie überhaupt im geschichtlichen Fache, auch hierin sehr vortheilhaft und erfolgreich aus, und mit dem lebhaftesten Dank wird jeder Vaterlandsfreund die Bemühungen erkennen eines Cluver, Täschemacher, Kindlinger, v. Steinem, Mascow, Spener, Möser und Manso, eines Mannert, Adelung, Johann von Müller, Menzel und Luden, eines Barth, Reichard, Rühs, v. Wersebe, Wilhelm und Tietze, eines Clostermeier, Fiedler, Tappe, Petersen, H. Schulz, Mallincrot, L. Koch, der Herausgeber und Mitarbeiter unserer westphälischen Zeitschriften; die geistreichen Verfasser der Germania des Tacitus: Bülau, Weiske und von Leuchsk, und von Ledebur mit seiner gehaltreichen Schrift über Volk und Land der Bructerer, so wie noch eine Menge anderer Verfasser ähnlicher Schriften.

Die meisten dieser Werke, worunter mehre mit viel Eigenthümlichkeit verfaßt sind, werden von uns zugleich als Quellen gegenwärtiger Arbeit mit gebührendem Danke erwähnt, wobei wir jedoch nicht zu übersehen bitten, daß wir die gleichfalls erwähnten Römer und Griechen im Original überall hauptsächlich benutzt und mit jenen verglichen haben.

Ehe wir von der Masse dieser Materialien den nöthigen Gebrauch machen, um die deutschen Völker am Niederrhein und in Westphalen, und ihre Wohnsitze, Sitten und Gebräuche möchlichst treu und befriedigend darzustellen, werden wir uns damit beschäftigen, den Ursprung und Namen der Deutschen nach den bisher bekannt gewordenen und berichtigten Forschungen nebst unseren Ansichten darüber mitzutheilen.

I.

Ursprung des deutschen Volkes.

Die Untersuchungen über den Ursprung der Völker nahmen von jeher die besondere Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher in Anspruch, um die Hülle abzustreifen, welche die Meisten gleich dicht umschloß. Es konnte auch dem Historiker, der bald diesem bald jenem Volke angehörte, bald sich zu einer mehr oder weniger erleuchteten religiösen Ansicht bekannte, einem mehr oder weniger scharfsinnigen philosophischen Systeme huldigte, nicht leicht werden, jene Aufgabe zu lösen; denn beinahe jedes Volk hatte seine eigene Schöpfungsgeschichte, die, obwol in der Thatsache so ziemlich Eine und Dieselbe, doch in Bezug auf Erdkunde verschieden war. Es konnte nicht fehlen, viele und äußerst abweichende Vermuthungen und Hypothesen mußten von ihnen über den Ursprung solcher Völker verbreitet werden. Natürlich eben so über die Deutschen und vielleicht noch mehr, als über jedes andere Volk, weil gerade die Erforschung des ihrigen mit unendlicher Schwierigkeit verknüpft war, die man bereits erkannte, als unsere Voreltern zum ersten Male und frühe schon in der civilisirten römischen und griechischen Welt bekannt wurden. Da nun auch wir bei gegenwärtiger Geschichte, jener schwierigen Aufgabe über den Ursprung unseres Volkes nicht entgehen können, so wollen wir ihr wenigstens unsere ganze Aufmerksamkeit widmen, uns bemühend, das wenn gleich oft Gesagte, doch in einer Weise und Zusammenstellung wieder zu geben, daß es mit mehr Interesse als Ueberdruß gelesen werden, auch nicht ohne Belehrung bleiben möchte.

Wir beginnen mit zwei Fragen, die wir zur Erörterung bringen. Sind die Deutschen ein Urvolk? Wo nicht — woher und wann sind sie in ihre Wohnsitze eingewandert?

Nehmen wir Urvolk in der Bedeutung, daß man darunter ein Volk versteht, das seit undenklichen Zeiten den Boden bewohnte, auf dem es spätere Jahrhunderte fanden, so sind die Deutschen unbedingt ein solches, denn auch sie bewohnten, wie wir später sehen werden, lange über die Zeiten der römischen und griechischen Geschichtskenntniß hinaus den deutschen Boden.

Nehmen wir aber Urvolk in seinem wahren Sinn, wo es nur ein Volk bedeutet, dem man eine eigene, auf sein Land begründete Genesis beimißt, in dem Sinne, wie es auch Tacitus in seiner unsterblichen Germania versteht, so sind die Deutschen kein Urvolk, sondern ein in den frühesten Zeiten eingewandertes.

Tacitus hält sie für ein eingebornes Volk. Seine Gründe für diese Meinung sind:

Germaniens Bewohner scheinen ihm Eingeborne (indigenae) ein Urvolk, das nie durch eine dauernde oder vorübergehende Herrschaft eines fremden Volkes eine Vermischung erlitt. Vordem wanderte man nicht zu Land aus, sondern zur See. Das große Weltmeer aber, das gegen Germanien hin unendlich weit sich ausdehnt, liegt uns gleich einem Feinde gegenüber. Unsere Schiffe befahren daher diesen Ocean selten. Berücksichtigte man selbst die Gefahren nicht, die auf dieser furchtbaren und unbekannten Wasserfläche zu bestehen wären, wer vermöchte es jedoch über sich zu gewinnen, Asien, Afrika, Italien zu verlassen, um Germanien aufzusuchen: ein Land, dessen Boden und Clima nur für Eingeborne erträglich seyn konnte. Da keine geschichtlichen Jahrbücher von diesem Volk existiren, so lebt in ihm die Vergangenheit bloß in den Gesängen fort. Die Germanen besingen in dieser Weise den Tuisko, den erdgebornen Gott und dessen Sohn Man als die ersten Stifter des Volks. Diesem geben sie drei Söhne, nach deren Namen die zunächst dem

Ocean Ingävonen, die mittleren Hernionen, die dritten Istävonen genannt worden sind u. s. w, *)

So lautet das, was Tacitus über diesen Gegenstand sagt, ohne daß er sich einer weiteren Beleuchtung desselben unterzöge. Welche Erläuterungen möchten auch darüber zu geben seyn, da Alles, was er sagt, nur aus Vermuthungen besteht, denen wir mit allem Nachdenken eben so wenig Halt zu geben, als sie zu widerlegen im Stande seyn möchten. Die Aeußerungen des geistreichen römischen Geschichtschreibers, daß die Germanen keine Vermischung durch Unterjochung von einem anderen Volke erlitten wie die gleich gebliebene Gestalt aller Germanen, ihr röthlich gelbes Haar, ihre trotzigen blauen Augen, gleichlautend mit der Aussage aller späteren Schriftsteller bezeugen, möchten am meisten der Berücksichtigung werth seyn, aber das Verlangte beweisen sie darum noch nicht. Dessen ungeachtet ist das für uns, die Nachkommen, eine nicht weniger erfreuliche Thatsache, die so sehr, als irgend etwas geeignet ist, die deutsche Vaterlandsliebe zu beleben. Es muß ja doch alle unsere Gefühle freudig anregen der Gedanke, damals schon als ein reines, unvermischtes Volk anerkannt gewesen zu seyn, und auch jetzt noch, nach beinahe zweitausend Jahren, dieser schönen Ueberzeugung uns erfreuen zu können!

Diese Ueberzeugung beweis't jedoch, wie wir bereits erwähnten, nicht, daß die Deutschen ein Urvolk seyen, es geht daraus bloß hervor, daß sie lange schon vor der Römerzeit in unveränderter Lebensweise ohne Ausartung bestanden haben, wie dies gewöhnlich bei Völkern im Stande der Nichtcultur der Fall ist; sie ist kein Beweis, daß die Deutschen nicht von einem andern Volke hätten abstammen können, dem sie nur nicht mehr gleichen, weil sie in ihrer ersten Bildung rein geblieben, während jenes im Laufe der Zeit ausgeartet war, oder weil sie, sich in den neuen Wohnsitzen frühe aclimatisirend, eine andere Gesichts- und Haarfarbe annahmen, während jenes die ursprüngliche bewahrte.

*) Franz Niclas Titze's Ansichten darüber, in seiner Vorgeschichte der Deutschen S. 6. Prag 1820.

Der zweite Grund des Tacitus ist von noch geringerem Werthe, denn wäre auch gleich das Clima und der Boden des alten Germaniens so rauh und unwirthbar, ja so abschreckend gewesen, als es die Römer beschrieben, so gibt es dennoch viele Arten von Veranlassungen, die ein auswanderndes Volk zwangen, jenes Alles zu übersehen, wäre es auch im Eden selber einheimisch gewesen. Noth kennt bekanntlich kein Gebot. Wer möchte übrigens behaupten, daß die Climate aller anderen Länder, aus denen eine Auswanderung sich ergoß, besser als die von Deutschland gewesen seyen? Der Römer dachte zuviel an sein reizendes Italien, an das schöne Griechenland — so war es aber auch damals wie jetzt nicht überall, endlich lagen selbst diese lieblichen Länder noch roh und düster in den älteren Zeiten nieder, man denke nur an die des Aeneas und der späteren, als Rom gegründet wurde. Eben so unerheblich ist die Bemerkung des Tacitus, daß die Auswanderungen nur zu Schiff und nicht zu Land Statt gefunden hätten, und es demnach unmöglich gewesen, den weit ausgedehnten und feindlich entgegenströmenden Ocean zu befahren. Denn es möchte schwer zu rechtfertigen und noch schwerer zu widerlegen seyn, daß es nicht tausend Fälle geben könne, wo Menschen, eine oder einzelne Familien (der erste Anfang einer Ansiedlung muß ja nicht durch ein ganzes Volk geschehen), auf einem noch so wenig haltbaren Schiffe, ja auf einem bloßen Floße durch Stürme des Wetters oder irgend eines überwältigenden Ereignisses über die unbekanntesten und wildesten Wasser nach den entferntesten Gegenden verschleudert, die Begründer eines neuen Volkes werden. Wie manche Beispiele ließen sich hiervon aus der Geschichte nachweisen. Man sieht, dem berühmten römischen Geschichtschreiber schwebten allein die römischen und griechischen Colonisationsarten, die phöniciscchen und carthagischen Auswanderungen vor Augen und verleiteten ihn zu seiner befangenen Ansicht. Endlich ist es ja auch gar nicht einmal erforderlich, daß Familien oder Völker zu Schiffe auswandern. Auch hierin ist die Geschichte die beste Lehrerin vom Gegentheil. Sie zeigt uns gerade, daß die meisten Völkerwanderungen zu Lande geschahen, indem diese

immer durch irgend eine Noth, eine Naturrevolution, durch die sie drängende Uebermacht eines eingefallenen Volkes oder auch, wie vielleicht in den ersten Jahrhunderten der Schöpfung, durch eine bloße Uebervölkerung veranlaßt wurden. Man erinnere sich, um ein Beispiel aus der ältesten jüdischen Geschichte anzuführen, des Auszuges der Hebräer nach Aegypten und dann wieder ihrer Flucht aus diesem Lande unter Moses Führung; ferner fragen wir, um ein Beispiel aus der römischen Geschichte selbst zu entlehnen, das Tacitus doch auch kennen mußte: „Wie kamen denn die ersten gallischen und germanischen Stämme nach Italien, den gewaltigen Römern damals schon so furchtbar? Man darf hier nicht einwenden, daß dies der Einfall eines bloßen feindlichen Heeres gewesen sey, nein, in zahllosen Massen, mit Weib, Kind und Gesind, mit Vieh und Hausgeräth strömten sie aus der Ferne daher, aber nicht zu Wasser in Schiffen, sondern über Berge und Flüsse drangen sie vor, wie später auch die Hunnen- und andere Völkerzüge. Selbst einzelne Familien machten ja nach den entferntesten Ländern Jäger- oder Nomadenzüge u. s. w. Nicht besser steht es um den Beweis, den Tacitus für seine Meinung auf die von ihm allegirten Gesänge der Germanen zu begründen sucht.

Bei allen Völkern aller Zeiten fehlt es an ähnlichen Fällen nicht, auch in der neuen Welt fand man solche, z. B. Cortez in Mexico vor, über die ihn der Kaiser Montezuma weitläuftig belehrte; die Indianer besonders sind hierin unerschöpflich. Alle Völker sind mythisch in ihren Vorstellungen über ihren Ursprung und möchten, was auch in der Natur der Sache begründet ist, Urvölker seyn, so sich allein Alles verdankend!

Die Folge aus allem bisher von uns Mitgetheilten ist also für uns, daß Tacitus den Beweis seiner Behauptung: die Deutschen seyen ein Urvolk nicht genügend geführt hat. Sollte es aber nicht noch andere triftigere Gründe geben, um annehmen zu können, daß die Deutschen ein Urvolk seyen? Wir kennen deren keine, die irgend einen Halt darböten, und, um uns nicht in unfruchtbaren Conjecturen zu verlieren, bleibt uns nichts Anderes übrig, als sie als die

Nachkommen eines eingewanderten Volksstammes oder einer oder mehrer eingewanderter Familien anzunehmen.

Müssen wir uns nun aber zu der Meinung bekennen, daß unsere Vorfahren eingewandert sind, so entsteht die Frage: Woher sind sie denn gekommen? Durch diese Frage sehen wir uns also auf einmal wieder auf den oben berührten schwierigen Punkt, in Betreff der Abstammung der Völker im Allgemeinen, versetzt. Wir sehen keinen Ausweg aus diesem schwierigen Verhältnisse, als uns an die Genesis zu halten, welche die Wiege des gesammten Menschengeschlechts nach dem östlichen Hochasien verlegt. *) Abgesehen davon, daß religiöse Ansichten uns diese Annahme zur Pflicht machen, sind auch die Forschungen der Naturkundigen und Sprachgelehrten derselben durch die gewonnenen Resultate günstig.

Wir denken über diesen interessanten Gegenstand in folgender Weise:

Wenn die erste Geschichte des Menschengeschlechts aus der Dunkelheit hervorgezogen werden könnte, von der sie so dicht umhüllt ist, so würde sie als die hauptsächtlichste Geschichte mancher Völkerwanderung erkannt werden. Als die Ebene oder das Thal, welches der Wohnsitz der ersten Menschenfamilie war, begann für die anwachsende Zahl ihrer Glieder zu eng zu werden, so war es eben so natürlich als nothwendig, daß die Masse der Uebervölkerung, die Grenzen ihres Bezirkes überfluthend, sich über die benachbarten Landschaften ausbreiten mußte, gleich den Wassern, die lange in einer unterirdischen Höhle eingeschlossen, endlich ihre Schranken durchbrechen und vorwärts in einem entfesselten Strome von der Seite des Felsen oder des Berges dahinfluthen.

Dasselbe Gesetz, welches das erfrischende und befruchtende Element über die Erde vertheilt, und von dem das Gras, die Bäume, Früchte und Blumen ihre Nahrung erhalten, bewirkt auch daß, was vorher eine unfruchtbare Wüste war, durch eine überfluthende Bevölkerung befruchtet wurde, so

*) Barth, Deutschlands Urgeschichte. 1. Bd. S. 161. Baireuth 1817.

daß man ihr nicht weniger für die durch sie geschaffene liebliche Cultur dankbar ist, die man jetzt heiteren Angesichts in so manchen Gegenden erblickt. Die Quelle in beiden Fällen hat sich erhoben und hat ihre Schranken überfluthet oder durchbrochen, und der Ausbruch, obwol gewaltsam, ja dem ersten Anscheine nach unnatürlich, hat dennoch den Durst des ausgetrockneten Bodens gelöscht, und überall, wohin ihr Einfluß sich ausdehnte, eine schönere Schöpfung ins Leben gerufen. Wie jedoch die wandernden Barbarenhorden, durch die nachher die Sitze ganzer Nationen gebildet wurden, aller Mittel entblößt waren, eine Erinnerung ihrer Thaten und Abentheuer zu hinterlassen, und ungünstig wie ihr schweifendes Leben dem Wachsthume jener mündlichen Traditionen war, die in anderen Umständen einen Ersatz für den Mangel einer geschriebenen Geschichte gewähren können, so scheint dagegen das Feld solcher Antiquitäten, bei dem ersten Nachdenken über den Gegenstand, einigermaßen von unseren Nachforschungen ausgeschlossen zu seyn, als läge es in einem andern System. Unserem auf die Vergangenheit zurückblickenden Auge scheint der von uns bewohnte Glob zuerst in dem Dunkel der Mitternacht zum Leben erweckt worden zu seyn, so daß der erste Tag ihn schon überall in Thätigkeit fand, und die Ausbreitung der großen Menschenfamilie beinahe eben so weit über seine Oberfläche hinausgeschoben war, als wir sie heute finden. In welcher Weise das mächtige Werk vollendet wurde, bemühen wir uns vergebens aus irgend einem belehrenden Denkmal kennen zu lernen, das in jener Zeit sein Entstehen gefunden hätte. Selbst wenn wir unsere Berufung an die Traditionen nehmen wollten, die unter jedem Volk noch fortleben, und die Erzählung von seinem Ursprung und von seinen früheren Schicksalen enthalten, so lernen wir nur wenig aus ihren unvollkommenen oder unzusammenhängenden Antworten, da sie außerdem meistens nur aus Fabeln bestehen, durch Priester oder Dichter erdacht, um der Nationaleitelkeit zu schmeicheln oder den eingebürgerten Aberglauben der Einbildung des Volks ehrwürdig zu machen, indem sie ihn in den Schleier eines ehrwürdigen Alterthums einhüllten und ihn mit der glänzenden Erinnerung anderer

Länder und anderer Jahre verbinden. Die Ueberlieferung eines Landes bestreitet oder widerlegt mithin die eines anderen, und im Ganzen kann kaum etwas Zuverlässigeres erlangt werden bis zum Ursprung und zur Abstammung von dieser Quelle, als von den Winden, die, wo und wohin es ihnen gelüstet, wehen.

Jedoch unter diesem Schweigen von jeder Stimme aus der Vergangenheit, gibt es glücklicherweise noch eine, die in manchen Fällen hörbar und verständlich genug zu uns redet, selbst von der dunkeln und entfernten Zeit, als die Nationen, die jetzt die Seiten der Geschichte füllen, noch ein namenloser Embrio waren. Wir meinen das Zeugniß, das uns durch unbestreitbare Offenbarungen der Sprache gegeben wird. Hier ist ein Orakel, von dem wir, verstehen wir seine Angaben richtig, noch manche Geheimnisse erfahren können, die lange als solche in Betreff unserer Voreltern verborgen waren. Wörter, dem bloßen Athem menschlicher Lippen entschwebend, die man so leicht als die am ersten vergänglichen menschlichen Produkte ansehen möchte, sind in Wahrheit von allen Dingen die am Wenigsten zerstörbaren, denn sie gelangen oft zu uns von einer Generation zur anderen, von denen alles Uebrige verloren gegangen ist, und offenbarte uns in dieser Weise nicht wenig von der Geschichte und den Sitten der Volksstämme, deren einstiges Daseyn sonst vielleicht nicht mehr nachgewiesen werden könnte. Es ist freilich wahr, daß ethymologische Nachforschungen oft dadurch an ihrem Werth verloren haben, daß sie, durch eine eben so unphilosophische als fade Façonnirung in Wortgrübeleien und Spielereien ausartend, mehr schadeten als nützten. Mit diesem Mißbrauche darf man aber die ächte Ethymologie nicht verwechseln. Beachtet man die Sprachen in Bezug auf ihren Bau und ihre Eigenthümlichkeit, so bestimmt sie uns vielleicht den Werth zu den werthvollsten metaphysischen Betrachtungen und sie ist oft geeignet, uns mehr über die Natur des Gemüthes zu belehren und dessen Verfahrungsweise in manchen der feinsten und zartesten Operationen, als wir aus irgend einer andern Quelle zu lernen vermögen.

Geht man auch von einem anderen Gesichtspunkte aus, so ist sie, wie wir schon sagten, die treueste und dauerhafteste aller Denkmäler, deren uns die frühere Geschichte der Menschheit aufbewahrt. Kein Volksstamm hat sich jemals in irgend einem Lande festgesetzt, ohne sichtbare Spuren seiner Niederlassung hinterlassen zu haben, wenn auch in keinem anderen Weg als in den Formen ihres eigenthümlichen Dialekts, die man noch bei den entferntesten Generationen erkennt, entweder in der bestehenden Sprache, oder in der geopraphischen Nomenclatur der Wörter des Landes. Gehen wir in dieser Weise auf den Ursprung der römischen und griechischen Sprache zurück, und auf die wandernden Horden, durch die sie in das Herz von Europa gebracht wurden, so muß man annehmen, verglichen die Stimme der Profanen- mit der Heiligen-Geschichte, daß Alles nach Einem Punkte Asiens, als dem Geburtslande des Menschengeschlechts hinzeigt; und alle Nachforschungen der Geographen und Archäologen bestätigen diesen Schluß, der außerdem eine Stütze beinahe überall an dem Zeugniß der Volksüberlieferungen findet. Vor Allem die Prüfung der ältesten Sprache des Osten und eben so die des Sanskrit liefert schon durch sich allein ein Zeugniß, das, wenn auch alle andere fehlten, genügend wäre, daß beide Nationen, die Griechen und Germanen von Asien ausgingen; man findet dies Zeugniß sowol in den Wurzelwörtern als in dem grammatikalischen Baue, wovon Spuren in der Uebereinstimmung mit dem orientalischen lesbar vorliegen; so daß also, als Europa seine Bevölkerung in so manchen Zügen oder jedesmaligen Einfällen von Asien zog, namentlich unser deutsches Vaterland, Griechenland, Italien u. s. w., die Horden, die sich im Centrum niederließen, ursprünglich dieselbe Sprache mit denen redeten, die sich im Süden festsetzten, und daß diese Sprache der Sanskrit war, oder ein ihm verwandter Dialekt. Einen weiteren Beweis für diese Ansicht entlehnen wir auch aus den physischen und intellectuellen Kennzeichen. Die Farbe, Gestalt, Haare, Sitten, Gebräuche und Religion bekunden unbezweifelt eine Grundverwandt-

schaft zwischen unseren Vorfahren und jenen Völkern Hochasiens. *)

Wir könnten auch einige Sagen der Altdeutschen, wie die von Odin mit seinen Asen anführen, um jene ausgeführte Meinung noch weiter zu unterstützen, aber sie, die zu sehr der Dichtung angehören und ohne historischen Grund sind, würden uns zu nichts weiter führen, als daß wir der Inconsequenz verdächtig würden, sie zu unseren Gunsten hier zu benutzen, da wir doch früher die Gesänge der Altdeutschen für einen ähnlichen Fall verwarfen.

Nehmen wir also an, was wir hier nochmals thun, daß unsere Stammeltern, als Nachkommen des ersten Menschenpaares der Genesis eingewandert sind, so thun wir es, weil wir vorziehen, uns eher an positive Satzungen zu halten, die mit unserem religiösen Glauben und philosophischen und naturhistorischen Ueberzeugungen zugleich im Einklang stehen, als ungewissen, weniger begründeten, von jenen abweichenden Vermuthungen Raum zu geben. Haben wir diesen Satz einmal als Grundlage anerkannt, so dürfen wir nun eher den eingeschlagenen Weg weiter verfolgen und die Frage zu erörtern suchen, wie die Ersten Bewohner unseres Vaterlandes in dieses gelangt seyn mögen.

Wir stellen uns die Sache so vor. Oben sagten wir, daß Tacitus eines Mans als Stammvaters der Deutschen

---

*) Herder (in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit, Ausgabe von Luden S. 400.) sagt sehr schön: „Da die Menschheit keine Mittel der Bildung als die Tradition hat, sollte man die Stimmen, die uns zur asiatischen Urwelt hinweisen, nicht bis zur Quelle verfolgen? Freilich ein trüglicher Weg, wie wenn man dem Regenbogen oder dem Echo nachliefe. Denn so wenig ein Kind, ob es gleich bei seiner Geburt war, dieselbe zu erzählen weiß, so wenig dürfen wir hoffen, daß das Menschengeschlecht von seiner Schöpfung und ersten Lehre vor der Erfindung der Sprache und seinem ersten Wohnsitze strenge Nachrichten zu geben vermöge. Indessen erinnert sich doch ein Kind aus seiner späteren Jugend wenigstens einiger Züge, und wenn mehre Kinder, die, zusammen erzogen, hernach getrennt wurden, dasselbe oder Aehnliches erzählen, warum sollte man sie nicht hören?

erwähnte. Dieser ist wahrscheinlich der Erste Mann, was auch vielleicht sein Namen allein ausdrücken soll, der mit den Seinigen aus Mittelasien nach den östlichen Gestaden des Baltischen Meeres einwanderte und da seinen Sitz aufschlug. *) Wie mag aber dieser muthmaßliche Begründer unseres Volkes dahingekommen seyn? Diese Frage, ohne Bedeutung an sich, ist nicht schwer zu beantworten. Da der Weg nördlich von Asien nach dem atlantischen Meere eine gerade Linie bildet, so war es für jenen Mann keine besonders schwierige Sache, ihn gefunden und befolgt zu haben, als ihn der Drang der Verhältnisse nach Außen trieb, und er selber noch, oder seine Nachkommen dann später um dasselbe nach dem Niederrhein herabgekommen zu seyn. Diese Erklärung findet natürlich eben so ihre Anwendung, wenn wir die Einwanderung durch ein ganzes Volk annehmen wollen, wie es nach unseren früheren allgemeinen Bemerkungen ebenfalls hätte geschehen seyn können.

In derselben Weise mögen nun auch andere Familien aus Mittelasien, auf einer südlicheren Straße, an die Donau gekommen seyn und dort den ersten Stamm deutscher Bevölkerung gebildet haben. Da jedoch die erstere Vermuthung bei unserer Aufgabe am meisten interessirt und außerdem am Ersten zu rechtfertigen seyn dürfte, so ist es auch mehr als patrioti-

---

*) Wir können nicht umhin, aus Gibbons classischem Werke: The history of the decline and Fall of the Osman empire Bd. 1. S. 300. 301. Fleischers Ausgabe, die Aporien in des berühmten schwedischen Gelehrten Olaus Rudbecks Werk Atlantica, aus Bayle 1658 in seiner Republique des lettres, über die Erste Herkunft der Schweden (Germanen) zu geben. Rudbeck unterstellt der Familie Noah eine solche Fruchtbarkeit, daß er ihr in wenig Jahren eine Vermehrung bis auf 20,000 Personen beimißt. Diese hätten sich dann in kleinen Colonien zerstreut, um die Erde zu bevölkern. Die germanische oder schwedische Abtheilung habe unter dem Befehl des Askanaz, Sohn des Gomer und Enkel des Japhet, sich durch eine mehr als gewöhnliche Thätigkeit in der Verrichtung dieses großen Werkes ausgezeichnet u. s. w. Von Schweden seyen nachher die Bevölkerungen des größten Theiles von Europa sogar die Griechen u. a. m. ausgegangen.

scher Schwindel, wenn wir die Bewohner des Niederrheins als die Stammväter des größten Theils der deutschen Völker annehmen.

Welche Zeit übrigens erforderlich war, bis jener Man oder Mann, oder seine Nachkommen, von Fluß zu Fluß, von der Weichsel bis zur Oder, Elbe, Weser und Ems und endlich bis an unseren Niederrhein gelangten, was für Veränderungen während ihres langen Zuges unter ihnen eintraten, welche Schicksale sie überhaupt betrafen, wird stets unbekannt bleiben. Eben so würde nie mit allem Nachdenken die Zeit der Einwanderung zu bestimmen seyn. Keinem Zweifel unterliegt es dagegen, daß es viele Jahrhunderte vor Christus, ja lange vor der Gründuug Roms gewesen seyn müsse, indem die ältesten Nachrichten der Griechen schon, wie wir weiter unten sehen werden, von den Bewohnern des nördlichen Europa's und bald namentlich von Deutschen (Teutonen) reden. Man erinnere sich dabei ihrer Begriffe von Hyperboräern, Riphäen, Kelten u. a. m. *)

Im fünften Jahrhunderte v. Chr. schienen bereits die Germanen am Niederrhein den ersten Versuch gemacht zu haben, den Rhein zu überschreiten, um ins jenseitige Keltenland (Gallien) einzufallen. J. Cäsar (de bello Gallico II, 4.) erfuhr aus dem Munde belgischer Abgesandten Folgendes: „Die meisten Belgier stammen von Germanen ab, die von Alters (antiquitus) über den Rhein gingen und sich wegen der Fruchtbarkeit des Landes da festsetzten. Cäsar unterscheidet genau jenes antiquitus von der Zeitbestimmung patrum nostrorum memoria, das in den gleich folgenden Worten vorkommt, und die Zeit der cimbrisch-teutonischen Wanderung bezeichnet. Aber auch aus anderen Aeußerungen

*) Mehr hierüber in dem trefflichen Werke Wilhelms: Germania S. 2., ferner in Rüh's scharfsinnigen Bemerkungen in s. Erläuterungen der Zehn ersten Capitel des Tacitus S. 87. u. ff. Barths Deutschlands Urgeschichte Bd. 1. S. 160. Rühs sagt darin unter Anderem: „Die Einwanderungen der Deutschen überschreiten das Zeitalter des trojanischen Krieges um Jahrhunderte, denn die ältesten Griechen sprechen von Bewohnern in dem ihnen bekannten äußersten Norden der Erde.

des Cäsars geht deutlich hervor, daß jener Einfall Jahrhunderte vor ihm Statt gefunden haben müsse, da die belgischen Völker um die Zeit wo er sie bekriegte, in Sitten, Gebräuchen und sogar in Sprache den übrigen Galliern schon auffallend ähnlich waren. Eine solche Veränderung bedarf aber bei Nationen eines Zeitraums von mehren Jahrhunderten.

Nachdem wir in dieser Weise unsere Ansichten über die Abstammung der Deutschen mitgetheilt haben, so wollen wir darüber auch zwei Meinungen anführen, die der Unsrigen keinen Eintrag thun werden. — Eine der neueren Lehren über die Abstammung der Deutschen, bezeichnet die Perser als unsere Stammväter. Die Beweisgründe für diese Lehre sind: 1) Die auffallende Aehnlichkeit der Deutschen mit den Persern in Sprache, Sitten und religiösen Gebräuchen, und daß Herodot habe unter den Stämmen der Perser einen gefunden, der den Namen German (Persisch: Irman oder Erman,) (Gast) führte. In Betreff des Ersteren bemerken wir, daß diese Aehnlichkeit allerdings nicht zu leugnen ist, sie fand aber auch zwischen den Slaven und Griechen Statt, ja auch jenseit des Indus und dem Hymalajahgebirge liegen Spuren davon vor, und sie beweis't nichts Anderes, als worauf wir oben aufmerksam machten, daß alle diese Volksstämme nur als aus einer Quelle entsprungen, mit einander verwandt sind. Die nämliche Bewandniß hat es auch mit den Aehnlichkeiten in Sitten und Religion, um so mehr, da hier auch schroffe Gegensätze angeführt werden können. Was das Letztere betrifft: Dieser Name ist weder nach Leseart noch Aussprache, (die Perser sprachen Dscherman, Dsjerman.) gewiß; und wann auch! Aus den in Persien gefundenen Germanen (in sofern kein ethymologischer Irrthum vorliegt) kann, abgesehen von den auch hierauf passenden Gründen, noch um so weniger etwas gefolgert werden, weil, wie wir bald sehen werden, die Deutschen sich selber nie anders als Deutsche nannten, aber nicht Germanen, welcher Name bei ihnen, wenn schon auch deutschen Ursprunges doch erst später aufkam. Erwägt man noch außerdem die Verhältnisse in dem alten Persien, so möchte es schwer zu begreifen seyn, wie eine

Auswanderung daher Statt gefunden haben könne *). Anderer will das Problem damit lößen, daß die Kimmrier, ein mächtiges Volk am Bosphorus, ungefähr 700 vor C stus aus ihren dortigen Besitzungen vertrieben nach Deut land gekommen seyen. Die Beweise für diese Thatsache aber so schwach und geschichtlich sogar widersprechend, ihrer kaum gedacht werden sollte.

Weiter wissen wir über diesen Gegenstand nichts zu gen, (um nicht noch mehr Aporien anzuführen) und leid t es uns nach allem darüber Mitgetheilten eingestehen zu m sen, daß der Ursprung der Deutschen dadurch keineswegs e schieden, vielleicht nicht einmal der Entscheidung näher bracht worden ist, ja daß die Streitfrage wol schwerlich ihre apodictische Lösung erhalten wird. Beruhigen wir u damit, daß unser Wohl und Weh nicht davon abhängt, d wir, die heutigen Deutschen, darum nicht weniger die Na kommen eines Volkes sind, das wenigstens nach sicheren g schichtlichen Daten, seit zweitausend Jahren ein Land bewohn in dem wir noch hausen, es muthig und kräftig bis heute seiner Selbstständigkeit behaupten. Wir überlassen es dah jedem, nach seiner Ueberzeugung, die Deutschen nach Taciti als Eingeborne anzunehmen, oder sie als Eingewanderte vo Ost-Asien anzusehen. ***)

II.

Namen des Volkes: Germanen, Deutsche.

Der Meinungen über das Entstehen der beiden Name unseres Volkes und deren Bedeutung gibt es nicht wenige

---

*) Luden in seinem classischen Werke: Geschichte des deutschen Volks Th. 1. S. 15 u. ff. enthält eine gründliche Erörterung dieses Gegenstandes, den wir dadurch als erledigt ansehen.

**) Man lese über dies Volk Barth in allg. Urgeschichte 1 Bd. S. 48.

***) Wir empfehlen über die Herkunft der Deutschen, Pfisters treffliche Andeutungen darüber in seiner Geschichte der Deutschen, Beilage Th. 1. S. 519; in dem größeren Werke: Geschichte der europaischen Staaten von Heeren und Ukert, enthalten.

Zwei Thatsachen stehen jedoch geschichtlich begründet fest, daß beide Namen einheimisch sind.

Wenn die Vorgeschichte des deutschen Volkes behandelt wird, so ist immer der Deutschen vor unterschieden von den Deutschen seit Julius Cäsar zu erwähnen. Jene beruht, wie schon bemerkt worden, nur auf dunklen Sagen oder schwachen, schwankenden Angaben römischer und griechischer Schriftsteller der damaligen oder späteren Zeit, die jenen nachschrieben, diese aber auf den Berichten Cäsars, im Lande selbst bearbeitet, oder auf Tacitus und anderen, noch späteren römischen Schriftstellern, als man im Laufe der Jahrhunderte nähere Bekanntschaft mit ihnen gemacht hatte.

Der Name Germanen schreibt sich von der ersten Periode her. Im Jahr 222 vor Christus erschien zum ersten Mal ein fremder Heereshaufen die Gaisathi (Miethtruppen) oder Gäsaten (Schwertträger) benannt, auf römischem Grund und Boden, unter König Viridomar (Verdomarus, Virdomarus), die von Consul Marcellus bei Clastidium, dem heutigen Chiasleggio, südlich vom Po und Pavia geschlagen wurden. Sie waren vermuthlich von Gegenden zwischen der Elbe und der Bernsteinküste hergekommen, die Plinius hist. Nat. 37. 11 Germania nannte. Diese Gäsaten waren also Germanen und so tönt der Name zum ersten Mal auf die Nachwelt hinüber. Auch besagen die Fasti Capitolini, die bis zum Jahr 12 v. Chr. reichen, darüber Folgendes.

M. Claudius M. F. M. N. Marcellus Cos. de Galleis. Insubribus et Germaneis. K. Mart. Isque Spolia. Opima rettulit. Duce. Hostium. Vir. Clastid. (Viridomaro ad Clastidium) interfecto) Sueton c. 4. behauptet zwar von Julius Cäsar fastos correxit, er hätte jene Inschrift berichtigt, um seinen Angriff auf Ariovist zu beschönigen, so daß er das Wort Gaisateis in Germaneis habe umändern lassen. Allein warum das? Es liegt kein genügender Grund vor, um diese Verfälschung anzunehmen, und so lange dies nicht ist, muß man sich auch an die Inschrift halten*). Uebrigens hat Propertius IV. 10. 40. den ächten germanischen Ursprung

*) Man lese die Einwendungen des Rühs im alleg. Werke S. 94.

des Viridomars nachgewiesen. Der Name Germanen war aber sogar schon früher, schon über 300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung bekannt geworden. Nachdem damals mehre seefahrende Nationen, als die Carthager und Griechen, die Länder des nordischen Europa besucht, und besonders die Letzteren, die Länder am baltischen Meere hatten kennen lernen so daß nachher, wie Strabo versichert, Ephorus und Klitarchus die großen Ueberschwemmungen beschrieben, welche die Fluthen an den Küsten der Cimbrier gewöhnlich veranläßten, so unternahm der Maßilier Pytheas 320 Jahre v. Chr. nach jenen Gegenden eine Reise, von der einige Bruchstücke, durch Strabo und Plinius, auf die Nachwelt gekommen sind, die interessante Daten von Germanien enthalten*). Wir erfahren durch ihn, daß vom Finischen Meerbusen um die Ost- und Seeküste des baltischen Meeres ein Volk wohnte, das er Guttonen nennt und als Germanen bezeichnete (Αδελφοι, lat. Germani durch Plinius). Die Bedeutung dieses Wortes, im Deutschen Brüder, veranlaßte einige neuere deutschen Schriftsteller das Wort Germanen daraus zu entwickeln, allein wir werden weiter unten sehen, daß Germanen ein ursprünglich deutsches Wort ist, das aller Wahrscheinlichkeit nach auch von Pytheas so vorgefunden und von ihm in das ihm gleichdünkende (den wahren Ursprung wußte er, scheint es, nicht) Αδελφοι übersetzt wurde, von wo es durch Plinius in Germani überging. Beiläufig bemerken wir hier, warum? werden wir bald sehen, daß Pytheas auch der Teutonen jener Gegend Erwähnung thut. Strabo Rer. geogr. VII, 1. §. 2. gebraucht den Namen Γερμανου von einem Volke, das hinter den Kelten in östlicher Richtung wohnte d. h. von den Germanen, dessen Bedeutung er auch hier Bruder nennt. Woraus nichts Weiteres als wie aus dem Ebenangeführten des Pytheas erhellt.

---

*) Abhandlung über das ältere Skandinavien. Von Freiherrn von Wendel Jarsberg. Koppenhagen 1781. c. f. Adelung älteste Geschichte der Deutschen. Barth alleg. W. S. 142. d. 1.

Einhundert dreizehn Jahre v. Chr. (641 n. Erb. d. St. R.) C. Cäcilius Metellus und C. n Papirius Carbo waren römische Consuln, erscholl in Rom die Schreckenskunde: Ein ungeheurer fremder Volksschwarm sey in Italien eingefallen, Cimbern, Teutonen nannten sie Einige, Umbrier u. s. w. Andere. Man konnte damals noch nicht begreifen, woher dies unbekannte Volk gekommen, das dreihundert tausend streitbare Männer in sich schloß. Als sie lange schon durch Marius zernichtet waren, (in der zweitägigen Schlacht bei Aquä Sextiae (Aix) 652 n. R. E. und 102 v. Chr. und in der Schlacht bei Vercelli im August 653) ja erst mehre Jahrhunderte später wies es sich aus, daß gleichfalls diese Fremdlinge zum germanischen Volk gehörten, und so führte man auch sie in die Geschichte als Germanen ein. Ohne uns in die Streitfrage einzulassen, in welcher Gegend Deutschlands sie ihren Sitz hatten und von wo sie ausgezogen waren, halten wir uns nur daran, daß seit ihrem Erscheinen der Name Germanen von den Römern allen Völkern beigelegt wurde, die man als Sprossen eines gemeinsamen Stammes, aus den Gegenden von der Donau bis zum Rhein und weiter nach Norden ansah. Man muß jedoch nicht zu bemerken vergessen, das jene Benennung erst ihre völlige Allgemeinheit erlangte, als die Römer später selbst die Grenzen der Wohnsitze jener Völker überschritten, wo dann auch das Land unter dem gemeinschaftlichen Namen Germania bekannt wurde.

Diese Allgemeinheit des Namens Germanen stellt sich zuerst in unbezweifelter Weise unter Julius Cäsar heraus. Er, obwol einzelne Stämme noch mit ihrem speciellen Namen als: Condruser, Eburonen, Cäräsen, Pämanen u. s. w. bezeichnend, begreift sie alle unter dem Collectivnamen Germanen. Die Ursache davon war, daß ihm überall in Gallien dieser Name entgegenschallte. Denn die Gallier der frühesten Zeit, schon lange vor Julius Cäsars Einfall, nannten alle Völker, die, zuerst den Rhein überschreitend, mit ihnen in feindliche Berührung kamen, und sich bei ihnen Wohnsitze erkämpften, Germanen, und da diesen immer neue Stämme nachrückten, so wurden von ihnen endlich alle Ankömmlinge

vom rechten Rheinufer unter dem Namen Germanen begriffen. Es ist jedoch geschichtlich nicht erwiesen, wie der Name Germanen als Volksname bei ihnen bekannt wurde, nur durch Vermuthungen lernen wir dessen Ursprung kennen.

Wir haben daher jetzt die Frage zu erörtern, wie der Name Germanen entstanden seyn möge, ob er ursprünglich ein gallischer, lateinischer oder deutscher Name sey?

Der Name Germanen hat sicherlich seinen Ursprung in der Sache selbst und ist weder ein gallischer noch römischer sondern ein deutscher. Er ist nicht römisch, denn die Römer fanden ihn überall vor und führten ihn nirgends ein. Es ist historisch erwiesen und hier bereits erwähnt worden, daß man den Namen zuerst in Gallien vorfand, und daß er selbst lange schon, wer weiß wie viele Jahrhunderte, im Gange war, sie konnten also die eindringenden Fremdlinge nicht mit diesem Namen bezeichnen. Die Römer erfanden also den Namen nicht, sondern sie bedienten sich bloß des längst üblichen, vorgefundenen. Man erinnere sich hierbei dessen, was oben über die Germanen Herodots, des Ἀδελφοι von Pytheas und der capitolinischen Inschrift gesagt wurde.

Er ist nicht gallisch. Nicht ohne Schein glaubten viele Schriftsteller ihn für gallischen Ursprungs halten zu müssen, weil man ihn zuerst in Gallien vorfand und man daraus schloß, daß die Gallier den Fremden, die zum ersten Mal bei ihnen erschienen, einen Namen beigelegt haben müßten, um so mehr da er einen gallischen Klang hatte. Sie leiteten ihn von dem gallischen Wort Ger ab, das Krieg (guerra) bedeutete, so daß sie damit dieselben als Kriegsleute bezeichnen wollten. Allein wir finden einen genügenden Grund, dieser Meinung schon darum nicht beizupflichten, da es uns weit natürlicher scheint, einen Fremden, wenn wir ihn nicht kennen, um seinen Namen zu befragen, und ihn darnach zu nennen, als ihm einen Namen nach eigener Willkühr oder einen solchen beizulegen, der seinem Stande oder Gewerbe entlehnt ist. Wir nehmen daher an, daß Germanen ein deutscher Name ist, uns theils auf das Ebengesagte stützend, theils aus folgenden überwiegenden Gründen.

Wir berufen uns zuerst auf die berühmte Stelle des Tacitus in seinem Werke: De situ moribus et populis Germaniae 2. die folgendermaßen lautet:

Caeterum Germaniae vocabulum recens (?) et nupper additum (?); quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc Tungri tunc Germani vocati sunt. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paullatim ut omnes primum a victo*) ob metum, mox a se ipsis invento nomine Germani vocantur.

Die Uebersetzung dieser Stelle möchte etwa so richtig seyn:

Uebrigens sey der Name Germanen gäng und gebe; er sey jedoch erst neuerlich (?) und späterhin hinzugekommen und zwar auf Veranlassung der Ersten, welche von diesem Volke über den Rhein gesetzt und die Gallier daselbst vertrieben hätten. Eben diese wären wie heutzutage die Tungern, so damals Germanen benannt worden. So sey denn der bloße Name einer einzelnen Nation, die keineswegs das ganze Volk ausgemacht hätte, allmählig in Schwung gekommen, so daß sich alle anderen jenen, als den von den Siegern um Furcht einzuflößen wieder aufgefundenen, (nicht erfundenen) Namen gefallen ließen.

Folgendes über diese Stelle, deren Auslegung mancher Gelehrte der älteren, neueren und neuesten Zeit seine Zeit und Mühe gewidmet hatte.

Nach Adelung**) sind bereits 530 Jahre vor Cäsar, also wenigstens lange schon vor dessen Zeit, wenn wir nicht gerade an diesen 530 Jahren halten wollen, deutsche Völker vom diesseitigen (dem rechten) Rheinufer gegangen und hatten sich, nachdem sie die Gallier aus dem benachbarten Lande vertrieben, an der Schelde und Maas niedergelassen,***) wahrscheinlich weil ihnen hier Boden und Clima besser anstanden.

*) Andere a victis (aus Furcht) und a victore um Furcht einzuflößen.

**) Adelung Aelteste Geschichte der Deutschen S. 39 und 40.

***) Man erinnere sich der obigen Bemerkungen über diesen Gegenstand.

Diese Völker, später Belgae, Belgen genannt, *) sind die von Tacitus bald Tungern, bald Germanen benannten, und sind es ohne Zweifel die von Julius Cäsar De bello gallico erwähnten Tungern, die lange nachher noch unter dem Namen Germanen fortbestanden. Als sie den Rhein überschritten, hörten die Gallier von ihnen, vielleicht auch auf ihre Frage nach dem Namen der Fremdlinge, das Wort Germanen. Sie erkundigten sich näher und erfuhren erschreckt des Wortes Bedeutung, ja die listigen Sieger setzten nun zu, um sie noch mehr einzuschüchtern, im ganzen Lande der rechten Rheinseite gebe es lauter solcher Germanen. So ward der Name bei ihnen allgemein. Der Name Germanen ist also ein Deutscher. Ist dies, so muß er aber auch aus deutscher Sprache und aus deutschem Wesen nachgewiesen werden können. Darum bemerken wir Nachfolgendes:

Der Name, aus der deutschen Sprache hergeleitet, rechtfertigt sich durch die Zusammensetzung von Heer oder Wehr oder Ger, (der eine spitzige Waffe, Spies oder Schwert) oder Geren (rufen, schreien) oder Ger, Guer (die Wehre) und Mann, daß es also ein Wehr, ein Heer oder Kriegsmann bedeutet.

Aus dem deutschen Wesen beweis't er sich, weil die deutschen Völker, zur gemeinsamen Wehr (Abwehr) in Krieg auszogen. Daraus geht auch noch hervor, daß das deutsche Volk im Allgemeinen, wie schon früher bemerkt wurde, den Namen nicht als solches führte, sondern als eine aus seinem Gewerb entsprungene Benennung, als ein nomen appellativum und nicht als ein nomen proprium, den wir bald werden kennen lernen. Darauf deutet auch schon die Endsylbe Manen hin, welche mit der, in den vielen germanischen Völkernamen einerlei zu seyn scheint: z. B. die oben erwähnten Pämanen, Ceomanen und später in Allemanen.

Um nun auch hiermit in Einklang zu bringen, daß, wie ebenfalls weiter oben ist nachgewiesen worden, mehre Jahrhunderte früher schon derselbe Name vorkam, so sagen wir, daß allerdings der Name damals eben so schon bestand und

*) Barth alleg. Werk 1. Bd. S. 127 u. ff.

durch die Tungern, nach jener Stelle des Tacitus nur erst wieder in frischen Umlauf gesetzt und durch Cäsar mehr verallgemeint wurde. Das Wort recens widerlegt nichts, weil das Neu für ihn allein es war, und das nuper inventum steht ihm auch nicht entgegen, weil inventum nicht bloß erfunden, sondern, wie wir es im Text übersetzt haben, auch wiederaufgefunden heißt. *)

Der berühmte, unvergeßliche Möser will zwar geradezu behaupten, **) daß die Deutschen, als sie das erste Mal mit den Galliern bekannt geworden, längst schon unter sich Ver-

*) Etwas paradox scheint uns die Erklärung des Wortes Germanen, welche Director Wagner in Lüneburg in dem, zu Helmstädt 1824 erschienenen Archiv für Philologie und Pädagogik gibt. Dieser Gelehrte ist der Meinung, daß, da so viel Furchtbares für die Gallier in dem Wort Germanen gelegen habe, so müsse ein anderer Begriff als der gewöhnliche, der jene Furcht unmöglich?!) habe erregen können, damit verbunden werden. Er leitet daher den Namen Germanen aus dem persischen Ahriman, dem Gott alles Bösen der Perser, her, der nämliche Weg, auf dem Manches aus der Sprache der Perser in die der Deutschen eingeführt worden, konnte auch den Ahriman mit allen Schrecken seines Wesens, seinen Dews und Dämonen, ja wie es zu gehen pflegt, mit neuen und gräßlichen Vorstellungen vermehrt, zu unseren Vorfahren geführt haben †). Nach Art roher Völker suchten sie auch in ihrer äußeren Gestalt, Kleidung, Namen, Geschrei, sich den Feinden furchtbar zu machen. Wie leicht konnten jene nachherigen Tungern sich Ahriman gleichsam Teufel, Teufelskerl zu nennen suchen, und den Galliern, die sie auf alle Weise schrecken wollten, zurufen: Seht, da sind wir, und Alle die hinter uns sind, unsere Landsleute und Brüder!

Ohne auf diese, wenn auch ethymologisch vielleicht achtenswerthe, mit den Haaren herbeigezogene Erklärung, denn das ist sie, besonders aufmerksam zu machen, fragen wir bloß, ob die Gallier, ernstlich gemeinte vor dem Teufelskerl mehr Scheu gehabt haben möchten d. h. vor der Idee eines eingebildeten Wesens, als vor den grimmigen Kriegern, die in ihrer wirklichen Schreckensgestalt vor ihnen standen und ihnen die Drohung zuriefen: Wenn ihr nicht. . . so furchtbare Kriegsmänner wie wir, sind all' die Unsrigen jenseit des Rheins!

**) Osnabr. Geschichte Bd. 1, S. 128.

†) Näheres über diesen Ahrimanin Gibbons allegirtem Werk S. 275.

bindungen, Heermanneien, Wehrmanneien gehabt hätten und daher ihr Name entstanden sey. Adelung erklärt diese Ansicht für eine Phantasie. Wir erklären sie zwar für sehr sinnreich und des geistreichen Erfinders würdig, müssen aber bemerken, daß der Bestand eines solchen Instituts nirgends geschichtlich erwiesen ist. Unsere Auslegung des Namens Germanen von Mann, Mensch und Wehr, Ger, Waffe oder zur Wehr dem Feind entgegengezogenen (aber ohne gerade als einen geordneten Bund oder einen Männerverein, wie Adam von Bremen, dies Wort wie Möser zu nehmen), scheint uns die allein richtig in Sprache und Wesen der Deutschen begründete Auslegung, zu seyn.*)

Wir entnehmen nun freilich aus dem Bishergesagten, daß auch der Ursprung des Namens Germanen nicht gegen allen Einwand erwiesen ist, wir können uns jedoch damit beruhigen daß es gewiß ist, daß er nie der Eigenname des Gesammtvolkes, sondern wie wir bemerkt haben, eine Bezeichnung ihres Gewerbes war. Der Eigenname des Volkes, den es seit der ersten Kenntniß der Geschichte führte, ist sicherlich der, den es heute noch mit Ehren führt, der Deutschen.

---

*) Adam von Bremen leitet das Wort Germanen in ähnlicher Weise, wie Möser her, doch versteht er darunter keine Mösersche Wehrmanei, sondern ein in der Natur der Sache bloß factisch beim Eintritte der Noth augenblicklich entstandener Männerverein. Darum bedient er sich auch des Ausdrucks, ein solcher Verein habe bereits ohne einen wirklichen Staatsverband bestanden. Da dieser auch wirklich nicht angenommen werden kann, so wäre es auffallend, wenn die Allgemeinheit des Namens, sich von einer solchen unsicheren Grundlage herschreiben sollte. Unsere Erklärung, die einfachste und natürlichste, wäre demnach schon darum die zuläßigste, wenn sie nicht auch am meisten mit der Nachweisung im Einklang stände, daß der Name Germanen schon bei Pytheas und in den fastis capitolinis, wie oben gezeigt worden, sich vorfände, und man nichts Andres annehmen kann, als daß die Tungern die alten Namen nicht erfunden, sondern bloß in Umlauf gesetzt haben.

Wenn wir auch nicht apodictisch gewiß behaupten können, daß all' die Völker, die von Galliern und Römern Germanen genannt wurden, sich selbst von Alters her Deutsche nannten, so spricht doch die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, insofern man besonders den Gebrauch des Wortes bis zu den entferntesten Denkmälern zurückführt.

Wir gedachten bereits oben des Marseiller Reisenden, Pytheas, der dreihundert zwanzig Jahre vor Chr. eine Reise nach den Meeren des nördlichen und westlichen Europa unternommen, und da den Namen des Volks in den Teutonen d. h. Teutische, Deutsche aufgefunden und in die Geschichte eingeführt hatte.*) Als später das mächtige Rom zum ersten Mal mit deutschen Völkern zusammen traf, finden wir nochmals den Namen Teutonen, dann verschwindet derselbe wieder. Als Volksname erscheint er nun nicht mehr, aber in einer Menge einzelner Namen klingt fortwährend das Teut durch, z. B. in Teutrich, Teutemar, Teutbold, Teutendorf, Teutenwinkel**) u. a. m. und dies Jahrhundert hindurch, bis er endlich als Collectivnahme des Volkes Dauer erhielt. Ptolemaeus Lib. II. c. 11. S. 23. Mela L. III. c. 3. weisen die Wohnsitze der Teutonen, in derselben Art nach. In Urkunden kommt er mit dem Beginnen des neunten Jahrhunderts vor (bei Auflößung des großen Frankenreichs)

*) Fehlt auch hier eine nähere Bestimmung, so erhellt doch die Thatsache klar genug aus der Art und Weise und dem Sinne, in dem Pytheas sie erzählt. Er sagt: Die Aestier, d. h. ein nicht deutsches Volk, verkauften den Bernstein an Teutone, Teutische, Deutsche nach der Ethymologie. Selbst Tacitus führt durch seinen von Tuiscon abgeleiteten Ursprung der Germanen dahin.

**) Reichard Germania S. 73 u. ff.

Der Berg Grotenburg bei Detmold (Teutmal) heißt in den Registern des vorigen Jahrhunderts der: Teut (der alte Teutoburg) der daran liegende Meierhof, wird noch jetzt Teutehof genannt. In den weichern Mundarten, vorzüglich im Friesischen, sprach man Thiet, Thiot, Died, Deed, Thiade, Tiade, im Gothischen Theot, Thiuda, Derda, Thiot, Died; selbst im Altgothischen finden wir dies Wort, aber klingt es Thiaud oder Thyt; im Neuschwedischen Thiot, und in allen diesen verschiedenen Mundarten hat es die Bedeutung Volk.

und wird der Name Deutsche vorherrschend, was dadurch bewirkt wurde, daß damals die teutische die Volkssprache im Gegensatz gegen die ausgeartete fränkische, den alten Volksnamen wieder ins Leben rief. Aber früher konnte es auch nicht seyn, weil die Geistlichen, die damals allein den Schreiberstand bildeten, ihre Schriften bloß in lateinischer Sprache abfaßten. Die Namen der einzelnen Volksstämme, die herrschend wurden, verschlangen auch den gemeinsamen Namen Deutsche, so daß er eine Zeit lang gar nicht mehr gehört wurde. Der einzige urkundliche Beleg, den wir allenfalls hierüber haben könnten, wären die Gesänge, worin die Deutschen den Begründer des Volkes Teut, Tuiscon, Tuisto feierten,*) aber diese sind leider nicht zu uns gekommen. Es ist eben ein Jammer, unsere ganze Vorgeschichte nur Fremden verdanken zu müssen. Glücklicher Weise ist für den Werth unseres Volkes dadurch nichts verloren.

Zum Schlusse über diesen Gegenstand und zu desto besserer Beurtheilung desselben, wollen wir noch die Ansichten einiger unserer besten neueren Schriftsteller darüber mittheilen.

Adelung in seiner Aelteste Geschichte der Deutschen Abschnitt V. Seite 150 nimmt ebenfalls den Namen Deutschen als den allgemeinen und ursprünglichen an. Ihm schien zwar die unmittelbare Ableitung des Adjectivnamen Deutsche von dem Namen Tuiscon, nach der Natur unserer Sprache nicht zulässig. Dagegen hält er sich an dem bekannten Namen Teutonen, findet darin den Namen Teuten und führt ihn bis auf das Stammwort Teut zurück. Er behauptet endlich, es sey unerweislich, daß je ein einzelnes germanisches Volk den Namen Teutonen oder Teuten geführt habe. Es scheint vielmehr ein allgemeiner Name zu seyn, den sich alle germanische Völkerschaften ohne Unterschied selbst beilegten.

---

*) Es ist dessen ungeachtet diese Stelle des Tacitus in Bezug auf den Urnamen unseres Volkes beherzigungswerth. In dem Namen des Erdgebornen Sohn Tuicon, Tuist, schillert auch schon Dütsch, Deutsche hervor. cf. Bredow Uebersetzung der Germania 1809. S. 99, ff. ferner die folgenden Ansichten Adelungs.

Tacitus habe eben das damit sagen wollen, wenn er versicherte, daß sich die Germanen in ihren Ländern von einem Gott Tuiscon ableiten, in welchem Worte schon das Beiwort deutsch hervorzustechen scheine. (Titze sucht in oben allegirtem Werkchen S. 11 diese Ansichten, die allerdings Einwendungen zulassen, zu widerlegen, jedoch wie uns dünkt, mit mehr Witz als Wahrheit.)

Bredow, in seiner Uebersetzung der Germania des Tacitus, Helmstädt 1809 S. 99. ff., verbreitet sich sehr scharfsinnig über diesen Gegenstand folgendermaßen: „Unsere Urväter hatten wahrscheinlich in den Jahrhunderten vor Chr. G. so wenig einen allgemeinen Namen als die Hellenen zur Zeit des trojanischen Kriegs, denn Sprache und eine gewisse Aehnlichkeit der Lebensart und Sitten war ihr gemeinschaftlicher Verband. Wie nun die Ausbreitung der Hellenen von den thessalischen Gebirgen aus und ihre höhere Kultur und Macht endlich den hellenischen Namen zum allgemeinen erhob: so möchte man vermuthen, daß auch ein, durch irgend eine Vollkommenheit ausgezeichneter Volkszweig unseres Vaterlandes Dütsche, Deutsche, oder nach der härteren Römeraussprache Teutonen geheißen habe, dessen Ruhm in Volksliedern besungen wurde, so daß er endlich der Urstamm der ganzen Nation zu seyn schien, und ihr Stammvater und Urgott der Stammvater aller ihnen verwandten Zweigen. So hörte denn Tacitus Volkslieder, in denen ein erdgeborner Sohn Tuist und sein Sohn Mann als die Urväter und Gründer der Nation besungen wurden. Mann, sagten einige, habe drei Söhne gehabt, von denen die drei Hauptstämme ihren Namen erhalten hätten. Nämlich: Ingävonen am Ocean, Hermionen in der Mitte und Istävonen (nach Plinius IV. Kap. 4) am Rhein. Diese Namen existirten wenigstens in Tacitus Zeitalter nicht, und sind vielleicht auch nie Namen einzelner bestimmter Völkerschaften gewesen, auch wol nicht von den Namen dreier Göttersöhne abgeleitet worden, sondern sind Appellativa, welche bloß die Gegend bezeichnen u. s. w.

Sehr schön und treffend sagt Wilhelm in seiner Germania S. 23:

Das plötzliche Hervortreten dieses Namens (Deutsche) sogleich nach der Vernichtung der römischen Weltherrschaft, die den Namen Germanen sanctionirt hatte, ist der sicherste Beweis für alle frühere Existenz.

Pfister (in seiner angeführten Geschichte der Deutschen) sagt unter Anderem nicht minder treffend: Der ursprüngliche Name Deutsche läßt sich geschichtlich und ethymologisch nachweisen. Wenn er gleich bei den Auswärtigen lange Zeit dem Germanen-Namen weichen mußte, und bei den meisten Nachbarn noch jetzt nachsteht, so ist er doch im Munde des Volkes geblieben, und hat auch in der Geschichte sich immer wieder in seinem Rechte behauptet. Er ist nirgends weil er überall ist.

(Man vergleiche hiermit die unerheblichen Gegengründe von Rühs in seinem alleg. Werke S. 100 durch die er zu beweisen sucht, daß der Name Deutsche vor den Zeiten Karls des Großen nicht existirt habe).

III.

Wohnsitze und Beschaffenheit der ältesten deutschen Völker.

Wir entwerfen jetzt, jedoch nur in einigen Umrissen, eine Beschreibung der Wohnsitze und der Beschaffenheit der ältesten deutschen Völker, wie wir sie uns noch vor der Bekanntschaft mit Julius Cäsar, nach der Natur der Sache, von den ältesten fragmentarischen Nachrichten, besonders von denen des Pytheas unterstützt, und von den römischen Zeiten auf die früheren zurückschließend, denken, um die folgenden Ereignisse besser verstehen zu können. Eine vollständige Darstellung des niederrheinisch-westphälischen Deutschlands, in Bezug auf Geographie, Ethnographie und Topographie folgt, dem Plane dieses Werkes gemäß, mit einer Charte am Schlusse der Ersten Abtheilung.

Aus den ältesten geographischen Andeutungen der römischen und griechischen Schriftsteller, vor dem Einfall des Julius Cäsar, geht wenig Gewinn für eine Bekanntschaft mit

den Germanen hervor. Sie kannten die Völker jener Gegend nur unter dem allgemeinen Namen Celten, Galaten, Scythen und Celtoscythen, dem Diodor von Sicilien waren darunter die Germanen die nördlichsten. Sie sahen damals nur wenig über ihre ersten Umgebungen hinaus, die Griechen erfreuten sich zu sehr, in stolzer Ruhe, ihrer hohen Civilisation und eines noch ziemlich geschlossenen Handelsstaates, die Römer dagegen waren noch zu viel mit der Befestigung ihrer Herrschaft beschäftigt und deßfalls in immerwährende Kriege verwickelt. Beiden Völkern fehlten aber hauptsächlich aus Mangel eigener Ansicht fremder Völker und Länder sichere Nachricht von ihnen, die ihnen denn durch Mittheilungen aus verschiedenen Zeiten und in verschiedener Weise auch nur sehr vermischt zukommen konnten. Dabei mochte auch ihre Unkenntniß der fremden Sprachen verderblich einwirken. Der berühmte Grieche Polybius, der doch kaum anderthalb hundert Jahre vor Christus lebte, erklärte noch, es müßten erst neue Forschungen eintreten, um aus dem Norden etwas anders als Fabeln berichten zu können. Selbst als die Römer 114 Jahre vor Christus mit den mehr erwähnten Cimbern in einen Krieg verwickelt wurden, entsprang daraus keine andere Kenntniß, als daß diese ein germanisches Volk seyen, das vom Rheine oder noch weiter von der nordischen Bernsteinküste, durch Gallien dringend, eingefallen sey — und dabei blieb es wieder lange. Damals hieß es in unbestimmter Allgemeinheit, die Deutschen wären von den alten Galliern durch den Rhein und gegen Mittag durch die Donau von den Illyriern geschieden, der Hercynische Wald, den man damals für außerordentlich groß und undurchdringlich hielt, schließe sie gegen Nordost und Norden ein, und das germanische oder nördliche Meer gegen Nordwest und Scythien und Samatien, auch der Weichselstrom gegen Morgen ein. Allein wie viele Völkerschaften mußten sich in diesem weiten Raume vorfinden, von dem man so viel als nichts wußte, denen allen jedoch man den Namen Germanen beizulegen beliebte.

Die Wohnsitze. Diese im Norden, waren in etwas verständlicheren Umrissen bezeichnet, aber über ihre Ausdehnung im Süden, ins Innere des Landes hinein, nichts zu entschei-

den. Donau und Alpen waren und blieben die Grenzen in unbestimmten Angaben.

Weiter ist über die Wohnsitze der Germanen bis Cäsar nichts zu sagen, seine Entdeckungen und die späteren Forschungen folgen gehörigen Ortes. Pytheas sagt (durch Strabo) von den nördlichsten Germanen unter Anderem: Jene Länder bringen wenig oder gar nichts von den edlen Früchten und zahmen Thieren hervor, welche unserem gemäßigten Himmelsstrich eigen sind. Die Menschen ernähren sich hier von Kräutern, wildem Obst, Wurzeln und Hirse. In den Gegenden am Rhein, wo sie Honig und Getreide haben, bedienen sie sich desselben, ein Getränke daraus zu bereiten. Sie dreschen nicht wie wir auf freiem Felde, weil die häufigen Regen und Nebel, welchen dieses Land so sehr ausgesetzt ist, die Tennen gar bald untauglich machen würden, sondern sie bringen die Aehren in große, dazu aufgebaute Häuser, wo sie dieselben ausschlagen.

Die Völker, was diese anbetrifft, finden sich in jener Zeit überall als roh, tapfer, stark und einander auffallend ähnlich an Leibern und Gesichtsbildung, mit röthlich gelben Haaren und trotzig um sich blickenden blauen Augen. Um ihre Größe zu bezeichnen, bedienten sich die Alten der Beiwörter ingentia, immania, altissima (corpora). Sideonius Appollinaris gibt ihnen sogar eine Größe von 7 Fuß, während die Römer darin um einen Fuß weniger freigebig waren. Sie wurden ferner als kriegerisch und freiheitsliebend beschrieben. Krieg war ihre Lust und die Waffen des Mannes Stolz und Zier. Das deutsche Land, mit ungeheuren Wäldern überzogen, war mit wilden Thieren aller Art angefüllt und die leeren Flächen, mit Sümpfen und Morästen bedeckt, erlaubten wenig Ackerbau. Wiesengründe gab es um so mehr für Viehzucht; sie und die reiche Jagd in den Wäldern ernährten die Bewohner, denn das Clima, natürlich rauh und unfreundlich, ließ keine Baumzucht zu.

Will man sich nun einen Begriff unseres, heute so schönen und volkreichen Vaterlandes, aus den Zeiten vor und (zum Theil) bis Cäsar machen, wie es aller Wahrscheinlichkeit nach war, so denke man sich das Land vom Rhein bis

zur Weser, von den Alpen bis zur Ost- und Nordsee, aller Anlagen der Kunst entblößt, durchaus ohne Städte, Schlösser ohne bequeme Wohnungen, ja ohne Bauernhütten, ohne Gärten und Aecker, vielleicht (wenigstens in der ganz früheren Zeit) ohne irgend eine Spur von Cultur geschweige Verschönerung; desto mehr Wüsten, Wälder, Teiche und Sümpfe. Zwischen diesen hordenweise umherirrende Menschen, im Zustande der größten Roheit, halb nackt ihre Heerden von einer Weide zur anderen treibend, oder mit schlechter Wehr, meistens durch die Stärke ihrer Leiber das Wild erjagend und erlegend. Der Boden von Nässe erkaltet, von keiner Sommerwärme belebt, trug keine genießbaren Früchte. Die wilden Thiere, das Elendthier und der Uhr, die der kalten Natur mehr angehören, gediehen am besten, Rindvieh und Pferde schon weniger. So sah es allem Anscheine nach in jenen Zeiten in Deutschland aus, also auch an unserem Niederrhein und in Westphalen. Es hatte sich jedoch schon Vieles, bei Cäsars Erscheinen, ja lange schon vor ihm, an diesem rohen Zustande unserer Vorväter geändert. Ein früh erhaltener Impuls mußte schon bedeutendere Fortschritte gemacht haben, als wir wissen, denn woher ließ es sich sonst erklären, daß schon bei seiner Ankunft die Germanen deutliche Spuren einer wenn auch geringen Civilisation bekundeten. Tacitus zählte und nannte schon bald nach Cäsar über fünfzig deutsche Völkerschaften. Von diesen lag die Hälfte mit den Römern in Krieg, die sie also persönlich kennen lernten. Jetzt traf man auch schon Ackerbau zum Theil als Hauptbeschäftigung. Es fanden sich schon Spuren von Verfassung, Unterschied des Ranges, religiöse Feier. Es fehlte ihnen nicht an Waffen, indem sie bereits mit großen Schilden, dem Schwert, der Frame, (eine Lanze, mit eiserner oder durch Feuer verhärteten Spitze) und der Streitart fochten. Die Menschen, nicht mehr so roh, besaßen so viel Bildsamkeit, daß sie unbegreiflich schnell Vieles von den Römern besonders in Betreff ihrer kriegerischen Künste absahen. Cäsar, dessen Scharfblick die natürlichen Anlangen der Germanen nicht entging, gab sich bald alle Mühe Viele für seinen Kriegsdienst zu gewinnen, die er dann in eigne Schaaren

ordnete, und die nachher in seinem Kriege mit Pompejus von ausgezeichnetem Nutzen für ihn waren. Ihre Gewandtheit und Fertigkeit, ihre Treue und Kühnheit, ihr schöner Wuchs und starker Körper bewogen nach ihm den August, sogar aus den Deutschen eine Leibwache zu errichten.

Erste Abtheilung.

Von Julius Cäsars Rheinübergang bis auf die Franken.

I. Abschnitt.

Vorerinnerung.

Ein dichtes Gewölke hängt über der Vorgeschichte unseres niederrheinisch-westphälischen Vaterlandes. Es wird den angestrengtesten und genauesten Forschungen des Historikers nie gelingen, ein erhellendes Licht über dies Dunkel zu verbreiten. Alle Spuren, die zur Bekanntschaft mit den früheren Bewohnern führen könnten, sind verwischt, erst mit dem Auftreten der Römer am Niederrhein erfahren wir etwas aus diesen Gegenden. Ihnen verdanken wir im Allgemeinen die ersten Nachrichten von unseren Vorfahrern, da auch durchaus keine Ruinen oder Denkmäler irgend einer Art von der Urzeit d. h. von der vorrömischen Zeit da sind, da ferner die Römer das Land in einem Zustande noch geringer Cultur fanden, so ist es höchst wahrscheinlich, daß ein nicht unbedeutender Theil desselben und darunter sicherlich das nun so reizende, so bevölkerte und industriöse Wupperthal damals völlig unbewohnt war, ja vielleicht noch mehr als Ein Jahrhundert eine in Morast versunkene Wildniß geblieben ist, wie sich später noch näher ausweisen wird.

Es ist also nur die Frage zu erörtern, welches die germanischen Volksstämme waren, die beim Ersten Erscheinen der Römer in den Gegenden des Niederrheins und in Westphalen hausten.

Alle uns von denselben durch die Alten gewordenen Nachrichten stimmen darin überein, daß es folgende waren, deren geographische und topographische Nachweisung wir uns am Schlusse der Ersten Abtheilung vorbehalten. [1])

Die Bataver an der Mündung des Rheins und der Maas, so wie auf beiden Seiten der Ufer der Wahl. Ausser den Batavern bewohnten die Caninefater, mit ihnen von gleichem Stamme, aber weniger zahlreich, einen Theil der Insel.

Auf dem rechten Rheinufer, Cöln gegen über bis zur Lahn und noch südlicher wohnten die Ubier, die also einen großen Theil des bergischen Landes, wahrscheinlich auch die Anhöhen unseres Wupperthales, inne hatten. Dies Volk ließ sich aber, wie wir bald sehen werden, auf der linken Rheinseite nieder, wo sie, den Namen Aggripinenser annehmend, eine zuvörderst nach ihrem ersten Namen benannte Stadt Oppidum Ubiorum (Stadt der Ubier) das heutige Cöln begründeten. Die Ubier gränzten in der Nähe von Mörs an das Gebiet der Gungerer. Die Bructerer, eins der mächtigsten Völker auf dem diesseitigen Rheinufer, wohnten im Norden der Lippe (wahrscheinlich auf beiden Seiten derselben) gegen die Yssel bis zur Ems und von der Ems bis in der Nähe der Weser. Ihr Gebiet verbreitete sich demnach über den größten Theil des preußischen Münsterlandes. Sie hatten die Marsen zu Nachbarn, die auch einen Theil des Münsterschen und vorzüglich das Osnabrückische bewohnten. Die Usipeter hausten im Norden der Lippe, westlich von den Bructerern längs dem Rhein, im Westen bis herab an die Mündung dieses Flusses. Die Chattuarier südlich von den Usipetern am Rhein bis zu den Ubiern und Tencterern

1) Diese Bemerkung diene ein für allemal für den Fall, wo in der geschichtlichen Darstellung die Völker und bedeutende Oertlichkeiten nicht ausführlich erörtert sind.

aufwärts. Die Tencterer, beinahe immer mit den Usipetern gemeinschaftlich aufgeführt, waren später bloß durch das Bett des Rheines von den Ubiern geschieden, als diese über den Rhein gezogen waren, so daß sie deren Gebiet einnahmen und also unsere specielleren Vorfahren sind. Als sich die Usipeter mehr nach Süden zwischen der Sieg und Lahn festsetzten, so rückten die Tencterer nordwärts bis zur Lippe. Im Südosten von ihnen hatten die Sygambrer ihre Wohnsitze. Zu J. Cäsars Zeiten hatten sie ihre höchste Blüthe erreicht. Ursprünglich wohnten sie an der Sieg, von der sie ihren Namen hatten, dann zogen sie sich nordwärts, in das heutige westphälische Sauerland. Die Sueven, den Römern schon lange vor Christus bekannt, waren eigentlich kein einzelnes Volk, sondern bestanden aus mehrern Volksstämmen, deren jeder neben dem gemeinsamen Namen Sueven den Einzelnnahmen seines Stammes führte. Die Marcomannen waren die mächtigsten darunter. Sie spielten eine Hauptrolle im Kriege des Ariovists mit Cäsar. Er selber soll ein Marcomanne gewesen seyn. Nach Ariovists Niederlage wohnten die Marcomannen zwischen Main und Neckar, und ein Theil reichte bis in die Nähe des Thüringer Waldes, und noch später dehnten sich ihre Wohnsitze über den größten Theil des heutigen Böhmens aus. Nach Tacitus wohnten die Sueven von der Donau bis an die Ostsee. Die Chatten werden gewöhnlich mit den Sueven vermischt und gemeinlich unter diesem Namen von J. Cäsar aufgeführt. Sie waren jedoch ein eignes Volk. Ihre Westgrenze sties an das alte Gebiet der Ubier. In dem Feldzug des Drusus traten sie zum ersten Mal unter ihrem eigenen Namen auf. Damals kämpften sie vereint mit den Sygambern und Cheruskern mit den Römern. Die Chaucken bewohnten die Küsten der Nordsee von der Ems bis zur Elbe. Die Cherusker, durch Hermann und ihre Tapferkeit in der Varusschlacht so berühmt, sind in Bezug auf ihre Wohnsitze noch vieler Ungewißheit unterworfen. Zur Bestimmung derselben einstweilen nur so viel. Westlich an die Chatten gränzend, von denen sie durch den Baceniswald geschieden waren, verbreiteten sie sich auf beiden Ufern der Weser. Zur Zeit Her-

manns kamen die Cherusker jedoch in Gegenden vor, wo sie früher nicht waren, nämlich im Norden und Westen des Harzes. An sie haben sich, was ihr Ansehen bekundet, fast alle kleinere Völker angeschlossen, die, auf der Westseite der Weser wohnend, nicht stark genug waren, sich vereinzelt der römischen Macht entgegenzustellen.

Nachdem wir so eine, einstweilen für unseren Zweck genügende, Skizze der deutschen Völker entworfen haben, die sich über die Länder des Niederrheins und Westphalens, zum Theil auch weiter ausdehnten, so können wir jetzt unsere Geschichte beginnen; und da wir nicht die Absicht haben, eine Geschichte der Deutschen, sondern nur der Deutschen unseres Landes zu schreiben, so eröffnen wir sie mit der Ankunft Julius Cäsars, dem Ersten der römischen Feldherrn, der im Lande erschien.

I.

Julius Cäsar am Niederrhein.

Ungefähr um das Jahr zwei und siebzig vor der christlichen Zeitrechnung hausten zwei Völkerstämme im mittleren Gallien, die Heduer und die Averner; die Ersteren hatten ihre Wohnsitze am rechten Ufer der Saonne (damals Aar, Aarar) zwischen den Avernern und Sequanen. Beide standen mit den Römern, die auch einen Theil Galliens inne hatten, wovon wir hier bloß als ihnen völlig unterworfen die heutige Provence nennen, in gutem Vernehmen, und galten gewissermaßen als ihre Bundesgenossen. Da Jedes dieser Völker seit Jahren die obere Leitung der Angelegenheiten in Anspruch nahm, so entstand ein langer und blutiger Kampf zwischen ihnen. Die Averner, den Kürzern ziehend, verbanden sich mit den Sequanen, erlitten aber auch so vereint Unfälle. Voll Zorn und Rache hierüber den Mitteln nachgrübelnd, durch die sie das Uebergewicht über ihre gewaltigen Feinde erringen möchten, fielen sie auf den unseligen Ausweg, den Sueven-König Ariovist (Ehrenfest) zu Hülfe zu rufen. Er kam mit ungefähr 15,000 Mann, besiegte die Heduer und — blieb in Gallien, den schönsten und besten Theil des Landes sich zueignend. Um seine Eroberungen sich so viel besser zu sichern, ließ er immer mehr seiner Deutschen nach Gallien kommen, ihnen sich nach Willkühr anzusiedeln erlaubend. 2) Jetzt wurde es den besiegten Heduern sowohl

72 vor Ch. G.

2) Es sollen in dieser Weise sich beinahe 150,000 Deutsche in Gallien festgesetzt haben.

als den Siegern: den Avernern und Sequanen bang, daß die fremden Eindringlinge nach und nach den größeren und besseren Theil ihres beiderseitigen Gebietes verschlingen möchten.

In dieser Zeit, um das Jahr 58, stand Julius Cäsar mit seinen Legionen in Gallien, um dessen Unterjochung zu vollenden. Es hatte sich bereits der größte Theil seinen sieg-reichen Waffen unterworfen und er richtete eben seinen Blick auf die nordwestlichen Bewohner des Landes: auf die Belgen, als jene Vorgänge Statt fanden. Da wandten sich die von Ariovist gemißhandelten drei Völker, in ihrer Bedrängniß, an den römischen Helden um Beistand; sie, die durch Furcht und Leidenschaft abermals Verblendeten! bei dem wollten sie Rettung suchen, der selbst nur auf ähnliche Eroberungen ausging.

Der römische Feldherr, obgleich ein Virtuose in Verstellung, konnte dennoch kaum seine Freude über einen Antrag bergen, der ihm eine Gelegenheit darbot, gerade an Dem seine Kraft zu erproben, der allein die Macht und Fähigkeit hatte, sich ihm als Rival entgegen zu stellen. Beide konnten bei dergleichen Verhältnissen nicht neben einander bestehen, nur Einer durfte in Gallien gebieten, und hierzu glaubte sich der civilisirte Römer, dem rohen Germanen gegenüber auserkohren. Der Antrag von drei solchen Völkern mußte ihm außerdem noch erfreulich seyn, weil er, mit ihnen verbunden, nach der Besiegung Ariovists um so leichter ganz Galliens und durch dieses Roms Herr zu werden die Aussicht hatte, so den größten und geheimsten seiner Plane erreichend. Cäsar sagte daher freudigen Herzens den Hülfesuchenden die vermeintliche Hülfe zu. Ariovist bald davon unterrichtet, ließ seine Stimme in den Gauen des Rheins erschallen, die Deutschen mit den Ränken der Römer bekannt machend und ihnen die Gefahren bezeichnend, die das gemeinsame Vaterland bedrohten. Ueberall wurde sein Ruf mit Beifall aufgenommen und von allen Seiten strömten deutsche Jünglinge und Männer schaarenweise herbei. Am vaterländischen Rhein wollten sie sich sammeln, um den Römerfeind und berühmten Heerführer zum ersten Male im muthigen Kampfe kennen zu lernen.

Für Ariovist und die deutsche Sache blieb jedoch diese schöne Begeisterung der Sueven ohne Erfolg, indem als er eben sich mit ihnen vereinigen wollte, es ein anderer deutscher Stamm vom rechten Rheinufer: die Ubier, verhinderte. Dieses, unser Land der Berge bis an den Rhein, dem heutigen Cöln gegenüber bewohnende Volk, ward aus Rache an den Sueven Verräther an der gemeinschaftlichen Sache. Seit vielen Jahren schon lagen die Ubier in blutiger Fehde mit den Sueven, denen sie selten gewachsen waren. Als sie jetzt vernahmen, daß diese herannahten, gedachten sie eine Gelegenheit zu finden, an ihnen für so manches Unbild Rache nehmen zu können. Sie brachen aus ihren Wohnsitzen auf, rückten bis gegen den Main vor, und sich in Uebermacht den Sueven, die sich unbesorgt zu dem bestimmten Sammelplatze am Rhein begaben, entgegenwerfend, gelang es ihnen, sie zurückzutreiben und Viele derselben zu erschlagen.

Cäsar seiner Seits ebenfalls von dem Herannahen der Sueven unterrichtet, und diese Vermehrung der Streitkräfte Ariovists befürchtend, beschloß der Vereinigung beider Heere durch einen entscheidenden Schlag gegen Ariovist zuvorzukommen. Dieser sein Vorsatz aber war nicht so leicht auszuführen. Die Hauptschwierigkeit lag in dem Schrecken, der, plötzlich über die römischen Legionen gekommen, ihnen Muth und Besonnenheit raubte. Die Einwohner in Vesontio, (das heutige Besançon) einer Stadt der Sequanen, die Cäsar eben erobert hatte, bewirkten jenen Schrecken durch die Schilderung, die sie von den Deutschen machten, gegen welche die Römer zum ersten Male zu Felde ziehen sollten. Sie beschrieben sie als die stärksten, tapfersten und wildesten Kriegsmänner, deren Muth und Waffengeübtheit sie weit über die Gallier erhöben. Die Verwirrung und Muthlosigkeit nahmen so schnell und überwiegend im Heere zu, daß nicht viel fehlte, es hätte sich völlig aufgelößt. Cäsar zeigte sich jedoch in dieser critischen Lage ganz in der ihm eigenthümlichen Charakter- und Feldherrngröße, so daß es seinen Bemühungen und kräftigen Einreden gelang, was beinah unmöglich schien, seinen Heldengeist über die Masse des Römer-Heeres zu bringen. Drohungen, Bitten und Erinnerung an den römischen

Namen und die bisherigen Siege über gleich starke und wilde Völker, Versprechungen von Beute, und alles Andere, was dem Rednertalent und überhaupt der glänzenden Persönlichkeit dieses außerordentlichen Mannes zu Gebote stand, brachte eine ganze Aenderung in die Muthlosen. Dieselben sahen bald mit eben so viel Ungeduld einer Schlacht entgegen, als sie ihrer früher mit Angst geharrt hatten. Ariovist seiner Seits die Sueven erwartend, suchte Zeit zu gewinnen und ließ sich zu dem Ende mit Cäsar in eine Unterhandlung ein, ja er hatte sogar eine persönliche Zusammenkunft mit ihm. Diese Spiegelfechtereien führten jedoch zu nichts. Cäsar wol einsehend, daß er die jetzige gute Stimmung der Römer nicht durfte unbenutzt lassen, beschloß die Schlacht. Sie hatte Statt; und trotz allen Heldenmuthes der Deutschen ging sie für sie verloren. Ariovist aufs Schmäligste geschlagen, konnte sich kaum aufs rechte Rheinufer mit wenig Gefolge retten. 3) Indessen verstrichen einige Jahre, während deren Cäsar mit der definitiven Unterjochung der Gallier beschäftigt, die diesseitigen Deutschen nicht beunruhigte. Als er aber seinen Zweck in Gallien erreicht hatte, beschloß er die trotzigen Deutschen, um ihnen für immer alle Lust zu Einfällen in Gallien zu benehmen, in ihren eigenen Gauen heimzusuchen und zu züchtigen. Die Ubier noch immer voll ihres alten Haders gegen ihre Nachbarn, die Sueven, boten ihm zu dem Rheinübergange ihre Schiffe an; allein aus römischem Stolz keinen Gebrauch von diesem Anerbieten machend, erbaute er eine Brücke über den Rhein, von der er in seiner Geschichte vom gallischen Kriege eine weitläuftige Beschreibung gibt. 4) Diese wurde den besten Nachrichten zufolge
55 vor 698 nach R. E. Neuwied gegenüber am weißen
Ch. G. Thurme geschlagen.

Der Rheinübergang Cäsars brachte ihm jedoch weder Vortheil noch Ruhm, da er keine Feinde (die Sygambern)

---

3) Sein späteres Schicksal ist unbekannt. Nach einer Stelle in Jul. Caes. L. V. c, 29. zu urtheilen, scheint er bald hernach gestorben zu seyn.

4) Cäsar selbst nennt den Ort nicht, wo er über den Rhein ging.

traf, die ins Innere ihrer Wälder sich zurückgezogen hatten. Da er ihnen demnach nichts anhaben konnte und ihn neue Unruhen nach Gallien zurückriefen, so ging er wieder nach achtzehn Tagen über den Rhein zurück, vor der Hand zufrieden, als der Erste den berühmten Strom überschritten zu haben. Zwei Jahre später setzte der römische Feldherr noch einmal, eine halbe Stunde oberhalb der ersten Stelle bei dem Dorf Ormütz über den Rhein, um sich bald eben so erfolglos wie das erste Mal wieder über denselben zurückzuziehen, denn auch jetzt wagte er es nicht, den in ihre Wälder geflüchteten Deutschen zu folgen.

Er ließ diesmal einen Theil der Rheinbrücke am linken Ufer des Stromes mit Thurm und Besatzung stehen, [5]) um die Deutschen über seine Rückkehr in Furcht zu halten, oder ihnen einen weitern Einfall zu wehren. So blieb Cäsar nichts von seinem Unternehmen gegen die diesseitigen Stämme als der leidige Ruhm, sie zum ersten Mal mit einem römischen Heere im eigenen Lande heimgesucht zu haben. Die Geschichte trug jedoch einen schönern Gewinn davon, indem ihr durch die Kriege Cäsars am Niederrhein und seinen Uebergang über diesen Strom, von dem Heldengeschichtschreiber die Materialen beinahe zu der Gesammtkenntniß überliefert wurden, die uns heute noch so viele Belehrung über die Bewohner und die Beschaffenheit jener Gegenden, aus seiner Zeit, gibt.

II.

Kriegsvorfälle am Niederrhein. Niederlage des Lollius.

Durch die Versuche J. Cäsars gegen die Deutschen am linken und rechten Rheinufer, wozu ihn seine Kriege in Gallien veranlaßt hatten, geschah es, daß die Römer in unmittelbare Berührung mit den Deutschen gekommen waren, denn der Rhein, zweimal überschritten, konnte keine bedeutende

5) Bei seinem ersten Rückzuge hatte er die Brücke abbrechen lassen.

Grenzlinie mehr abgeben. Die Deutschen, durch die wenigen Erfolge des römischen Oberfeldherrn und besonders durch seine bald darauf erfolgte Rückkehr nach Italien ermuthigt, machten jetzt ihrer Seits Versuche angriffsweise zu verfahren. Es waren dieselben aber gegen die Römer nicht ernstlich gemeint, den Ubiern, die wir als Freunde und Hülfsgenossen der Römer kennen, galten sie zuvörderst allein. Die Sueven, die nach dem Obigen besonders Ursache zu Beschwerden gegen sie hatten, fielen mit ihrer ganzen Macht und einer solchen Heftigkeit über sie her, daß bereits um die Zeit des Regierungs-Antrittes des Kaisers Augustus die Ubier sich nicht mehr in ihren diesseitigen Wohnsitzen zu behaupten vermochten. Dies bewog den damaligen römischen Statthalter M. Vipsanius sie über den Rhein zu führen und ihnen da ein Gebiet einzuräumen. 6) An dem Ort, wo sie eine Stadt anlegten, die bereits erwähnte oppidum Ubiorum, gründete später, wie wir sehen werden, Agrippa's Enkelin, des Kaisers Klaudians Gemahlinn Agrippina eine Colonie, von der unser Cöln seinen Namen erhielt.

Die Römer, deren Politik von jeher dahin gerichtet war, die Zwiespalt unter ihren Feinden zu erhalten, freuten sich nicht wenig über jene Kämpfe unter den Deutschen und den Unfall der Ubier, die ihnen nun völlig preisgegeben, durch Versetzung auf das linke Rheinufer eine Vormauer zwischen Gallien und Germanien bildeten. Indessen verstrichen einige Jahre ziemlich ruhig. Kaiser August, der indessen aus Gallien, wo er zur nähern Kenntniß und Pacification dieses Landes sich befand, 7) einen Besuch am Niederrhein machte,

---

6) Strabo L. IV. P. 149. Tacitus Annal. L. XII. c. 29.

7) Augustus gab damals den Provinzen Galliens eine neue Eintheilung, die sich auch über das gallische Belgien erstreckte. Der Landesstrich, den die Nervier, Atrebate und die übrigen alten Belgier bewohnten, erhielt den speciellen Namen Belgien, der, in dem die eigentlichen Deutschen hausten, wurde von ihm Germanien benannt, das er außerdem nach der Lage des Rheins in das Obere und Niedere eintheilte. Das Erstere, den Alpen näher, hieß auch Germania prima und das Andere Germania secunda. Dieses zog sich um die Maß und am Niederrhein, so daß es von Belgien

benutzte seine kurze Anwesenheit daselbst, auf einer Anhöhe am Rhein (auf dem Fürstenberg bei Xanten) ein befestigtes Lager, das nachher so berühmt gewordene Castra Vetera, anzulegen. Diese Feste, die später an Umfang sehr zunahm, deren Besatzung gewöhnlich aus zwei Legionen bestand, bildete von nun an eine kräftige Wehr gegen die jenseitigen Völker, wenn sie Einfälle über den Rhein versuchten.

Nicht lange nach des Augustus Rückkehr und nachdem auch Agrippa seine Stadthalterschaft an Marcus Lollius abgegeben hatte, weil ihm eine Sendung nach Spanien geworden war, wurde durch einige glückliche Unternehmungen dreier niederrheinischer Völker gegen die Römer ein folgenreiches Ereigniß für die Deutschen an der rechten Rheinseite herbeigeführt. Der neue Statthalter M. Lollius, ein geiziger, harter und unbesonnener Mann, sandte nämlich einige seiner Diener zu den Usipetern, Tenkterern und Sygambriern, um bei ihnen mit aller Strenge eine Brandschatzung einzutreiben. Diese ohnehin gereizt und durch die Abberufung Agrippa's, den sie eben so achteten als fürchteten, ermuthigt, wurden jetzt über diese freche Zumuthung so erbittert, daß sie die römischen Abgesandten ergriffen und ans Kreuz schlugen. [8]) [9]) Hiermit aber noch nicht zufrieden, zogen sie auch über den Rhein, [10]) fielen in das jenseitige Germa- 16 vor
nien und schlugen die römische Besatzung, die fünfte Legion, Ch. G.

---

durch die Demera und die Schelde geschieden war. Die Gränze zwischen beiden Abtheilungen bildete der Bogen, den der Rhein bei Mainz und Bingen umschreibt. Deutschland auf dem rechten Rheinufer wurde mit dem unbestimmten Namen Germania Transrhenana benannt.

8) Dio Cassius L. LIII. P. 534. u. f.

9) Wahrscheinlich nahmen die Deutschen diese Rache an ihren Unterdrückern bei Lollam auf dem rechten Ufer der Ruhr, zwischen Bochum und Steele.

10) Der Ort, wo diese cladis Lolliana vorfiel, ist zwar nicht gewiß, wahrscheinlich aber die Gegend des heutigen Xanten.

Römische Denkmäler in der Gegend von Xanten und Wesel am Niederrhein und an der Lippe. Seite 11. Von Dr. Franz Fiedler. Essen 1824 bei Bädecker.

der sie sogar einen Adler wegnahmen, und plünderten das Land. Marcus Lollius schickte hierauf Reiterei gegen sie aus, aber auch diese, von ihnen in einen Hinterhalt gelockt, besiegten und zerstreuten sie. Ja sie verfolgten die Flüchtlinge bis in das Hauptquartier des Lollius, und trafen ihn so derb, daß er nur mit Wenigen sein Leben durch eilige Flucht retten konnte.

Als die Nachricht von diesem, für die römischen Waffen eben so unerwarteten, als nachtheiligen mehr noch aber schimpflichen Ereigniß, [11]) dem Augustus berichtet wurde, war er darüber so erbittert, daß er einen Plan entwarf, der nicht bloß eine Bestrafung jener Völker, sondern auch ihre Unterjochung bewirken sollte. Die Ausführung dieses großen Unternehmens glaubte er keinen würdigeren Händen, als denen seines kühnen und talentvollen Sohnes Nero Claudius Drusus, später mit dem Beinamen Germanicus, vertrauen zu können. Die Folge rechtfertigte nur zu sehr zum Verderben der Germanen die kluge Wahl des Kaisers. Drusus, sein Stiefsohn und jüngerer Bruder des Tiberius, von Livia, der Gemahlinn des Augustus, im dritten Monate ihrer Vermählung mit ihm im kaiserlichen Pallaste geboren, weßwegen man ihn für seinen wirklichen Sohn hielt, war noch in der
13 vor Blüthe seines Alters, er zählte kaum 25 Jahr, als ihm die
Ch. G. wichtige Sendung ward.

Drusus kam mit einem ächten Römerherzen, voll Rache über den dem Kaiserreiche durch Barbaren widerfahrnen Schimpf, an den Niederrhein. Um seinen Unmuth aufs Höchste zu steigern, trug es sich zu, daß kurz vor seinem Eintreffen drei Völker abermals einen Einfall in das römische Germanien machten, so daß er gleich in ein blutiges Gefecht mit ihnen verwickelt wurde, das er aber siegreich bestand. Es kam nun zu dem Gefühle der Rache und Erbiterung bei ihm auch die Ueberzeugung, daß es bei diesen Streifereien nicht

11) Suetonius in Aug. 23. Graves ignominias, cladesque duas omnino, nec alibi quam in Germania accepit, Lollianam et Varianam. Sed Lollianam majoris infamiae, quam detrimenti.

bleiben und die Germanen, wenn sie nicht in ihres Landes Herzen angegriffen, und einen derben Schlag erhielten, endlich den Römern gar noch gefährlich werden möchten. Er beschloß daher, dem Unwesen für immer dadurch ein Ende zu machen, daß er Germanien mit seiner ganzen Macht überzöge, erobere und zu einer römischen Provinz mache. Ein Entschluß, der nach dem Maßstabe der damaligen Zeit gemessen, dieses kühnen Jünglings würdig war, dessen alle römische Geschichtschreiber nur mit gleich hohem Lobe gedenken. Die Kriegszüge, die er von jetzt an in einer Reihe von Jahren gegen die diesseitigen Deutschen unternahm, von denen noch heute Spuren vorliegen, rechtfertigen die hohen Begriffe von seinen Feldherrn Talenten und seiner Thatkraft.

Die Länder des rechten Rheinufers, die zum Theil der Gegenstand dieses geschichtlichen Werkes sind, wurden von jetzt an der Schauplatz vieler eben so wichtiger als interessanter Ereignisse, und treten durch diese aus ihrem bisherigen Dunkel hervor.

III.

Des Drusus Heerzüge am rechten Ufer des Niederrheins und in Westphalen.

Drusus, der nicht bloß mit Wissen, sondern mit dem vollen Beifall seines erlauchten Vaters und von ihm mit großen Mitteln dazu ausgerüstet, auf die Vollziehung seines Eroberungs-Planes ausging, eröffnete jedoch den Feldzug nicht eher, als bis er durch Verbindungen mit deutschen Volksstämmen dasselbe sich zu sichern gesucht hatte. Die Bataver und Friesen vor Allen bemühte er sich, theils durch Güte zu gewinnen, theils durch Zwang auf seine Seite zu bringen. Es bedurfte indessen dies Letzteren bei beiden Völkern nicht: die Friesen, eben in eine Fehde mit ihren Nachbarn den Bructeren begriffen, waren froh seinen Beistand gegen dieses gefürchtete Volk zu erhalten, und die Bataver versagten ihm ihren Beistand nicht aus altem Groll gegen die diesseitigen Deutschen, die sie einstens aus ihrer Mitte gestoßen hatten.

Ihre Verbindung besonders war für ihn von unschätzbarem Werth, indem er durch dieselbe in Stand gesetzt wurde, auch von der See aus in Deutschland einzudringen. Nachdem er in dieser Weise seine Wünsche erreicht hatte, zögerte er nicht, eine Flotte auf dem Rhein zu erbauen, und diesen Fluß durch einen Canal mit der Yssel zu verbinden, der den Namen fossa Drusi erhielt.[12] Durch einen starken Damm wurde die größte Masse des Rhein-Wassers in dies neue Bette gedrängt, damit so der Zuyder-See und das deutsche Meer von der römischen Flotte befahren, und die nördliche Küste Deutschlands, besonders die Mündungen der Ems, Weser und Elbe, als bequeme Landungsplätze benutzt werden könnten.[13] Allem Anschein nach, denn Gewißheit haben wir keine darüber, zog sich dieser Drusus-Canal von Doesburg bis nach Isselort, oberhalb Arnheim, wo noch jetzt der Canal einen Theil des Rheins mit der alten Yssel verbindet. Da dieses große Werk in so kurzer Zeit und so vollständig ausgeführt wurde, so kann man nicht genug den Verstand und die Thätigkeit dessen Stifters bewundern. Das waren aber nicht die einzigen Vorbereitungen, mit denen sich der römische Cäsar beschäftigte. Nach Florus legte er noch außerdem am Rhein über fünfzig Castelle an, verband Bonn und Geusen (Gesonia) durch eine feststehende Brücke mit einander und die bereits erwähnte Castra Vetera machte er zu seinem Hauptwaffenplatz. Drusus kam mit allen diesen mühevollen Zurüstungen innerhalb nicht vollen zwei Jahren zu Stande.

12 vor Ch. G. Im Jahr zwölf vor der christlichen Zeitrechnung begann er bereits sein erstes Unternehmen durch einen Zug über den Rhein, den er oberhalb der Insel der Bataver, der heutigen Betuve[14] in das Land der Usipeter bewerkstelligte, und von wo er in das Gebiet der Sygambrier vordrang. Von den Thaten, die er gegen diese beiden Völker verrichtete, ist nichts bis auf uns gekommen. Wahr-

12) Sueton in Claud. 1. Tacit. Ann. II. 8. Fossam, cui Drusianae nomen ingressus.

13) Dr. Wilhelm: die Feldzüge des Nero Claudius Drusus. 1826. S. 20.

14) Dio Cassius S. 544.

scheinlich hatten sie, wie früher die Germanen, bei Cäsars Einfall, gegen ihn keine Feldschlacht gewagt, und sich in die Wälder und Berge vor ihm zurückgezogen. Nach Wilhelm waren die Römer damals bis in die Gegend unseres Hamms gekommen. Drusus ging wieder über den Rhein zurück, und zog sich bis nach dem deutschen Meere abwärts. Seine Absicht, daß er diesen Umweg machte, war, Deutschland nun vom Meere rückwärts und zugleich vom Rhein aus anzugreifen. Er begann mit der Ausführung dieses weit ausgedehnten Planes in der Weise, daß er in die Ems einlenkend, die Bructerer überfiel. Vorher hatte er die kleinen, zwischen Rhein- und Yssel-Mündung wohnenden Volksstämme nach kurzem Widerstande unterworfen. Auf der Emse, an dem Punkte ihrer Schiffbarwerdung bestand er mit den Bructerern ein Schiffstreffen (bei Emsbüren, nach Anderen bei Aschendorf und Meppen) worin er nach heftigem Widerstand den Sieg davon trug. Das Gefecht hatte deßwegen zu Wasser Statt, weil die Bructerer auf beiden Seiten Bewohner der Emse waren. Nach diesem nicht bedeutenden Siege segelte Drusus wieder stromabwärts zum Ocean, bestand noch einige Kämpfe mit den dortigen Bewohnern und kehrte, da die Jahreszeit weit vorgerückt war, mit der Flotte nach dem Rhein zurück. Kaum da angekommen, eilte er zu einem Besuch nach Rom, wo er die Stelle eines Prätor urbanus erhielt. (743 nach E. R. Die Annehmlichkeiten des Winteraufenthaltes fesselten jedoch den thatenlustigen Jüngling in der Kaiserstadt nicht länger als es die Umstände erheischten, so daß er mit dem Beginne des Frühlings bereits wieder mitten unter seinen Legionen am Niederrhein sich befand. Noch ehe den diesseitigen Germanen seine Rückkehr kund geworden, überschritt er mit einem bedeutenden Heere zum zweiten Male den Rhein und abermals bei Castra Vetera. Sein erster Anfall galt den Usipetern, die er bezwang. Dann schlug er eine Brücke über die Lippe, [15]) drang in das Gebiet der Sy-

11 vor Ch. G.

15) Wahrscheinlich in dem Lande der Usipeter zwischen Wesel und Schermbeck, vielleicht auch bei Haltern, wo auch in den Zeiten der Karolinger eine Brücke über die Lippe führte, jetzt aber nur noch eine Fähre ist.

gambern ein, durchzog es auch diesmal und rückte bis an die Weser in das Land der Cherusker vor. Ueber die Weser setzte er jedoch nicht, sondern trat seinen, wahrscheinlich durch Mangel an Lebensmitteln und die Strenge des Winters herbeigeführten Rückzug an. Auch wird erzählt, es habe sich Drusus zu dem Rückzug bewogen gefunden, weil sich mitten in dem römischen Lager ein Bienenschwarm vor dem Zelte des Lagerpräfekten Hostilius Rutilius so niedergelassen habe, daß er einen vor dem Zelte niederhängenden Strick und die vor demselben aufgesteckte Lanze bedeckte, was von den Römern als ein unheilverkündendes Vorzeichen angesehen worden sey. Uns scheinen obige Ursachen genügender den Entschluß eines Kriegers wie Drusus zu motiviren. Außerdem war er vielleicht nicht ganz von der Besorgniß frei, sich vom Rheine, dem Stützpunkte seiner Unternehmungen, zu weit zu entfernen und dadurch in Gefahr zu gerathen, abgeschnitten zu werden. Ist jedoch jene Thatsache richtig, so mag er sich auch listigerweise auf dies Zeichen bei seinem abergläubigen Heere bezogen haben, um ihm die wahren Gründe seines Rückzuges zu verhüllen.

Dieser Rückzug brachte aber dem römischen Heere beinahe den Untergang. Die Feinde, welche bisher fast überall vor ihm gewichen waren, hatten sich plötzlich mit einander vereinigt und drängten und trieben die Römer so, bis sie sich zuletzt in einem engen Thal ohne irgend eine Hoffnung zur Rettung eingeschlossen sahen. Der zu große Ungestüm jedoch, mit dem die Deutschen das feindliche Heer ihrer Rache opfern wollten, ihr Mangel an kriegerischer Ordnung und ihre Beutelust, indem sie schon im Voraus die Rosse und das Kriegsgeräthe der Feinde durch eine förmliche Verloosung unter einander vertheilt hatten, verschafften ihm wider Erwarten den Sieg. Diesen verstand Drusus durch seine Kaltblütigkeit und Kriegskenntnisse so gut zu benutzen, daß er, seiner gefährlichen Lage entrissen, die Kraft der Deutschen völlig brach und er sich, wenn auch mit großem Verluste, als Sieger ansehen konnte. Der Ort, wo dies mörderische Gefecht vorfiel, hieß Arbalo. Um die ihm gewordenen Vortheile zu sichern und für seine ferneren Operationen gegen das mittlere Germa-

nien, wohin seine Absichten gingen, einen festen Punkt zu erhalten, gründete er das denkwürdige Castell Aliso. Drusus hatte auch an dem Orte, wo er die Weser berührte, ein Siegeszeichen errichtet.

Durch Anlegung der Feste Aliso hatte der römische Cäsar allen künftigen Unternehmungen der Römer einen wichtigen Haltpunkt verschafft. Der Ort, wo er sie erbaute, an der Stelle des heutigen Dorfes Elsen, oder des Dorfes Neuhaus unfern Paderborn, am Zusammenfluß der Alme und Lippe, hätte nicht besser gewählt werden können und dient abermals zu einem Beleg für den Scharfsinn dieses bewundernswerthen römischen Feldherrn. An dem Zusammenfluß zweier Flüsse, vorn die Bergkette Westphalens durchschneidend, lag sie auf der Grenze von vier der bedeutendsten Völker des nördlichen Deutschlands, der Bructerer, der Cherusker, Chatten und Sygambern, die sie in ihren geheimsten Versuchen beobachten konnte. Drusus bewerkstelligte seinen Rückzug nach dem Rhein ohne weitere Anfechtung, nachdem er eine Anzahl seiner Leute als Besatzung in Aliso zurückgelassen hatte. Der Weg, den er auf seinem Rückzug einschlug, ist nicht völlig zu ermitteln, doch wurde er augenscheinlich auf der kürzesten Straße nach dem Rhein bewerkstelligt, wahrscheinlich zwischen Hörter und Paderborn. [16] Das Heer bezog hierauf seine Winterquartiere in Castra Vetera, er selbst aber begab sich wieder nach Rom, wo er auf Erlaubniß des Senats einen Einzug zu Pferd, mit den Insignien des großen Triumphes hielt.

Der ungünstige Erfolg der beiden ersten Einfälle in Germanien schreckte den kaiserlichen Prinzen nicht ab, sondern wie es bei großen Seelen der Fall ist, begeisterten sie ihn nur zu neuen Versuchen und machten ihn nur vorsichtiger bei deren Ausführung. Er war geistreich und besonnen genug, die gemachten Erfahrungen um so thätiger und erfolgreicher zu benutzen. Ueberdies sollten nicht alle bisher errungenen

16) Dr. Wilhelm. Die Feldzüge des Claudius Nero Drusus. S. 39.

Vortheile zu Grunde gehen, sollte Gallien selbst nicht in Gefahr kommen oder gar verlohren gehen, so war es nothwendig, einen bedeutenden Theil Germaniens zu erobern und sich durch Befestigung im Innern desselben vor allen künftigen Einfällen und Streifereien der Bewohner sicher zu stellen.

Nachdem sich also Drusus für sein Unternehmen gerüstet genug hielt, begann er dasselbe mit einem Einfalle (wahrscheinlich über die Bonner Brücke) in das Land der Chatten,
9 vor im neunten Jahre v. Chr. Die römischen Schriftsteller, be-
Ch. G. sonders Florus, versichern, daß er große Thaten gegen die Völker verrichtet, welche sich ihm entgegensetzten, und Alles, mit eben so viel Kühnheit als Glück vor sich niederwerfend, in mehren blutigen Schlachten gesiegt habe. Sie nennen unter diesen außer den Chatten, die, ihre Wohnsitze zwischen der Lahn und dem Main aufgebend, sich in das Gebiet der Sygambern geflüchtet hatten, auch diese mit dem Zusatz, daß sie eine völlige Niederlage erlitten.

Nach Beendigung dieses glücklichen, jedoch nicht besonders erfolgreichen Feldzugs, begab er sich abermals nach Rom, wo er, noch kaum 30 Jahr alt, die ihm verliehene Consulwürde antrat. Aber diesmal noch weniger als das erste Mal verstatteten ihm die Eroberungsplane gegen die Deutschen, welche von ihm in immer weiterem Umfange ausgedacht wurden, nicht lange in Rom zu verweilen. Das mit seiner neuen Würde verbundene Ansehen so wenig als ungünstige Vorbedeutungen und die ihm auf seinen bisherigen Zügen gewordene Ueberzeugung, bei den großen Hindernissen in dem uncultivirten Germanien schwerlich zu einem erwünschten Ziele zu gelangen, konnten ihn länger als bis zu Ende des Jahres in Rom festhalten. Schon seit dem ersten Tag des neuen Jahres befand er sich in Mainz, an der Spitze seiner schlagfertigen Legionen. Von hieraus zog er diesmal über den Rhein, abermals die verhaßten Chatten feindlich überziehend. Neue Gefechte bestand er mit ihnen, neue Siege erfocht er über sie. Seine Kühnheit und günstige Erfolge, scheinen ihn diesmal zuweit vorwärts über die Grenzen seines Planes geführt zu haben, vielleicht auch um die Bundesgenossen der Chatten im innern Lande heimzusuchen, indem er über das Gebiet derselben, den

Main weit aufwärts bis zu den Sueven und Marcomannen zog. Da er diese nicht erreichen konnte, weil sie wahrscheinlich in ihre Wälder verschwanden, so wandte er sich links nach dem Lande der Cherusker, setzte über die Weser (eigentlich noch Werre), und so, immer weiter durch den Thüringerwald dringend, durch den er zum ersten Mal ein Römerherr führte, überschritt er die Saale, und gelangte endlich so bis an die Elbe. Hier aber hatte das Verhängniß dem kühnen Jüngling ein Ziel gesteckt; denn eben als er Anstalten zum Uebergange der Elbe traf, sey ihm, erzählt die Sage, eine riesenhafte Frauengestalt entgegengetreten und habe ihm in lateinischer Sprache zugerufen: „Drusus, wohin willst du? Gibt es kein Maß und Ziel für dich? Du bist nicht bestimmt, um überall hin zu gelangen. Kehre um, hier ist das Ende deiner Thaten und deines Lebens.“ (Dio Cassius.)

Sey es nun, daß eine der germanischen Wahrsagerinnen, deren es in jener Zeit viele gab, die auch von ungewöhnlicher Größe und Gestalt gewesen seyn konnte, Drusus durch ein solches plötzliches Erscheinen, mit ihrem Rathe zur Umkehr bewog, oder die Erzählung später erdichtet wurde, so viel ist gewiß, daß Drusus, nachdem er ein Denkmal errichtet hatte (ara Drusi), das Heer den Rückzug antreten ließ, und schon drei Tage hernach durch einen Sturz vom Pferde (nach Dio Cassius an einer Krankheit?) sein Heldenleben endigte. Die Stelle, wo er seinen Geist aushauchte, ist nicht genau zu bestimmen, und nur im Allgemeinen zu bemerken als zwischen dem Rhein und der Saale. [17]) Den ersten Strom sah er nicht wieder. Deutschland wurde durch diesen Tod von dem größten Feinde befreit, den es bis jetzt noch gehabt hatte und auch den, der ihm für die Zukunft am gefährlichsten geworden seyn dürfte. Drusus war erst dreißig Jahr alt, als er dem Schauplatz seiner Thaten entrissen wurde, und doch hatte er bereits so Vieles gethan. Daß er von dem Rhein bis an die Elbe ein Land wie das damalige Deutschland durchziehen konnte, bezeigt den Muth und die kriegeri-

17) Die Römer belegten die Lagerstelle, wo Drusus starb, mit dem Namen: die Verfluchte. (Castra scelerata) Sueton in Claud. I.

schen Kräfte dieses Römerjünglings und ließ erwarten, daß er für die Zukunft neue und gefährlichere Plane zur Unterjochung der Deutschen geschmiedet und vielleicht ausgeführt haben würde.

Auf die Kunde dieses Ereignisses eilte Tiberius, der Bruder des Drusus herbei, den er noch einige Augenblicke beim Leben traf, und übernahm den Befehl übers Heer. Die Leiche des verblichenen Fürsten wurde mit vielen Feierlichkeiten nach Rom abgeführt. [18])

IV.

Tiberius in Deutschland.

Die Geschichte hinterließ uns die Charakter-Schilderung der beiden Brüder Drusus und Tiberius. Den Ersteren kennen wir bereits und wissen, daß er ein kühner und talentvoller Heerführer, ein wahrer Held und dabei ein offener und biederer Krieger in so weit war, daß er seine Zwecke auf die Spitze seines Schwertes legte. Tiberius, nichts weniger als Feldherr, nicht einmal ein tapferer Soldat, war ein kalter und verschmitzter Mann, darum waren auch Arglist und Schlauheit die Waffen, womit er die Plane des Kaisers Augustus gegen die Germanen auszuführen gedachte — und diese hatten daher an ihm einen beinahe noch gefährlichern Feind, als an dem graden Drusus.

Einen die Schändlichkeit seines Charakters bezeichnenden Anfang von der ihm übertragenen Gewalt machte er damit, daß er die meisten deutschen Stämme, darunter die Sygambern, zu bereden wußte, ihre Fürsten und Heerführer zu einer Unterhandlung an seinen Vater Augustus nach Gallien zu senden, wo dieser sich damals aufhielt. Statt ihnen einen angemessenen Frieden zu bewilligen, wurden sie auf Befehl des Kaisers, aber dem Rathe Tibers gemäß, gefangen genommen, und in den Städten Galliens als Sklaven

18) Man lese hierüber die schöne Darstellung Wilhelms in seinem allgem. Werke. P. 54. u. ff.

vertheilt. Diese unglückliche, betrogene deutsche Männer, deren Zahl bedeutend war, nahmen sich zwar größtentheils das Leben, um ihre Landsleute nicht durch den Anblick ihrer Leiden und durch Versuche zu ihrer Befreiung zu Schritten zu verleiten, die dem Vaterlande zum Nachtheil gereicht hätten, aber die Bestürzung über die Schandthat und die Furcht vor den Folgen derselben, war so groß, daß der tückische Tiber nur zu sehr seinen Zweck erreichte. Denn als die Römer, um die Früchte des Verraths einzuernten, in die, ihrer Führer beraubten, über die Mittel des Widerstandes uneinigen deutschen Gauen eindrangen fanden sie wenig Widerstand, und es ließen sich von Tiberius bei 40,000 an der Zahl gefangen über den Rhein schleppen, und das Land konnte als eine römische Provinz betrachtet werden. Die Sygambern und Sueven werden vor Allem unter diesen Unglücklichen genannt.

Die ganze Abscheulichkeit der That ist nicht geschichtlich bekannt geworden — weil sie allein von den Römern hätte erzählt werden müssen. Die beiden Völker waren jedoch trotz jenes Verlustes noch keineswegs ausgerottet, und später wurden die Sygambern noch auf dem rechten Rheinufer angetroffen. Wo die 40,000 hingekommen sind, unter welcher Gestalt, unter welchem Namen, und wo sie jenseit des Rheins fortbestanden, ist nicht zu ermitteln.

Dem Kaiser Augustus schienen die Resultate der hinterlistigen Thaten seines Sohnes so wichtig, daß er ihm zum Lohne derselben den Imperatortitel und einen Triumph bewilligte.

Tiberius kam, nachdem er diesen Triumph gefeiert hatte, (7 Jahr v. Chr.) nach Deutschland zurück. Da aber der 7 vor
Schrecken seines Namens und die Folgen jener Greuel das Ch. G.
mit römischen Besatzungen überschwemmte Land, vom Rhein bis an die Weser, in der Bothmäßigkeit hielt, so trat er, der Sybarit, außerdem Deutschlands mit seinem rauhen Clima und seinen rohen Genüssen überdrüßig, vom deutschen Schauplatze ab. Das Verpflanzen der Sygambern durch Tiberius und die Kunde, daß die Römer auch in andern Ländern, z. B. an der Donau auf ähnliche Art die dortigen Volksstämme

versetzten, bewogen die Marcomannen, eines der mächtigsten deutschen Völker, ihren König Marbod an der Spitze, nach dem heutigen Böhmen freiwillig auszuwandern, um den gefährlichen Römern aus den Augen zu kommen.

Die Entfernung Tibers vom Niederrhein verbreitet ein neues Dunkel über die Geschichte unseres Landes. Die Nachrichten sind nun wieder meistens Stückwerk, da der Römerdruck ohnehin auch wenig Thaten gestattete. Doch erhellt so viel aus dem, was Dio Cassius, Strabo, Suetonius und Andere über jene Zeit haben, daß bald nach Tibers Abzug die Ruhe wieder hier und da gestört worden war. Denn wir vernehmen auf ein Mal, daß Domitius Ahänobarbus (Großvater des nachherigen Kaisers Nero) den Befehl erhalten habe, die Unruhen in Germanien zu stillen und Roms Joch über demselben zu befestigen. Dieser Römer kam von der Donau, wo er befehligt hatte, und scheint, durch welche Mittel wissen wir nicht, die besten waren es gewiß nicht, da er als ein Ungeheuer in der Geschichte dasteht, die Ruhe wirklich wiederhergestellt zu haben. Man weiß bloß von ihm, daß er zwischen Rhein und Weser auf dem unsichern Moor große Brücken angelegt hatte und sogar bis über die Elbe, also weiter als Drusus, vorgedrungen war. Nach seinem Abgange, zur Zeit der Geburt Christi, befehligte ein Marcus Vinnicius in dem niederrheinisch-westphälischen Germanien; da er zu Rom seinen Triumph über Siege in Deutschland feierte, so ist anzunehmen, daß er gleichfalls Kämpfe in unseren Gegenden glücklich bestand, doch ist hierüber nichts Einzelnes, wenigstens nichts Bedeutendes zu uns gekommen, ungeachtet er während drei Jahre dort den Oberbefehl führte.

Tiberius war indessen von der Insel Rhodus, wo er in heuchlerischer Eingezogenheit so lange gelebt hatte, bis es seiner Mutter Livia durch arge Ränke gelungen war, ihren Gemahl dahin zu bringen, daß er ihn zu seinem Gehülfen und einstigen Nachfolger in der Regierung ernannte, unvermuthet wieder in Deutschland eingetroffen. Die Geschichte

gibt als Grund hiervon an, weil überall in Germanien Unruhen ausgebrochen seyen, und ein gräßlicher allgemeiner Krieg seine Anwesenheit erheischt habe. Dieser Krieg muß aber doch nicht gewaltig groß gewesen seyn, da die römischen Lobredner nichts von den Thaten Tibers zu sagen wußten, als daß er, über die Weser hinaus gedrungen, einen Winter an der Quelle der Lippe zugebracht habe. Denn was sie von all' den vielen Siegen und der Menge bezwungener Völker erzählen, ist eine Erfindung, um dem Cäsar zu schmeicheln; wo hätten auch auf ein Mal die vielen Völker herkommen sollen, deren von ihnen angeführten Namen bis jetzt noch nicht gehört worden waren? Indessen ist so viel entschieden, daß die Römer, vor der Hand in diesen Gauen siegreich, der römischen Herrschaft Anerkennung und Gehorsam verschafften. Der beste Beweis dafür ist, daß Tiberius seine Blicke auf Marbod und seine Markomannen in Böhmen werfen und an eine Zerstörung dieses neu geschaffenen Reiches denken konnte. Wir haben oben dessen Entstehung erwähnt, und ohne uns mit der Beschreibung der wichtigen Vorfälle abgeben zu wollen, die bald in jenen Ländern Statt finden sollten, da sie außer dem Kreise unserer Arbeit liegen, bemerken wir nur, daß Tiberius von der Ausführung seines Planes durch einen furchtbaren Aufstand in Panonien und Dalmatien abgehalten und während drei Jahre (vom Jahr 7 bis 10 nach Chr. G.) mit dessen Bekämpfung zubrachte, wo es ihm endlich gelang, die Ruhe wieder völlig in jenen Provinzen herzustellen.

V.

Hermann (Arnim) und die Schlacht im Teutoburger Wald.

Wir kommen jetzt zu einem Zeitabschnitte in unserer Geschichte, der alle unsere Gefühle in Anspruch zu nehmen geeignet ist, weil unsere Länder den Schauplatz von kriegerischen Ereignissen abgeben, deren Ruhm noch nach achtzehnhundert Jahren, im höchsten Glanz über alle andere Gauen Deutsch-

lands in der Erinnerung lebt und für alle Zeiten in den Herzen aller ächten Deutschen fortleben, und als das erhabenste Beispiel deutscher Kraft den spätesten Enkeln Deutschlands zur Nacheiferung dienen sollte: wir meinen die große und denkwürdige Hermannsschlacht oder Schlacht im Teutoburger Walde, durch die in einer so furchtbaren und entscheidenden Weise die Römermacht von deutschem Freiheitssinn und Heldenmuth gebrochen wurde.

Wir widmen diesem herrlichen Ereignisse ein eigenes Kapitel in unserer Geschichte.

Gerade als Rom vom höchsten Jubel über die Besiegung und völlige Bezwingung der Panonier und Dalmatier wiederhallte, welcher um so gerechter war, als die Kaiserstadt vor diesen Barbaren nicht ohne Grund für sich selbst gezittert hatte, als Tiberius und Germanicus über jenen Sieg beim Zujauchzen der römischen Bevölkerung Triumphe hielten, da drang auf ein Mal mitten durch das Freudengetümmel die Trauerbotschaft: „die Völker Germaniens sind in völligem Aufstande, und haben das ganze römische Heer niedergemacht!“ und alle Freude wich, dem blassen Schrecken Platz machend. Dieses denkwürdige Ereigniß, das nicht nur einen unbeschreiblich wichtigen Einfluß auf das deutsche Volk, sondern auch überall auf die Verhältnisse der verschiedenen näheren und entfernteren Völkern übte, das unsern Vorältern insbesondere die erste Stelle in der deutschen Urgeschichte eingeräumt, hätte wol verdient in würdiger Weise, in allen seinen Einzelnheiten auf die Nachwelt gebracht zu werden. Aber es geschah leider nur sehr dürftig, und warum? Wir wissen darum so wenig davon, weil Die, denen es zum unsterblichen Ruhm gereichte: die Deutschen: keine Geschichtschreiber hatten, und Die, welche es mit Schrecken und Trauer erfüllte, welche es mit Schimpf und Schande bedeckte: die Römer: es allein zu erzählen vermochten. Die römischen Geschichtschreiber gaben uns daher nicht nur eine unvollständige, sondern allem Anscheine nach auch eine verfälschte Geschichte davon, in der Absicht, theils ihre Schande zu verhüllen, theils die Großthaten der deutschen Sieger zu verkleinern und zu beschmutzen. Von den römischen Geschichtschreibern, von

denen wir die Ueberlieferungen aus jener Zeit besitzen, Vellejus Paterculus, Florus, Dio Cassius und Tacitus, sind nur die beiden Letzteren mit einiger Unpartheilichkeit und Aufmerksamkeit zu Werke gegangen, ohne in den Thatsachen auch viel reichhaltiger als Jene zu seyn, welche sie kaum zu beachten scheinen, so kalt und gleichgültig sprechen sie davon. Hat man nun aber mit Anstrengung und Liebe alle Nachrichten geordnet, geschichtet, und sich aus den einzelnen Aeußerungen und Urtheilen besonders des Tacitus und Dio Cassius über den Charakter, die Sitten, Macht und die socialen Verhältnisse der Deutschen, mehr als aus den Thatsachen selbst sich ein Bild von jener Begebenheit entworfen, so wird man, ohne schöner Ausmalung zu bedürfen, folgende Ansicht darüber erhalten. 19)

Als im Herbste des Jahres sechs, christlicher Aera, Sextius Saturninus, den Tiber bei seinem Abzuge gegen Marbod als Oberbefehlshaber in Germanien zurückgelassen hatte, diesem nach Panonien und Dalmatien mit Hülfstruppen gefolgt war, wurde dem Römer Quintilius Varus jener Oberbefehl über die römischen Legionen und die Statthalterschaft am Niederrhein und in Westphalen übertragen. 6 nach Ch. G.

Quintilius Varus aus einer angesehenen obwol nicht adlichen Familie abstammend, früher einmal Consul, dann Statthalter in Syrien, scheint, abgesehen von den widersprechenden Urtheilen der römischen Geschichtschreiber, ein Mann gewesen zu seyn, der mehre gute Eigenschaften und Fähigkeiten besessen hatte, nur die nicht, welche ihn zu einem Befehlshaber der Römer am Rhein und Statthalter eines freien Landes wie Germanien tauglich machten. So war er, um nur eins seiner schlimmsten Gebrechen anzuführen, durch den blinden Gehorsam verwöhnt, den das Sklavenvolk Syriens ihm bewies, ferner nicht frei von Habgier und darum auch den abscheulichen Grundsätzen jener verdorbenen Zeit um so mehr ergeben, die in der Verwaltung fremder Provinzen nur ein Mittel der unmäßigsten Bereicherung sahen. Er

19) Man lese: Hermann und Marbod von Dr. Friedrich Roth. Stuttgardt. 1817.

hätte trotz dessen vielleicht in den Zeiten des Friedens und in einer mehr unterwürfigen Provinz einen ziemlich guten Verwalter abgegeben, indem er ein ruhiger friedlicher Mann gewesen seyn mochte; aber weder Staatsmann, der die Eigenthümlichkeiten seiner Verwalteten kannte oder zu schonen verstand, noch Krieger, Feldherr, der in Stürmen der Empörung imponiren konnte, oder in dem Getümmel der Schlacht auf seinem Platz gewesen wäre, indem es ihm an Scharfblick, Umsicht und Entschlossenheit fehlte, konnte er nur zu seinem und der Seinigen Verderben, bei damaliger Lage der Dinge, die Statthalterschaft in Germanien antreten. Erwägt man jedoch, daß er nach seinem großen Unglück eigentlich erst bekannt wurde, und die Urtheile sich über ihn bildeten, diese also sehr hart ausfielen; urtheilt man ohne partheiisch zu seyn, bloß aus dem Ereignisse selbst und seiner Persönlichkeit, so ist man darum noch nicht befugt, ihm allein alles Verderben zur Last legen zu können, das über die Römer kam. Es hatte dies Unglück daher wol nicht weniger Grund in dem Zustande der Dinge in Germanien und den ihm von Rom aus gewordenen Instructionen als in seiner Persönlichkeit. Quinctilius Varus traf beim Antritt seiner Statthalterschaft dieses Germanien so ruhig, er bemerkte so wenig Kraft mehr in den Bewohnern zu irgend einem Widerstande gegen die eingeführte Ordnung der Dinge, daß er die Ueberzeugung gewann, der Zeitpunkt sey günstig, das Land als eine völlig bezwungene friedliche römische Provinz auch völlig römisch organisiren zu können. Dies war bisher noch nicht geschehen, indem man den Deutschen zwar das römische Joch drückend genug für sie aufgelegt, aber ihnen bisher noch in ihrem gewohnten socialen Wesen wenigstens keinen Zwang angethan hatte. Varus aber war während der drei Jahre seiner Befehlshaberzeit auf nichts bedacht, als die Deutschen ganz zu Römern zu machen, und dieses irrthümliche Bestreben, worin man eben seinen Mangel an Umsicht und Kenntniß der Volksthümlichkeit der verachteten Deutschen erkennt, zog das Verderben über ihn und das römische Heer herbei. Die Deutschen standen zwar in gutem Vernehmen mit den Römern und der Verkehr mit ihnen war den-

selben eher günstig als nachtheilig in ihren Beziehungen zu den letzteren, allein dies berührte nur die äußeren nicht die inneren Verhältnisse, die dem Volke noch zu lieb und eigenthümlich waren, als daß es sie hätte so leicht und noch dazu zwangsweise aufgeben sollen. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß Varus seine Plane nicht aus sich selbst allein schöpfte, sondern daß Augustus auf den Bericht des Sextius Saturninus den Befehl zur Organisation der Deutschen, auf römischen Fuß gegeben hatte, denn dies scheint daraus hervorzugehen, daß man ihm von Rom aus eine Menge Sachwalter und andere Geschäftsleute als Hülfsgenossen für seine Statthalterschaft seinem Gefolge angereiht hatte. Er begann ferner die ihm gewordene Aufgabe in einer Weise, die obige Ansicht begründet. Denn ohne irgend eine Rücksicht auf die Gebräuche und Sitten der Germanen zu nehmen, ohne sich nur die Mühe zu geben, ein wenig darüber nachzudenken, wie er am angemessensten zu seinem Ziele gelangen könne, vollzog er die kaiserlichen Aufträge in unbeschreiblicher Eile und Unüberlegtheit. Er wich hierin auffallend von dem Benehmen seines Vorgängers S. Saturninus ab, der durch sein kluges und einnehmendes, auf die Nationalität der Deutschen berechnetes Wesen, sich ihr Vertrauen im hohen Grade erworben hatte. Durch seine Umsicht und Behutsamkeit konnten die Germanen nach und nach noch romanisirt werden, und die Sitten und Gebräuche so wie den Waffenruhm ihrer Väter vergessen; aber durch die von Varus unpolitisch versuchte, gewaltsame und plumpe Umgestaltung derselben, mußten sie um so lebhafter an das erinnert werden, was ihnen als ein so theures Gut geraubt werden sollte.

Varus in jenem Irrwahn befangen, vertheilte sein aus ungefähr fünfzig tausend Mann bestehendes Heer durch alle Gauen im Innern, vom Rhein die Lippe aufwärts, und bezog im Lande der Cherusker auf dem linken Ufer der Weser, [20]) ein festes Lager. In diesem Sitze, der ganz das

20) In Hermanns Rede bei Tacitus (Ann. I, 59.) erscheint Varus nicht inter Rhenum et Visurgim, sondern inter Albim et Rhenum, woraus man schließen könnte, daß er rechts der Weser sich gelagert habe.

Aeußere einer Stadt hatte, dünkte sich Varus ein wahrer Herrscher. Umgeben von einer Menge Geschäftsleute in bürgerlicher Tracht, vom Kerne seiner Truppen, sandte er seine Befehle aus, ordnete er die Steuern und trieb sie ein, wieß er die Einnehmer und Executoren zu deren Erhebung mit den Zwangsmitteln an, bildete gesonderte Districte mit Advocaten, (die sich schaarenweise aus Rom eingefunden hatten, und in lateinischer Sprache das Wort führten), entschied nach römischem Rechte, und ließ nach Römerweise die Urtheile an den Deutschen vollstrecken, deren freie Rücken nicht selten von den Gerichtsvollziehern blutig gegeißelt und deren Köpfe unter den Beilen römischer Lictoren fielen.

Wie war es anders möglich, als daß die freien Deutschen durch eine solche ungewohnte Behandlung nicht bald auf's Aeußerste gebracht wurden! der Deutsche, der Alles dies nie gesehen noch viel weniger an sich selbst erfahren hatte, der bisher unabhängig in seinen Gauen nach einfachem gerichtlichem Verfahren, seine Fehler und Vergehen büßte, dem vor Allem aber Geißelhiebe und fremde Sprache ein Gräuel waren, mußte sich darüber tief empört fühlen. Uebrigens kann man sich vorstellen, daß es hierbei allein nicht blieb, sondern daß die römischen Söldlinge, Gerichtsvollzieher, Advocaten und Steuereinnehmer in ihren Amtsverrichtungen es an nichts werden haben fehlen lassen, um den ohnehin schon gekränkten Deutschen auch bis in das Innerste seiner Hütten und Wälder verfolgend zu peinigen und in Wuth zu bringen. Es ist also nicht zu verwundern, daß eine allgemeine Gährung alle Gemüther ergriff, mehr ist zu verwundern, daß drei Jahre darüber verstrichen, bis erst die Wuth zum Ausbruche kam. Auf's Aeußerste mißhandelt, konnten die Deutschen nur so lange rasten, bis ein Mann unter ihnen erstand, der zum Mittelpunkt ihrer Klagen, Wünsche und Hoffnungen dienend, Kraft des Geistes und Willens genug besaß, um das Volk, an seiner Spitze, für die erlittenen zahllosen Unbilden an seinen Drängern zu rächen und ihm seine verlorne Selbstständigkeit durch den Untergang seiner Zwingherren wieder zu erringen.

Dieser Mann fand sich in **Hermann**[21]) Arnim (Arminius von den Römern genannt), einem Sohne des Cherusker-Häuptlings Segimer (Sigmar), dessen Land auf dem rechten Ufer der Weser lag, nordwestlich vom Harzgebirge.[22]) Hermann, zwar noch ein Jüngling, siebzehn Jahre vor Christus geboren, also noch im Blüthenalter von 25 Jahren, war jedoch durch seine Körperstärke, seinen frühgereiften kräftigen Geist, seine in Rom selbst erhaltene kriegerische Ausbildung, es war ihm sogar das Bürgerrecht und die Ritterwürde in diesem Sitze der Weltherrschaft verliehen worden, mehr als Einer der Deutschen befähigt, sein Volk zu einem großen Unternehmen zu führen. Und da er statt römische Sitten und römischen Despotismus lieb zu gewinnen, vielmehr in der verdorbenen Kaiserstadt Ekel daran bekommen hatte, war er mit heißer Sehnsucht nach den vaterländischen Eichen zurückverlangend, seinem Volke nicht nur getreu geblieben, sondern es in seiner einfachen Einheit weit über die entarteten Römer erhebend, dachte er nur mit Ingrimm daran, daß es von denselben in den Banden der schmählichsten Knechtschaft gehalten wurde.

Hermann befand sich wieder einige Zeit schon in Schooße der Seinigen zurück, und obschon ihn Varus vor Allen auszeichnete, da er ein schöner, schlanker, ritterlich gewandter Mann war, den die römische Bildung den Römern näher stellte, als die roheren übrigen Männer seines Landes, so fühlte er dennoch mit nicht weniger Zorn und Drang nach Rache die Gräuel, womit er seine Stammgenossen peinigte. Dabei behielt er aber die ihn früher schon charakterisirende Besonnenheit bei, noch mehr genährt von seinem erfahrnen greisen Vater Segimer, wodurch er, ohne sich zu verrathen, über die großen Plane der Befreiung des Vaterlandes nachzudenken

---

21) Aventin schreibt Ermann, dies wäre abzuleiten von Er, einer Wurzel, die im Griechischen (ἀρ) von gleicher Bedeutung ist. Das vorgesetzte H so daß wir Hermann erhalten, macht wol keinen Unterschied, weil das H oft auch bei andern Wörtern vorgesetzt wird. Arminius wurde aus Hermann, nicht umgekehrt gemacht.

22) Segimers Geschlecht heißt bei Tacitus Ann. XI, 16. Stirps regia.

vermochten. Die Römer selber, im Lobe der Deutschen keineswegs freigebig, rühmen an Hermann seine vortrefflichen geistigen und körperlichen Eigenschaften, seinen Verstand, seine Feldherrn-Talente, seine Körperstärke, seine Schönheit und seinen muthigen Blick. So wie dieser Cheruskerjüngling nur der Erste unter vielen braven deutschen Männern jener Zeit war, so gab es auch unter den Deutschen einige Schlechte, die Anhänglichkeit für römisches Leben gewonnen und den Sinn für's Vaterländische verlierend, durch Kriecherei und Schmeichelei gegen die gewaltigen Oberherren Auszeichnung zu erlangen bemüht waren. Darunter nennen wir als schroffes Gegenbild von Hermann einen anderen Cheruskerfürsten, Segest genannt, der wahrscheinlich seinen Wohnsitz am linken Ufer der Weser in dem jetzigen Lippischen hatte. Dieser Mann, wegen der Vorzüge Hermanns sein Feind, suchte ihn durch alle mögliche niedrige Mittel der Schleicherei und Anschwärzung verdächtig zu machen, aber vergebens, weil der fest und offen auftretende Arminius mehr Vertrauen als der schleichende Segest einflößte. Vielleicht fühlte sich der römische Machthaber auch in seiner Macht und in in seinem Römerstolz viel zu sicher, als daß er glaubte, die heimlichen Angaben einer Untersuchung würdigen zu müssen. Ein unerwartetes, unheilverkündigendes Ereigniß verhinderte wol auch ein weiteres Fortschreiten der Umtriebe Segests. Plötzlich ward nämlich dem Varus die Kunde, daß im Norden Germaniens, unfern den Ufern des Rheins, ein deutscher Volksstamm über die dortigen Römer hergefallen sey und sie sämmtlich erschlagen habe. Kein Name ist von diesem Volke auf uns gekommen. Der römische Statthalter, über diesen Vorfall aufs Aeußerste erschreckt, da er sich für so sicher hielt, war gescheut genug, so sehr ihn auch Segest jetzt mehr als je mißtrauisch zu machen suchte, den Deutschen auch nur die geringste Furcht vor einem Verrathe von ihrer Seite sehen zu lassen. Er forderte sie im Gegentheil auf, ihn mit ihren Schaaren zur Unterdrückung jener Empörung und bei Bestrafung der Empörer zu unterstützen. Es war dies Benehmen in der Politik gegründet, die Julius Cäsar vordem in Gallien bei ähnlicher Gelegenheit mit Nutzen befolgte, welche

Varus hier zu demselben Zwecke nachahmte, nämlich die Fürsten dadurch, daß er sie unter seinen Augen behielt, unschädlich zu machen.

Ungefähr 9 (nach Anderen 10) Jahre nach Christus im Septembermonate, brachen die Römer und Deutschen zu jenem Unternehmen auf. Da indessen ein Zug in weite Ferne bevorstand, so ging derselbe ohne Ordnung wie im Frieden vor sich, Weiber, Kinder und Gepäck fehlten dabei nicht. Jetzt sah sich der deutsche Hermann dem Ziele seiner Wünsche nah. Er war dem Aufstande der nordischen Deutschen nicht fremd geblieben, sondern derselbe war das Erste, was sich von seinem Befreiungsplane verwirklichte. Er war, von seinen Freunden daselbst angezettelt, von ihnen zum Ausbruch gebracht worden, um das erste Feuer an den großen Brand zu legen, wodurch Varus in seinen Kräften geschwächt und dabei in eine Gegend verlockt werden sollte, die zu einem Ueberfall geeigneter war, als das von ihm bisher bewohnte Standlager. Dieser Zweck wurde durch die Sorglosigkeit erreicht, mit der Varus den Feind in weiter Ferne suchend, hinzog. Er wurde noch mehr dadurch erreicht, daß der Abzug des römischen Statthalters, um Rache an jenen Stämmen zu nehmen, wie eine Feuergluth in alle Gauen um ihn her dringend, alle deutsche Gemüther, wenn sie auch zum Theil noch nicht vorbereitet waren, mit Entsetzen vor einem endlichen ähnlichen Schicksal erfüllten und sie belehrte, daß sie nur, den gegenwärtigen günstigen Augenblick benutzend, einen Ausweg der Rettung finden möchten. Ohne Plan, wie von einem elektrischen Funken entzündet, brachen daher alle deutschen Völker auf allen Seiten los, jedes zuvörderst seine Rache an den römischen Besatzungen stillend, die sich zerstreut in seiner Mitte befanden. Die Hermann von dem projektirten allgemeinen Aufstande unterrichtet hatten, entfernten sich unter verschiedenen Vorwänden aus der Nähe des römischen Heeres, um rund um dasselbe ihre rächenden Brüder in engerer Vereinigung unter einem Führer d. h. unter Hermann zu sammeln.

9 oder 10 nach Ch. G.

Das Heer des Varus war indessen langsam, ohne Ahnung des ihm nahenden bösen Geschicks, die Weser, wo sie

bei dem heutigen Rehme in einem erweiterten Thale hinströmt, abwärts gezogen. Die Römer sahen nichts als die unangenehme Gegenwart des mühseligen Marsches, der auch in der That einer der beschwerlichsten war. Auf allen Seiten nichts als Berge und enge Thäler, ungeheure zum Himmel emporstrebenden Bäume, Moräste und Gräben, ohne irgend einen gebahnten Weg! Man denke sich den Zug eines so großen Heeres mit einer Anzahl Weiber, Kinder, Handelsleute, Pferde, Troß und Gepäck, mit Lastthieren in einer solchen rauhen unwegsamen Gegend! Varus konnte also nur langsam und unordentlich vorwärts ziehen, doch ahnte er noch nichts. Auf einmal vernahm er, es sey unter den Deutschen, die noch immer ohne jenen Hauptführer mit dem Heere zogen, mit den Römern hier und da zum Handgemenge gekommen. Da wurde er endlich aus seinem Schlummer aufgeschreckt, und Gefahr sehend, meinte er, da er sie noch nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, sie noch durch Verstellung und durch andere Anordnungen beschwören zu können. Demgemäß nahm er die Miene an, als halte er jene Einzelkämpfe für gewöhnliche Händel, gab sogar seinen Römern unrecht, und bezog auf einem freien und tauglichen Platz ein Lager. Er ließ auch in der Nacht alles unnöthige Gepäck verbrennen, gebot, was ihm als einem Feldherrn geziemte, der nun einem förmlichen Angriffe entgegensah. Den andern Morgen brach das Heer auf, sich links nach der Straße des Rheins wendend, um Aliso zu erreichen und in dieser Feste Schutz und Sicherheit zu finden. Eine freiere Gegend, in die der Weg die Römer führte, schien sie neu zu beleben, sie hofften, hier sich entwickeln und von ihrer Ueberlegenheit in der Taktik einen vortheilhaften Gebrauch gegen die roh anstürmenden und fechtenden Barbaren machen zu können. Diese Hoffnung aber war nur ein vorübergehender Schimmer, denn das Heer gerieth bald, nördlich von den Quellen der Lippe und südlich von den Quellen der Ems in die Engpässe und Schluchten des Teutoburgischen Waldes.

Jetzt war endlich der Zeitpunkt da, nach dem sich die glühende Freiheitsseele Hermanns längst gesehnt hatte, an dem der entscheidende Schlag geschehen konnte und mußte.

Er, der wol wußte, daß seine wilden Deutschen auch bei höchster Tapferkeit es mit der römischen Waffengewandtheit nicht würden aufnehmen können, hatte sie planmäßig in die früheren Gefechte geführt, wo sie Gelegenheit fanden, sich unter seiner, des Kundigen, Leitung an die römische Kriegsweise zu gewöhnen, und sie so nach und nach durch kleine Vortheile, die er ihnen stets mit Hülfe der Mehrzahl, des Terrains und Ueberfalls zu verschaffen wußte, mit der Hoffnung auf einen Hauptsieg vertraut gemacht. Ueberzeugt, daß nach dem bisher Vorgefallenen nur Sieg oder Tod übrig blieb, dann die ungünstige Lage bedenkend, in der sich jetzt Varus mit seinen Legionen befand, die noch durch einen für sie äußerst nachtheiligen Wind, durch Uebermaß an Strapatzen, Sorgen über die Absichten und die Zahl der Feinde, endlich durch Mangel ihnen noch mehr schädlich ward, konnte er jener Hoffnung um so mehr Raum geben.

Sich einigermaßen gegen alle diese Unfälle zu sichern, versuchten die Römer an einer freien Stelle sich in etwas zu befestigen, was sie aber nicht dahin brachten. Hermann, die Seele wie das Haupt Aller, hatte indessen von allen Seiten und immer näher und enger mit seinen kampfbegierigen Schaaren das Lager umschlossen, ohne es jedoch die Nacht noch zu beunruhigen, weil auch sie der Ruhe bedurften, und er einen nachtheiligen Kampf für die noch nicht an Ordnung Gewöhnten nicht wagen wollte.

Kaum graute aber den andern Morgen der Tag, so fielen die Deutschen, von allen Seiten von den Anhöhen herabstürzend, durch die Gebüsche und Bäume, wo sie überall, als der Gegend kundig, Zugang fanden, über die ermüdeten Feinde her. Eine furchtbare Schlacht entspann sich, deren Schrecken und Verderben für die Römer durch Wind und Wetter erhöht wurde. Ein dichter Platzregen, den ihnen der Wind entgegentrieb, der den Boden schlüpfrig und die Waffen, besonders Bogen und Pfeile unbrauchbar machte, in diesem ihnen ohnehin schon ungünstigen Terrain, ließ bald auch dem Muthigsten keinen Zweifel über den nahen Untergang des Heeres übrig. Die Deutschen fanden in allen diesen Umständen nur Hoffnung zum Sieg. Mit einer wuthähnli-

chen Tapferkeit und unter dem schrecklichsten Kriegsgeschrei, dem das Heulen des Windes und bald das Gewimmer und Aechzen der Verwundeten und Sterbenden sich beigesellten, griffen sie an, wogegen die Römer sich ihres Lebens, als es ihnen einmal klar geworden, daß ihnen nichts mehr geblieben war als dies, so tapfer als möglich erwehrten. Varus, bald im Kampfe verwundet, überzeugte sich daß keine Rettung mehr war und gab sich in altrömischer Weise den Tod. Er stieß sich das Schwert in die Brust. Als dies die Uebrigen sahen, war auch ihr Geschick bald entschieden. Mehre tödteten sich gleichfalls, Andere stürzten sich in die Waffen der Feinde. Die Mehrzahl aus Angst alle Besinnung verlierend, ließ sich ohne Gegenwehr niedermetzeln; Wenige flehten um Gnade, diese erhielten sie und wurden gefangen. Die Schlacht war mit der Zernichtung des ersten römischen, mehr als 40,000 Mann starken Heeres entschieden. [23]) Das Jubelgeschrei der wilden Sieger trat an das Getümmel der Schlacht, manchmal nur durch das Gewimmer und Wehklagen der Sterbenden überstimmt.

Dies ist die Beschreibung der Teutoburger Schlacht. [24])

Die römischen Geschichtschreiber suchen das Unglück der Ihrigen damit zu entschuldigen, daß sie den durch deutsche Tapferkeit und deutschen Freiheitssinn erfochtenen Sieg dem Verrath und dem arglistigen Plan einer Verschwörung zuschreiben, [25]) und um das Großartige des Heldenkampfes wo

23) Das Heer des Varus bestand aus drei Legionen, sechs Cohorten und drei Schwadronen Reiterei. Nimmt man die Legion im Maximum an, wozu man durch die Angaben sämmtlicher römischer Geschichtschreiber berechtigt ist, also zu 12,800 und jede Cohorte als Zehntentheil einer Legion, ferner jedes Geschwader Reiterei zu 300 Mann, und rechnet man endlich die Hülfsvölker dazu, so bringt man mehr als 50,000 Mann heraus.

24) Wir werden am Ende der I. Abtheilung auf diese Schlacht zurückkommen, um der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß das Nähere über die Oertlichkeiten und andere Einzelnheiten, so wie die abweichenden Ansichten der Schriftsteller darüber mitzutheilen.

25) Roth bemerkt hierüber in dem allegirten Werkchen S. 6. sehr treffend: Es ist wider die Natur, daß ein so wenig gebildetes Volk, als dazumal die Deutschen, so fein zu heucheln wisse; auch

möglich ganz zu verwischen, sind sie unerschöpflich in Erzählungen und im Ausmalen der Grausamkeiten, deren sich die Deutschen gegen die überwundenen und gefangenen Römer schuldig gemacht hätten. Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß die Deutschen nicht zum Theil grausam gegen die Römer verfuhren und dadurch ihren herrlichen Sieg befleckten, allein es war beinahe nicht möglich, daß es anders hätte seyn können. Wie waren sie gereizt, mißhandelt und unterdrückt worden von diesen fremden Eindringlingen in ihrem römischen Uebermuthe, wie schwer mußten sie den Sieg über sie erkaufen! Kann man nun von einem rohen Volke, das endlich einmal seine Unterdrücker zu Boden liegen sah, eine Behandlung erwarten, die man so selten in späteren Zeiten, selbst bei unbedeutenderen Fällen, ja bei Nationen findet, deren Sitten durch die göttlichen Lehren des Christenthums gemildert sind? So viel scheint uns aus den Erzählungen der römischen Schriftsteller und besonders des Tacitus und Florus zu erhellen, daß die ergrimmten Sieger weniger an den römischen Kriegern als an jenen Beamten Rache nahmen, deren Mißhandlungen bei ihnen noch am lebhaftesten in Erinnerung waren, vor Allen aber an den verhaßten Sachwaltern. Einem derselben, sagt Florus, habe ein germanischer Krieger die Zunge ausgerissen, und ihm dabei die sarcastischen Worte zugerufen: „Natter, nun zischt du nicht mehr!" Daß es Gefangene von diesen Römern gab, beweis't sich daraus, daß man deren noch vierzig Jahre später bei den Deutschen am Leben fand. Das Haupt des unglücklichen Varus wurde an den König Marbod gesandt, und von diesem nach Rom an den Kaiser Augustus, der es den Verwandten des Varus zustellen ließ. Augustus war, sagt die Geschichte über den Verlust seines Heeres untröstlich, ließ einige Monate Haare und Bart wachsen und den Schmerzesruf ertönen: Quintili Vare, Legiones redde, Varus, gib mir meine Legionen wieder.

das Stillschweigen des Tacitus, der einen so bedeutenden Zug wol nicht übergangen, ist dawider. Tacitus schreibt den Untergang des Varus nicht einer kunstvollen Bestrickung zu, sondern dem Verhängniß und der Kraft Hermanns u. s. w.

Fortsetzung.

Die Schlacht im Teutoburger Wald, auch die Hermannsschlacht genannt, verdient in mehr als einer Hinsicht das Epithet einer Freiheitsschlacht. Sie verdient diesen Ehrennamen einmal darum, daß die Deutschen durch Zernichtung des römischen Heeres wieder frei in ihren Gauen hausten, des Einflusses der römischen Sitten und Sprache entledigt wurden, die durch längere Einbürgerung das erste Kennzeichen der Volksthümlichkeit, die deutsche Ursprache, nach und nach würde gänzlich verdrängt, oder so modifizirt haben, daß sie im Gemisch mit der römischen ihre Individualität würde eingebüßt haben, wie dies bei einigen Nationen des südlichen und südwestlichen Europa's der Fall ist; zweitens war sie dadurch eine wahre deutsche Freiheitsschlacht geworden, daß sie einem großen deutschen Völkerbunde das Daseyn gab, der durch Jahrhunderte hindurch seinen Einfluß auf das Fortbestehen der deutschen Völker begründete. Wenn er auch gleich Anfangs der erforderlichen festen Grundlage entbehrte, so blieb ihm doch diese in der spätern Zeit nicht aus, deren Resultate zum Theil wir heute noch in der politischen Gestaltung des theuren deutschen Vaterlandes uns erfreuen. Hermann, der edle, hochherzige deutsche Held, benutzte nämlich die Begeisterung der Sieger nach der Schlacht, diese, so vielen gesonderten Stämmen angehörenden Deutschen durch Ein Band für alle ähnlichen Gefahren in der Zukunft mit einander zu vereinigen und das köstliche Kleinod zu sichern, das so blutig erkauft worden war. Die Noth hatte Cherusker, Bructerer, Marsen, Chatten und Andere zusammengeführt, ihre Einheit durfte von jetzt an nicht mehr dem blinden Zufall überlassen bleiben, sie mußte durch ein Band befestigt werden, das nach dem Verrauchen der Begeisterung, ja nach dem Vertoben der Leidenschaften durch eine ruhige und verständige Besonnenheit unauflösbar wurde. Deßwegen wollte der verständige Hermann die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, sondern dem gemeinsamen Vaterland ein Retter, ein Vater auch für die spätere Jahrhunderte bleiben. Durch die Stiftung eines solchen Völkerbündnisses

ward er wirklich dieser Retter! Er blieb für die spätere, ja bis in die neueste Geschichte das Vorbild zu Großthaten für Deutschlands Söhne. [26])

Hermann wußte seinen hochherzigen Geist allen jenen Völkern einzuhauchen. Der Bund wurde freudigen Muthes geschlossen, und er einmüthig mit Jubel zu dessen Oberhaupt gestimmt, er von nun an der herrliche Repräsentant des gesammten Landes, wo deutsch gesprochen wurde, er ein wahrhaft volksthümliches Oberhaupt!

Die Niederlage der gewaltigen Legionen des Varus hatte einen solchen erschütternden Eindruck auf die Römer gemacht, daß man in Rom selbst vor den Folgen derselben zitterte, und sicher wäre diese Bestürzung nicht grundlos gewesen, wenn die Deutschen den Sieg verfolgt hätten. Sie thaten es aber nicht, weil sie — nicht wollten, weil sie bloß frei seyn, ihrer Freiheit froh seyn und sie in den eigenen Gauen wehren wollten. Es genügte ihnen, die stolzen, disciplinirten und civilisirten Römer, die man für unüberwindlich hielt, besiegt und ihnen eine blutige Lehre für ähnliche Fälle gegeben zu haben.

Die Römer schienen diese auch anfänglich beobachten zu wollen, indem des alten Augustus Anstalten nur auf die Vertheidigung berechnet waren und eigentlich auch nur seyn

---

26) Unser Luden sagt von der Schlacht im Teutoburger Wald, in seinem klassischen Werke: Geschichte des deutschen Volkes 1. Th. S. 238, in seiner schönen Begeisterung: Das sind die Ereignisse im Teutoburger Walde, groß und herrlich in Ursprung und Art, weil sie begründet war in dem Wesen der menschlichen Natur, begreiflich für den menschlichen Verstand in ihrer Entwickelung, ehrenvoll für die Deutschen, ohne Schande für die römischen Männer, die mit ihrem Leben für ihre Sünden gebüßt haben und als Opfer unglückseliger Verhältnisse gefallen sind.

Ferner bedient sich dieser treffliche, von uns hochverehrte Geschichtschreiber in seiner Allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters II. Abth. S. 37. über diese Schlacht folgender gewichtiger Worte: „Was die Zeit Eigenthümliches hat in Art und Bildung, das steht auf dem großen Tage im Teutoburger Walde.

konnten, da er lange und mit unsäglicher Mühe mit der Ausrüstung eines neuen Heeres zu thun hatte. Tiber, abermals an die Spitze desselben gestellt, begab sich mit Zagen an den Rhein, nicht wenig erstaunt bei seiner Ankunft, Deutschland in tiefer Ruhe zu treffen.

Die Deutschen schlummerten übrigens keineswegs in müßiger Ruhe, nur beschränkten sie sich darauf, alle Spuren des Daseyns der Römer und ihrer Zwingherrschaft zu vertilgen. Sie fielen über die Festen und Schanzen derselben her, und zerstörten sie in soweit, als ihre wenig gebildeten Kräfte dazu ausreichten, da ihnen Alles, außer dem unzureichenden Muthe, an Maschienen und Geräthschaften dazu fehlte. Die Feste Aliso [27]), unter den Befehlen des L. Cäditius, (oder Cälius) trotzte jedoch theils durch den Muth und die Ausdauer der Besatzung, theils durch die Festigkeit ihrer Anlagen, allen ihren Anstrengungen. Schon nahte Tiber und noch war das Zwingnest nicht gefallen. Die Deutschen befürchtend, daß es Tiber entsetzen möchte, faßten den Entschluß, es durch List zu gewinnen, da sie ihren Zweck durchaus nicht mit Gewalt erreichen konnten. Diese List bestand darin, daß sie sich, wie im höchsten Ueberdruß, von Aliso entfernten, um so die Römer zu einem freiwilligen Abzug zu verlocken. Der Plan gelang vollkommen. Die Römer, froh durch einen freien Rückzug dem endlichen Unterliegen zu entgehen, und zugleich mit ihrer Person auch ihre Vorräthe und Beute zu retten, benutzten eine der ersten finstern Nächte und zogen ins Freie. Die Deutschen, im dichten Hinterhalte verborgen, ließen sie still vorüberziehen, besetzten Aliso, um ihnen den Rückzug dahin unmöglich zu machen, und fielen dann in der dritten Nacht über sie her. Der Streit war kurz aber blutig und siegreich für die Deutschen, doch entkamen viele Feinde wegen des ungeregelten Angriffes nach dem Rhein. Die Sieger hatten jedoch ihren Zweck vollkommen erreicht.

Mit der Ankunft dieser Römerflüchtlinge am Rhein traf auch die Ankunft des Tiberius mit dem neuen Heere und

---

27) Aliso im Bructerlande kann hier allein gemeint seyn. Vellej. Lib. II. c. 120. hebt darüber allen Zweifel.

seines Neffen Germanicus am Rheine zusammen. So lange Tiberius an der Spitze dieses Heeres stand, nahm er nichts von Bedeutung vor, er ging zwar ein Mal über den Rhein, was aber eine bloße Demonstration war, um den Deutschen gleichsam ihre neuen Feinde sehen zu lassen und sie zu überzeugen, daß die römische Macht durch die Niederlage des Varus noch nicht gebrochen sey. Tiberius ging nach zweijährigem Verweilen am Rhein, welche Zeit er meistens mit Ausbildung der Mannschaft zugebracht hatte, nach Rom zurück, dem Germanicus an seiner Stelle den Oberbefehl überlassend.

VI.

Heerzüge des Germanicus.

Germanicus, des Drusus Sohn, dem Vater an Muth und kriegerischen Anlagen gleich, besaß auch dessen Ehrgeiz und Ruhmsucht, war auch von den nämlichen Wünschen, Planen und Hoffnungen erfüllt: die völlige Besiegung und Unterjochung der Germanen! Nur Sinn für Eroberung habend und vom römischen Stolze beseelt, erschien ihm Jenes als das Höchste und Herrlichste, als das seinem berühmten Vater, seiner Nation und sich selbst das Würdigste. Dabei hielt er es auch für eine fromme Pflicht, den Manen des Varus und seiner erschlagenen Römer zur Stelle ein blutiges Sühnopfer zu bringen. Er hatte auch nicht ungegründete Hoffnung zu einem günstigen Resultate, da ihn das Heer theils wegen seiner erprobten Tapferkeit, theils und dies am meisten wegen des enthusiastisch bewährten Andenkens der unter seinem hochherzigen Vater in demselben Lande verrichteten Kriegsthaten, sehr vertraute, und unter seiner Leitung sich nicht minder zu Großem fähig hielt. Eine andere Hoffnung entsprang für das glückliche Gelingen seines Unternehmens aus dem Zustande Deutschlands, der während der kurzen Ruhezeit unter Tiberius und als Folge von dessen listigen Umtrieben schon in Betreff des schönen Geistes, der die Deutschen während und nach den Tagen im Teuto-

burger Walde beseelte, eine ziemlich nachtheilige Aenderung erlitten hatte. Der Bund, den die Deutschen, wie oben erwähnt wurde, beim Siegesjubel und von der frohen Begeisterung für den Augenblick erfüllt, und also etwas übereilt und ohne die nöthige feste Grundlage abgeschlossen hatten, ohne bestimmte Gesetze und Ordnung, so wie ohne Berechnung auf einen neuen feindseligen Plan von Seiten der Römer, dieser Bund war daher jetzt noch nicht haltbar genug, um in einer Zeit von günstigem Erfolg zu seyn, wo der Feind sie nicht durch seine Nähe zum Festhalten nöthigte. Hatte sie daher Tiberius absichtlich mit einem ernstlichen Angriff verschont, so hatte er gewiß sehr fein berechnet, daß die frühere Begeisterung über den gegen die Legionen des Varus erkämpften blutigen und ruhmvollen Sieg, die Deutschen unbezwingbar machen; daß sie aber später besiegt werden könnten, wenn das Feuer durch Abwesenheit der Gefahr vermindert, in der müßigen Ruhe die alten Leidenschaften unter den einzelnen Völkern wieder erwachen, und der Ausbruch derselben, ihnen selbst verderblich werdend, die ihnen so nöthige Einheit zernichten würde.

Diese Ansicht erprobte sich bald durch die That. Die alte schon mehr erwähnte Feindschaft zwischen dem Römerling Segest, dem eifersüchtigen und rachsüchtigen Schwiegervater Hermanns und diesem, gab Veranlassung zu Spaltungen unter den verschiedenen Stämmen und endlich zum Ausbruch einer, der gemeinsamen Sache verderblichen Fehde.

Die Schriftsteller älterer und neuerer Zeit haben die Ursache dieser Feindschaft daraus hergeleitet, daß Hermann die Tochter Segests Thusnelda entführt und sich wider den Willen den Vaters mit ihr vermählt habe. Erwägt man aber den Charakter der damaligen Deutschen und ihre Sitten, vergleicht man die Daten über diese Angaben, so scheint an der ganzen Thatsache nichts zu seyn, als daß Hermann zur Zeit des Ausbruches jenes Krieges erst Thusnelda, mit ihrem Willen und gegen den ihres Vaters zum Weibe genommen, aber nicht entführt hatte. Hermann war vor dem Aufstande gegen Varus noch zu jung, als daß er sich damals schon, ganz gegen die deutsche Sitte, mit ihr vermählt

habe, auch war Thusnelda beim Ausbruch dieser Zwiespalt zum ersten Mal schwanger. Endlich konnte er sie nicht entführt haben, weil, wäre es zur Zeit der Herrschaft des Varus gewesen, ihn der erbitterte Segest, vor den Richterstuhl des römischen Statthalters geladen haben würde; und wäre die Entführung später vorgenommen worden, so hätte Hermann den Richter im Volke selbst gefunden, da eine Entführung als das größte Verbrechen von seinen Landsleuten angesehen wurde. Hermann erfreute sich aber damals gerade der höchsten Achtung, ja Bewunderung der deutschen Völker, und von einer Beschwerde der Art gegen den gefeierten Helden findet sich keine Spur vor. Der Haß zwischen Segest und Hermann liegt also sicher in der Verschiedenheit der beiden Charaktere und des Ansehens des Letzteren beim Volke, es war der blaße Neid über Hermanns Vorzüge und überwiegenden Einfluß beim Volke, welcher den Segest gegen ihn zur Zeit des Varus entflammte, und der durch die diesen betroffene Niederlage, unter dem Oberbefehl Hermanns auf's Höchste gesteigert wurde.

Segest, die Ruhe benutzend, suchte seine Rache dadurch zu befriedigen, daß er Hermann unvermuthet überfiel und in Gefangenschaft schleppte. Es geschah dies gerade um die Zeit, wo Kaiser Augustus mit Tode abgegangen und Tiberius sein Nachfolger geworden war, (den 19. August im Jahr 14 nach Chr.) Die Freunde Hermanns machten ihn jedoch 14 nach
später wieder frei und belagerten jetzt Segest selber in seiner Ch. G.
eigenen Burg. Da er sich nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte, schickte er eine Gesandschaft an Germanicus.

Dieser aber schon früher von den Spaltungen unter den Deutschen unterrichtet, beschloß, jene ihm gewordene Gelegenheit benutzend, sie unverzüglich anzugreifen. Er war eben von einem siegreichen Zuge gegen die Marsen zurückgekehrt, als er Segests Botschaft erhielt.

Nachdem was wir über diesen Zug von Tacitus Ann. 49. vernehmen, hatte es mit demselben folgende Bewandniß. Zuerst erwähnt er der Veranlassung zu demselben in folgender Weise. Germanicus befand sich eben in Gallien zur Hebung des Census, als die Nachricht vom Tode des Augustus

beim Heere am Niederrhein eintraf. Die Bestürzung hierüber und heimliche Tücke bewirkten eine Meuterei unter einem Theil dieses Heeres, die nur mit großer Mühe und nach blutigen Auftritten gestillt wurde. Germanicus, eilends aus Gallien zurückgekehrt, fand noch Alles in großer Verwirrung, doch genügte seine Gegenwart, um die 5. und 21. Legion, der Mittelpunkt der Empörung nicht bloß völlig zu beruhigen, sondern sie auch zur reuevollen Erkenntniß ihres Vergehens zu bringen. Um dies zu sühnen, verlangten sie von ihm mit Ungestüm, gegen den Feind geführt zu werden. Der Cäsar, wohl einsehend, welche Vortheile ihm aus dieser muthigen Aufregung seines Heeres erwüchse, gab mit Freude ihren Wünschen nach, den Makel, der auf ihnen lastete in germanischem Blute abzuwaschen. Die kriegerischen Marsen sind von Tacitus als das germanische Volk bezeichnet, die der römischen Wuth zum Ziele dienen sollten. Germanicus beschloß, sie durch einen plötzlichen Ueberfall im eigenen Lande zu zernichten. Von dem Heere, das aus 8 Legionen bestand, in dem L. Cilius am Oberrhein und A. Cäcina am Niederrhein als Legaten den Unterbefehl führten, sendete er unter diesen Letzteren 12,000 Mann nebst einer Schaar Bundestruppen und Reiterei von Castra Vetera über den Rhein. Von da drangen sie mit großer Geschwindigkeit durch die sylva caesia [28], den Cößfelder Wald, im Lande der Bructerer, marschirten über die Limites, (die durch Tiberius angelegten Landwehre an der Ems) und hielten dann eine kurze Rast [29]. Von hieraus in der ersten Nacht, die schön und hell war, überfielen sie die Wohnsitze der nichts ahnenden Marsen [30], die, ohne ausgestellte Wachen, in sorglosem Schlafe

28) Man vergl. Westphäl. Jahrbücher 1. Heft den gehaltvollen Aufsatz des Herausgebers L. Koch, S. 44 und ff., Germanicus Heerzüge betitelt.

29) v. Ledebur S. 210. 211.

Wir verfolgen in dem ganzen Zuge jene große Heerstraße, die vom Niederrhein aus der Gegend von Wesel über Cösfeld und Münster in das Emsland und Osnabrückische führt u. s. w.

30) Tacit. Ann. L. I. cap. 50. agmine proper sylvam Caesiam Romanoo limitem a Tiberio coeptam, scindit castra, in limite locat, frondem ac tergo vallo latera concaeditus munitus.

der römischen Wuth überliefert waren. Um sie desto eher zu vertilgen, theilte Cäcina, vor diesem ruchlosen Beginnen nicht erröthend, sein Heer in vier Abtheilungen, das sodann mit gräßlicher Wuth Alles auf einem Strich von 50,000 Schritten mit Feuer verheerten und zerstörte, und ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, die wehrlosen Menschen niedermetzelte. Selbst der Tempel der Tanfana, den diese Völker als ihr erstes Heiligthum achteten, rissen sie von Grund aus nieder. Nachdem die Römer in dieser Weise ihre Wuth befriedigt und nach ihren barbarischen Begriffen durch ein neues Verbrechen das frühere ausgelöscht hatten, traten sie wieder ihren Rückweg an. Diesen konnten sie aber nur mit Bedrängnissen aller Art und nach manchem Verluste zurücklegen. Es hatte nämlich ihr grausamer Ueberfall der Marsen deren Nachbarn die Bructerer, Tubanten und die Usipeter in Waffen gebracht. Sie lagerten sich in den Wäldern und, die hinziehenden Römer bald da bald dort angreifend, fügten sie ihnen nicht wenig Schaden zu. Zu Ende Merz des folgenden Jahres schickte Germanicus seinen Legaten Cäcina abermals mit einem nicht unbedeutenden Heerhaufen über den Niederrhein. Von dem Erfolge dieses Zuges ist nichts bekannt, außer daß derselbe gleichfalls den Marsen gegolten habe, die diesmal in einem Treffen tapfer kämpfend, dennoch geschlagen wurden. Es scheint aber Cäcina diesmal es hauptsächlich mit den Cheruskern zu thun gehabt zu haben, damit sie den Chatten nicht zu Hülfe kämen, die zu gleicher Zeit Germanicus von Mainz über den Rhein setzend mit dem Hauptheere anfiel, und sie, die auf keinen Ueberfall Vorbereiteten, größtentheils niedermachte oder gefangen wegführte.

Um diese Zeit geschah es, daß die oben berührte Gesandtschaft des Segests bei Germanicus eintraf. Sie kam ihm daher nicht wenig gelegen, und freudig sagte er dem alten Freunde der Römer Hülfe zu, so eine Gelegenheit findend, mit einer Art von Recht unter dem Scheine der Bundesgenossenschaft, seinen größeren Plan zu vollziehen, zu dem die bisherigen Unternehmungen nur das Vorspiel waren. Schnell führte er sein Heer zum Oberrhein umwendend, ge-

gen die Cherusker, trieb die überraschten Belagerer von der Burg Segests ab, befreite diesen, und da Hermanns Gattin noch bei ihrem Vater war, nahm er sie gefangen. Die Geschichte bezeichnet uns Thusnelda als ihres Gatten würdig, an Seelengröße und Liebe der Freiheit und des Vaterlandes ihm gleich. Obwol die Frucht seiner Liebe unter ihrem Herzen tragend, und wenn gleich ein Weib, fand sie sich standhaft in ihr hartes Geschick, und als sie bald darauf nach Rom zu Schimpf und Sklaverei geschleppt wurde, blieb sie ruhig, ihr Vertrauen auf die Rache des Gatten oder Sohnes setzend, dessen Geburt sie auch bald erfreute.

Kein Geschichtschreiber gibt Kunde, was aus diesem Knaben geworden ist. Hermann aber in wildem Wahnsinn und racheglühend über die verlorne Gattin, an der seine Seele hing, um die er um so mehr wegen ihrer Schwangerschaft betrübt war, Hermann durchstürmte die Gauen, um seine Freunde und Landsleute zu neuen Thaten aufzurufen, und schreit Weh und Waffen [31]) über Segest, den Verräther am eigenen Lande. Die Liebe für's Vaterland wurde bei Hermann durch jenen Schmerz um so höher gesteigert, und beide Gefühle entflammten ihn zu feuriger Rede, so daß Alles herbeieilte und sich unter seine Führung stellte. Und nicht bloß seine Cherusker erhoben sich, sondern auch die benachbarten Völker strömten herbei. Germanicus, von dem allgemeinen Aufstand nichts Gutes erwartend, vielleicht das Schicksal des Varus befürchtend, hielt es zuvörderst fürs Angemessenste, sein Heer über den Rhein zurückzuführen. Er fühlte sich hierzu um so eher angetrieben, als er vernommen, daß in der Person des Inguiomer, eines Oheims Hermanns, eines kriegerischen Cheruskerfürsten aus dem Thüringerwalde, dem erneuten deutschen Bunde ein mächtiger Beistand geworden war. Von diesem deutschen Manne findet sich früherhin keine Spur in der Geschichte, es scheint also, daß er bisher verborgen und ohne Berührung mit den Römern gelebt, vielleicht auch noch nicht lange auf jenem Punkte, der nicht einmal genau bezeichnet werden kann, sich niedergelassen hatte.

31) Das uralte Kriegsgeschrei in Westphalen.

Hatte sich Germanicus zwar mit seinem Heere unfern Cöln über den Rhein zurückgezogen, so geschah es bloß, um für den Augenblick nur in einer ruhigen sichern Haltung das Fernere erwägen und beschließen zu können. Er hatte keineswegs seinen Plan zur endlichen Unterjochung der tödlich gehaßten Barbaren aufgegeben, er beabsichtigte nur, ihn um so erfolgreicher durch verständigere und wirksamere Mittel auszuführen. Zu diesem Ende ging er auf nichts weniger aus, als auf eine förmliche Umgehung der Deutschen, die er durch Theilung seiner Macht durchzusetzen gedachte. Das Beispiel seines Vaters leuchtete ihm dabei vor. Er sandte seinen Legaten, den mehr erwähnten Cäcina, mit vier Legionen nach der Ems zu, ein anderer Unterfeldherr, Pedo, führte die Reiterei durch das Land der Friesen, Germanicus selber aber schiffte sich ein und segelte mit vier Cohorten durch den von seinem Vater angelegten Graben und dem Zuyder-See längs der Küste hin, diesseit der Inseln.

In dieser Weise drang das ganze Heer, ohne besondern Widerstand bis an die untere Ems vor, wahrscheinlich zwischen Meppen und Rheine. Von hier aus sendete er den Lucius Stertinius gegen die Bructerer vor, die ihr eigenes Land verwüstet hatten, um den Römern das Vorrücken zu erschweren; er schlug sie aufs Haupt, und gewann als Siegesbeute den Adler der 19. Legion. Das Herr drang hierauf bis an die Schädelstätte der Legionen des Varus vor. Es war dies eine imponirende Scene für die Römer, als sie die traurige Stelle betraten, auf der so viele wackere Krieger ihrer Nation, und meistens in einer schrecklichen Weise das Leben eingebüßt hatten. Noch fand man auf mehren Punkten zertrümmerte Waffen, Menschengebeine und andere Ueberbleibsel des mörderischen Kampfes, ja die Lager des Varus standen noch. Da sich noch mehre Krieger beim Heere befanden, die in jener Schlacht zugegen und dann glücklicher als ihre Kameraden entkommen waren, so machten diese die Scene um so interessanter durch nähere Bezeichnung all der merkwürdigen Punkte, wo Der und Jener der Tapfersten gefallen, wo der römische Statthalter und Oberbefehlshaber die erste Wunde empfangen, wo er sich endlich selbst den Tod

gegeben hatte u. a. m. Zorn und Rührung, Wehmuth und Rachsucht bemächtigten sich der Krieger, unter denen so Mancher einen geliebten Todten zu beklagen hatte, der hier durch die Hand des gehaßten Feindes gefallen war. Die Gebeine und Schädel, die ringsum die Wahlstatt bedeckten, wurden dann von ihnen beerdigt. Ein Grab umschloß nun Freund und Feind in ewiger Versöhnung. Das Schrecklichste unter diesem vielen Schrecklichen für die Römer war jedoch der Anblick der Opferaltäre, die noch standen, worauf ihnen ihre Einbildung lebhaft all die Waffenbrüder vorführte, die auf denselben geschlachtet seyn mochten. Der Cäsar, die Rührung der Soldaten theilend, legte die erste Scholle für den Grabhügel, worin die Beerdigten ruhten.

Hermann indessen nicht müßig und diesen Aufenthalt des feindlichen Heeres auf's Thätigste benutzend, hatte von allen Seiten seine Streitmassen zusammengezogen und geordnet. Am linken Ufer der Lippe, wohin Cäcina sein Heer geführt hatte, trafen beide Heere sich. Die voraus gesandte Reiterei jedoch kam allein zum eigentlichen Kampfe, der sehr ungünstig für sie ausfiel, indem sie Hermann in eine sumpfige Gegend zu verlocken wußte, wo sie, mit den Pferden versenkend, beinahe ohne Widerstand, von den langen Schwertern der Deutschen niedergemähet wurden. Das römische Fußvolk kam entmuthigt wie es war, gar nicht ins Gefecht und Germanicus selber erschüttert, dachte an nichts, als an einen schnellen und vortheilhaften Rückzug, den er auch ungesäumt antrat.

Dieser war aber nicht so leicht zu bewerkstelligen. Er nahm ihn nach der See zu. Er schiffte sich mit dem größten Theil seiner Macht ein. Zwei Legionen ließ er am Ufer her marschieren, und die Reiterei, welche am meisten gelitten hatte, sollte unter Pedro längs der Küste nach dem Rhein ziehen. Cäcina erhielt den Befehl, so schnell als möglich seinen Heerhaufen auf ihm bekannten Wegen links von der Lippe über die langen Brücken zu führen, die Domitius daselbst angelegt hatte. Alle Eile und Pünktlichkeit, womit Cäcina den Befehl des Oberfeldherrn in Vollzug zu setzen bemüht war, halfen ihm nichts. Die Wege waren zu schlecht und der Boden zu sumpfig, als daß die Römer hätten den rasch

nachrückenden Deutschen, die an Boden und Luft mehr gewöhnt und leichter bewaffnet waren, entgehen können. Cäcina wurde von ihnen erreicht, und während ein Theil seines Heeres sich zu verschanzen suchte, bemühte sich ein anderer, die Feinde, welche ihm bereits im Nacken saßen, abzuwehren. Die Deutschen gewannen aber die Oberhand, wenn schon im Sumpfe halb versunken, waren sie doch noch groß genug, um mit ihren Lanzen den fest gebannten, schwer bewaffneten Römern tödtliche Wunden beizubringen. Am Abend des Gefechtes waren die Römer schon hart geschlagen. Die Nacht wurde von den siegtrunkenen Deutschen dazu benutzt, das Wasser von den Hügeln ringsumher in die Vertiefungen zu leiten. Dadurch wurde Alles ringsumher überschwemmt und die Römer waren beinahe schon außer Stand den Kampf ferner zu bestehen, als die Anfälle der Deutschen bei Tagesanbruch mit neuer Heftigkeit begonnen. Diese hatten in jeder Hinsicht ein um so größeres Uebergewicht, als sie in eigenem Lande von den Bewohnern von allen Seiten mit Lensmitteln zu neuer Belebung ihrer Kräfte unterstützt wurden, auch Zuwachs an Mannschaft erhielten. Sie harrten des Tages auf den Höhen in ruhiger Uebermacht bei einem reichlichen Male und unter frohem Gesange. Ihre Feinde dagegen geschwächt durch die Arbeiten des vorhergehenden Tages, der Nahrungsmittel ermangelnd, in Wasser und Morast halb verkommen, sahen demselben zitternd entgegen. Cäcina, so muthig und kriegsgewohnt er war, konnte sich selber eines Schauders nicht erwehren, ihm ahnete das Schicksal des Varus, der ihm auch, als er in einem kurzen Schlaf versunken lag, blutig im Traume sich zeigte, ihm Tod und Verderben verkündigend.

Endlich brach der Schreckenstag an. Cäcina war jedoch ein zu muthiger Krieger und erprobter Heerführer, um trotz dem Allen nicht seine Besonnenheit wieder zu erhalten. Er entwarf einen verständigen Plan zum Abzuge, der besonders darin einen günstigen Erfolg darzubieten schien, daß der Feind durch zwei auf beiden Seiten des Weges, den er einzuschlagen gedachte, aufgestellte Legionen möglichst lange in den Wäldern zurückgehalten wurde. Er wählte hierzu zwei

der tüchtigsten Legionen. Diese hatten ihren Platz bereits eingenommen, als das erste Tageslicht schimmerte. Mit diesem, die Bühne zu überschauen vermögend, überfiel sie plötzlich eine so ungewöhnliche Angst, daß sie, ihre Stellung verlassend, sich zu einem dichten Haufen in der Fläche, oberhalb der Niederung zusammendrängten. In dieser Weise setzte sich jetzt die Masse in Bewegung. Herrmann griff die Römer noch nicht an, ungeachtet ihm die durch sie verletzte Stellung ihre verwundbaren Punkte verrieth. Er wollte erst abwarten, bis sie zum zweiten Male an diejenige Stelle gekommen seyn würden, wo Moor und Sumpf und ungangbare Wege sie wieder in die alte nachtheilige Lage brächten. Er bedurfte alles seines Einflusses und der Gewalt des Befehlshabers über die Seinigen, um sie von rascher That so lange zurückzuhalten, als er es für unumgänglich nöthig hielt. Als nun aber der Zug der Römer wegen des immer schlüpfriger werdenden Bodens schwierig wurde, endlich Wagen und Reiter in den sumpfigen Boden einbrachen und die Soldaten, sich unordentlich zertheilend jenen auswichen oder fortzuhelfen bemüht waren, und die Kommandoworte des Befehlshabers unbefolgt verklangen — da schien dem Cheruskerfürsten der günstige Zeitpunkt da zu seyn, um blutige Rache an den eingedrungenen Fremdlingen zu nehmen. Mit dem für die Römer schrecklichen Feldgeschrei: Hier Varus und seine Legionen, von demselben Geschick überwältigt! stürzte er sich mit einer auserwählten Schaar von der Anhöhe auf die Dahinziehenden herab. Die Anderen stürmten ihm nach. Ein mörderisches Gefecht begann. Die Hauptanfälle ergingen gegen die Reiterei, auf deren Pferde die wüthenden Deutsche losstachen, um dadurch den doppelten Zweck zu erreichen: jene unfähig zum Streiten zu machen und diese durch die Schmerzen der Wunden in Feinde des römischen Fußvolkes umzuschaffen. Beides erfolgte, die Pferde rasend, und ohnehin schon schwankend und wild wegen des schlüpfrigen Bodens, brachen durch die Schaaren und traten nieder was ihnen den Weg versperrte. Vor Allem galt es von Seiten der Deutschen den römischen Adlern, um die sich ein wüthender Streit entspann, jene um sie als ehrenvolles Siegeszei-

chen zu erringen, diese um sie, ihren Stolz und Leitstern zu bewahren. Cäcinas Pferd stürzte durchstochen mit ihm zu Boden, er wurde jedoch von einigen Schaaren der ersten Legion gerettet. Alles drohte den Römern den Untergang des Varus, da ward ihnen unvermuthet durch die Feinde selbst Rettung, diese von der Gier nach Beute, beim Anblick der schwer beladenen, im Schlamme festsitzenden Wagen der Römer hingerissen, fielen über sie her und verschafften dadurch den Bedrängten Gelegenheit durchzubrechen und, obwol mit unsäglicher Mühe und großem Verluste, den Abend eine freie Gegend und besseren Boden zu neuem Halt und einiger Ordnung zu gewinnen.

Mit Aufwand der letzten Kräfte bemühten sie sich ein, wenn auch nur einigermaßen schirmendes Lager zu bauen. Aller Werkzeuge beraubt, gelang ihnen dies nur schlecht. Ihre Lage war dadurch um so weniger gebessert, da Zelte und Nahrungsmittel mit den Wagen in die Hände der Sieger gefallen waren, und Schmutz, Nässe und Kälte sie beinahe aufrieben. So brach die Nacht über die Elenden ein, ihnen statt Ruhe und Erholung neue Schrecken und Sorgen für das Schicksal des nächsten Tages bringend. Ein Pferd, das durch irgend eine Veranlassung scheu geworden, einige Soldaten niederrannte, brachte eine solche Bestürzung über das ganze Lager, daß Alles laut auf schreiend: „der Feind ist da!" davon lief und dem Lagerthore zueilte. Cäcina, der muthige Feldherr der muthlosen Schaaren, voll Ingrimm dies feige Betragen erblickend, das Allen statt Rettung unfehlbar Verderben bringen mußte, wußte dem Uebel nicht anders zu wehren, als daß er sich auf die Schwelle des Thores niederwarf, so daß die Fliehenden sich nur über seine Leiche hätten retten können. Dies verfehlte seine Wirkung auf die Römer nicht. Aus Scheu den Feldherrn zu zertreten, hielten sie beschämt Stand. Er aber erhob sich mit Würde und Kraft und seine Befehlshaber um sich versammelnd, gelang es ihm, sie durch wenige nachdrückliche Worte zur Besinnung, zu dem Besseren zurückzuführen. „Nur mit den Waffen in der Faust," sagte er zu ihnen, „vermöge man sich zu retten. Ruhe und Besonnenheit vor Allem thue Noth,

in den Verschanzungen müsse man die Feinde erwarten. Wären die Anstürmenden mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, dann sey die Zeit da, durchzubrechen und werde man den Rhein gewinnen. Fliehe man, so würden eben so die Wälder und Sümpfe als die Feinde Verderben bringen. Schließlich machte er sie auf alle segensreiche Folgen des Sieges aufmerksam, und suchte ihr Herz durch die Erinnerung an Alles zu stärken, was ihnen Theures im Schooße des Vaterlandes und der Familie harrte und ihnen die Ehre des muthigen Ausharrens brächte. Endlich gebot er, seine eigenen Pferde und die der Legaten und Tribunen den Tapfersten zuzustellen, damit sie an der Spitze des Fußvolkes ihm mit gutem Beispiel vorangehend, auf den Feind loszubrechen vermöchten.

Die Deutschen indessen, von Siegeslust unruhig und hitzig, dem Feinde den sichern Garaus, wie sie meinten, zu machen, schwankten in ihren Entschlüssen. Eine Spaltung entstand durch die Führer selber über das tauglichste Mittel zur Ausführung jenes Zweckes. Hermann, ruhig und besonnen wie immer, auch im überströmenden Muthe und Hasse gegen die Feinde des Vaterlandes, bestand auf der Meinung, die sich mehre Male durch so glückliche Resultate erprobt hatte, nämlich den Kampf wie bisher ferner fortzusetzen, den Feind bei seinem Rückzuge auf den Fersen rastlos bekämpfend, zu schwächen und ihn so mit Hülfe der Moräste und anderer ihm verderblicher physischer Hindernisse allmählig aufzureiben. Sein Oheim Inguiomer dagegen verfocht mit Hitze seine Meinung, die dahin ging, das Lager des Feindes stürmend zu nehmen und Alle mit einem Schlage zu zernichten. „Wozu," rief er aus, ein längeres Zögern? Zu was dient es, einem abgematteten und feigen Flüchtling zu folgen, da im Sturme Alles zum schnellen Ziele glücklich geführt wird! Eine größere Zahl Gefangener und reichere Beute harren der ruhmvollen That."

Inguiomers kühner Vorschlag, im Einklang mit den ungestümen Wünschen des muthigen Germanenheeres trug den Sieg davon. „So, und anders soll es nicht seyn, schrieen Alle jauchzend — und der unbesonnene Rath, für sie seine verderblichen Früchte tragend, brachte den Römern

Rettung und ihnen Noth und Bedrängniß. Es geschah das von Cäcina Heißersehnte, das, womit er den Muth der Seinigen aufgerichtet hatte.

Hermann mußte sich wider Willen der Mehrheit anschließen und der Sturm wurde mit Anbruch des folgenden Tages auf das Lager ausgeführt. Die Römer am Ausgange des Lagers zum Ausfall gerüstet, schienen den Deutschen das Unternehmen erleichtern zu wollen, da die Wehren unbesetzt waren, diese begannen ihren Angriff mit Niederreißen der Wälle und mit Ausfüllen der Gräben. Plötzlich öffneten sich aber die Thore; die Römer brachen mit Geschrei unter'm Klange der Hörner und Trompeten, und dem Geräusche der Waffen hervor, auf die, durch den Sturm auf das Lager und dessen Zerstörung in Unordnung gerathenen Deutschen los. Ihr ungestümer Muth half ihnen nun nichts gegen die in geschlossenen Reihen um ihr Alles, immer nach einem und demselben Ziele, ihren Abzug, streitenden Römer. Sie mußten ihrem kalten und richtig geleiteten Widerstande weichen, und an ihnen war es nun, vom Feinde weit rückwärts verfolgt zu werden. Viele fraß das Schwert des Feindes, Inguiomer selber konnte sich kaum schwer verwundet retten. Dem Rückzuge der Römer stand kein Hinderniß mehr im Wege, ihnen fehlte nichts mehr, kein Hunger, keine Strapatzen achteten sie, denn sie waren nun sicher mit den Ihrigen wieder vereinigt zu werden. Sie gelangten an den Rhein, sie setzten über denselben ungestört und fanden Ruhe, Trost und Hülfe an jenseitigem Ufer. [32])

Es war jedoch nahe daran, daß sie den Rhein vielleicht nie mehr überschritten hätten. Das Gerücht, immer am schnellsten, wenn es ein Unglück anzuzeigen hat, war ihnen

32) Die Schlacht hatte eigentlich vier Tage hintereinander gedauert, der Boden, wie er noch ist, zwischen Ems und Rhein in den Baumbergen (silva Caesia) zwischen Horstmar, Schapdetten und Cösfeld, denen die Quellen der Aa, Stever, Berkel und vieler anderer Bäche entströmten, stimmt mit dem von Tacitus bezeichneten Kampfplatz völlig überein, dort findet sich auch der Anfang jener Brücken, die noch heute im Münsterland befindlichen Bohlwege.
Ledebur alleg. Werk S. 221.

voraus geeilt und hatte da mit Uebertreibung verkündigt das ganze Römerheer unter Cäcina sey der germanischen Wuth als blutiges Opfer gefallen, und die rachentflammten Sieger seyen schon im Anrücken, um bis in das römische Germanien ihren Sieg zu verfolgen. Diese Trauerbotschaft erfüllte die dortigen Römer mit solchem Entsetzen, daß sie nur in eilfertiger Abtragung der Rheinbrücke ihr Heil zu finden glaubten. Da begab sich Agrippina, die hochherzige Gemalin des Germanicus, eine Enkelin des Augustus schnell dahin und verhinderte das heillose Beginnen, das den Rückkehrenden den Weg der Rettung zu den Ihrigen verschlossen und sie dem sichern Verderben Preis gegeben hätte. Dieser ihr weiblicher Schutzengel that aber noch mehr für des Cäcina's Heerestrümmer, denn als sie körperlich und geistig erschöpft, zum Theil ohne Kleidung, Waffen und Wehre endlich im jenseitigen Lager eintrafen, belebte sie ihren Muth durch liebreiche Rede, Lob und Geschenke, und versah die Hungernden mit Nahrung und die Abgerissenen mit Kleidungsstücken, so ihrem Gemal durch Tugend die würdige Hälfte.

Auch Germanicus war es indessen mit dem andern Theile des Heeres auf seinem Rückzuge nicht viel besser gegangen. Die Deutschen drängten ihn zwar da nicht, aber desto härter verfuhr die aufgeregte See mit ihm. In der Nähe der Küste, über die Wadden hinwegschiffend, sah sich Germanicus genöthigt, die zweite und vierzehnte Legion an das Land zu setzen, um die Schiffe zu erleichtern und sich so die Fahrt auf den Untiefen möglich zu machen. Den Befehl über diese Truppen führte Publius Vitellius. Anfangs ging es gut, aber es war die Zeit der Nachtgleiche. Auf einmal stürmte der Ocean und eine ungeheure Fluth überströmte die Uferniederungen. Das Heer befand sich statt auf sicherem Grund ringsum von Meereswasser umgeben, wie auf dem Meere selbst. Eine gräßliche Verwirrung und Zerstörung kam über das Heer; Menschen und Thiere, Wagen und Gepäcke

schwebte, bald über dem Wasser, bald versank es in dessen Tiefe, zuletzt Leichname und Kriegsgeräthe durch einander schwimmend. Welch' gräßliche Scene! die Soldaten, welche noch stark genug waren, bei dem gewaltsamen Anfluthen des wüthenden Elementes sich auf den Beinen zu erhalten, standen doch bis an die Brust in dem Wasser. Unter diesem Jammer und als die Erschöpfung auf den höchsten Grad gestiegen war, traf der Abend ein und mit diesem trat die Fluth zurück, so daß die Römer auch den Boden wieder sahen. Der Befehlshaber nahm mit ihnen an einem trocknen Platz sein Nachtlager, das immer eins der jämmerlichsten war, da sie ohne Feuer und Nahrung nur mit zerschellten, nackten und durchnäßten Körpern auf feuchter und kalter Erde von solcher entsetzlichen Angst und Anstrengung ausruhen konnten. Die traurigen Ueberbleibsel dieser Heeresabtheilung, denn ein großer Theil derselben war zu Grunde gegangen, gelangte den anderen Tag wieder zu den Schiffen des Germanicus, wo sie Aufnahme und in denselben das Ziel ihres Zuges fanden.

VII.

Letzter Feldzug des Germanicus in Deutschland.

Deutschland durch die erzählten siegreichen Ereignisse seines mächtigen Feindes entledigt, befand sich nicht in der günstigen Lage, wie man hätte erwarten sollen; den aufmerksamen und erfahrnen Beobachter überrascht dies jedoch keineswegs. In einem civilisirten Staate hätte man die Zeit der Ruhe und Freiheit dazu benutzt, die empfangenen Wunden zu heilen, die Verluste zu ersetzen, alle Kräfte neu zu ordnen und mit einander in Einklang zu bringen versucht, und da früh oder spät ein neuer Einfall des Feindes zu erwarten war, diesem frischen Widerstand entgegen zu setzen, und die Unabhängigkeit des Vaterlands sichern zu können. Von dem Allen geschah hier nichts. Folgendes war ungefähr die damalige Lage der Dinge in Deutschland. Das Volk hatte viel gelitten und eingebüßt, dafür hatte ihm aber

das glückliche und ruhmvolle Resultat eine zehnfachere stärkere moralische Kraft und kriegerische und andere Fähigkeiten verliehen, von denen es vorher keine Ahnung hatte. Hermanns Ruhm hatte durch den verringerten Vortheil der jüngsten Schlacht nicht bloß nicht gelitten, sondern war gerade dadurch gewachsen, denn er hatte ja den weisen Rath gegeben eben das nicht zu thun, was, als es trotz dessen geschah, zu dem üblen Ausgang der Schlacht beigetragen hatte, dadurch daß man der Meinung Inguiomers beipflichtete, war allein, dem römischen Heere der Weg zu seiner Rettung vom gänzlichen Untergange geöffnet worden. Und doch lag gerade in dieser Zunahme des Ruhms und der höhern Achtung, die Hermann die Seinigen zollten, sein Verderben. Alles ist gesagt, wenn wir anführen, daß Spaltungen unter den Deutschen und zwar schwere unheilverkündigende entstanden. Die erste Veranlassung dazu gab Hermanns Oheim. Inguiomer, dieser deutsche Befehlshaber konnte das Mißlingen des Sturms auf das römische Lager nicht verschmerzen, nicht aus Reue, weil er die Ursache davon war, sondern aus Mißvergnügen, daß gerade Hermann zum Gegentheil gerathen hatte und es durch die nachtheiligen Resultate erwiesen war, daß er recht gerathen hatte und daß, hätte man ihm gefolgt, das Gegentheil eingetroffen wäre. Neid und Eifersucht waren also die beiden häßlichen Gefühle, die sein Inneres bestürmten, um so mehr, da ihm nicht einmal das alte Ansehen blieb, wo Hermann dagegen das seinige wachsen sah. Er konnte daher weder ruhen noch rasten, bis er sich einen Anhang verschafft hatte, von dem unterstützt, er dem Einfluß seines Neffen entgegen zu wirken hoffen durfte; dadurch entstanden diese Spaltungen und riß Erbitterung unter den einzelnen Stämmen ein. Vor der Hand blieb es jedoch so ziemlich noch beim Alten, und erst später werden die verderblichen Folgen der gestörten Einheit sichtbar. Germanicus seinerseits mit nichts als dem Plane der Unterjochung Deutschlands beschäftigt, war zu hochherzig und stolz, um denselben wegen der erlittenen Unfälle aufzugeben. Im Gegentheil beharrte er mehr als je auf der Ausführung desselben, weil er durch die bisherigen Unternehmungen gegen

die Deutschen und selbst durch die erlittenen Unfälle die verwundbare Seite derselben hatte kennen lernen. Ohne im Geringsten ihre Tapferkeit und die Vortheile zu verkennen, die sie aus den Oertlichkeiten des Landes und der vollkommensten Bekanntschaft damit zogen, hatte er auch gelernt, wie man sich anders als bisher gegen sie benehmen müsse, um sie aller dieser Vortheile zu berauben. Zuförderst aber wurde seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit durch die zerrüttete Lage seines Heeres in Anspruch genommen. Der Verlust, den dasselbe erlitten, nicht bloß an Mannschaft und Materiellem, sondern besonders die über es gekommene gänzliche Demoralisirung, die ihm alles sittliche Vertrauen auf sich raubte, bedurften auch wirklich aller seiner Sorgfalt und seines ganzen Nachdenkens, und Abhülfe dieser Uebel zu schaffen, war von jetzt sein unermüdlichstes Bestreben. Die Reihen seiner Soldaten durchlaufend, die Kranken und Verwundeten an ihrem Lager besuchend, ermuthigte er die Einen durch Geschenke, Versprechungen, Erinnerungen an die Vergangenheit und die Andern durch leutseliges Benehmen, durch Trost und Unterstützung in Allem was das Traurige ihrer Lage zu mildern vermochte. Bald war er so weit mit ihnen gekommen, daß sie nicht bloß ermuthigt sondern zu neuen Unternehmungen begeistert waren, und ihre Herzen von Rache brannten. Gallien, Spanien und Italien sendeten bald hernach Ersatzmannschaft und außerdem traf da her eine Sendung an Geld, Pferden und Waffen ein. Ein großes Hinderniß für die Ausführung seiner Plane lag jedoch in einem Gegenstande, an den er nicht gedacht hatte, nämlich in dem mißtrauischen Charakter seines Oheims des Kaisers Tiberius. Dieser feige Tyrann vernahm nur mit Neid und Mißtrauen die Thaten seines Neffen und Adoptivsohnes, und besonders gährte es in seinem Innern als er sich überzeugte, daß Germanicus eben so hoch in dem Zutrauen und der Liebe des Heeres stand, als es ihm selbst längst abgeneigt war. Ueberdieß mochte er auch aus eigener früherer unangenehmer Erfahrung alle die Schwierigkeiten eingesehen haben, die mit einem Kriege in Germanien verknüpft waren und wie wenig Hoffnung man für die Unterjochung des Lan-

des hegen konnte. Er hatte Germanicus wegen seiner früheren Thaten den Titel eines Imperators verliehen, weil ihm diese Ehrenbezeugung in den damaligen Verhältnissen angemessen schien, auch seinen drei Unterfeldherren Cäcina, Apernius und Silius hatte er kriegerische Auszeichnungen bewilliget. Aus diesem Grunde wünschte Tiberius eine schickliche Gelegenheit zu finden, den Germanicus ohne Aufsehen vom Heere zu entfernen, und diese Gelegenheit bot sich ihm in den Unruhen des Orients dar, die eben damals zum Ausbruch gekommen waren. Er ließ ihm daher einen Befehl zum Abgange dahin zustellen. Germanicus indessen der Anhänglichkeit seiner Legionen gewiß und fester als je entschlossen mit der deutschen Angelegenheit in einer Weise zu Ende zu kommen, die eben so ehrenvoll für ihn als die Römer sey, suchte jenen Befehl durch alle mögliche Ausflüchte und wirkliche plausible Gegenvorstellungen unwirksam zu machen. Was es auch kosten und wie sehr er seine persönliche Sicherheit auf's Spiel setzen möge, so wollte er dem Kaiser nicht eher gehorchen, als bis er seine Plane ausgeführt hätte. Damit ihm dieselben in jeder Hinsicht gelingen und dies Gelingen ihm zur einstigen Rechtfertigung seines Ungehorsams dienen möchte, so stellte er, in einsamer Zurückgezogenheit die ernstesten Betrachtungen über sein großes Unternehmen an. Er kannte jedoch schon die Deutschen, ihren Muth und ihre Stärke, ihre Kriegsweise und die Beschaffenheit des Kriegsterrains genug, um bald mit sich zu einem genügenden Resultat in seinen Ueberlegungen zu gelangen. Er gewann durch dieselben die Ueberzeugung, daß er die Deutschen nur in offener Feldschlacht auf freiem Grund und Boden entscheidend schlagen könne; daß für seine Römer nichts ermüdender und verderblicher sey, als die großen, oft zwecklosen Hin- und Hermärsche; man müße sich so viel möglich der Fuhren zum Transporte des Proviantes und des Gepäckes entschlagen, theils darum, weil die Waffen und die Pferde nicht leicht mehr aufzutreiben, theils beim Vorrücken wie beim Rückzuge ein verderbliches Hinderniß darböten; daß man diesen Nachtheilen entgehe, wenn man über die See die deutschen Länder zu erreichen suche, wo man noch außerdem den Vor-

theil habe, früher den Krieg mitten auf deutschem Grund und Boden beginnen, und vor der schädlichen Herbst- oder der noch schädlicheren Winterzeit beendigen könne. In dieser Weise mit sich und der Ausführung seines Unternehmens einig, säumte Germanicus nicht länger, thätig und schnell, wie er gewohnt war, die Anstalten zu treffen, daß eiligst eine Flotte von tausend Schiffen aufgetrieben, tüchtig bemannt und mit allem Nöthigen ausgerüstet wurde. Er verwendete die größte Sorgfalt darauf, daß bei der Anlage der neu zu erbauenden Schiffe umsichtig die Zweckmäßigkeit derselben berücksichtigt wurde. Die Unterfeldherren Silius, Antejus und Cäcina, mit der Aufsicht über diese Anstalten beauftragt, leisteten das Mögliche. Die Schiffe wurden zum Theil kurz, mit schmalem Vorder- und Hintertheile und mit weitem innern Raum angelegt, damit sie ohne Gefahr dem Anprellen der Wellen sich aussetzen könnten; zum Theil wurden sie mit flachem Kiele versehen, damit sie ohne zu zerschellen auf den Grund laufen konnten; Einigen gab man doppelte Steuern, hinten und vorn, um allein schon durch einen wechselnden Ruderschlag ihnen eine beliebige Richtung geben zu können; endlich erhielten sie mehre Verdecke, die mit dem Wurfgeschütz versehen waren, damit sie leichter segeln und zur Ueberfahrt der Pferde und zur Aufnahme der Lebensmittel geeigneter wären. Das batavische Eiland, da wo sich die Waal trennt, wurde zum Sammelplatz als dem Orte ausersehen, der am Ersten die nöthigen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten anzubieten geeignet war. [33])

Während man mit diesen Zurüstungen beschäftigt war, hielt es Germanicus zweckdienlich, wahrscheinlich, um die Aufmerksamkeit der Deutschen vom Rhein abzuwenden, ihnen eine Diversion zu machen. Er befahl demnach dem Legaten Silius, in das Land der Chatten einzufallen. Der Erfolg selber war jedoch von keiner Bedeutung, die Römer trugen nichts von diesem Streifzuge als einige Beute davon, und führten die Gattin und die Tochter des Fürsten der Chatten Arpi oder Erp benannt, gefangen mit sich fort. Germanicus

33) Tacitus Ann. Lib. II, c. 6.

selber setzte in der nämlichen Zeit über den Rhein und zwar auch diesmal bei Vetera Castra. Was eigentlich auf diesem Zuge vorging oder durch denselben bezweckt wurde, ist uns beinahe ganz unbekannt. So viel wissen wir nur, daß der Cäsar vom Niederrhein auf der Straße von Wesel nach Lippstadt hinzog. Tacitus sagt davon, [34]) Germanicus sey mit sechs Legionen einer, von den Deutschen belagerten Festung an der Lippe zu Hülfe gezogen, die Belagerer seyen ohne Kampf und Widerstand abgezogen. Er habe daselbst vor Kurzem den Truppen des Varus Grabhügel errichtet, und der alte Altar, den Drusus seinem Vater geweiht, zertrümmert gefunden. Den Altar habe er wieder hergestellt und an demselben mit den Legionen ein Wettrennen gehalten; der Grabhügel sey nicht wieder hergestellt worden, endlich habe er das Land zwischen dem Rhein und der Festung Aliso durch neue Wälle und Dämme gesichert.

Nach dieser Erzählung des Tacitus wäre das römische Heer abermals bis zum Schlachtfelde des Varus gekommen; seltsam ist es, daß er aber durchaus über irgend einen Kriegsvorfall schweigt, indem es doch gar zu schwer fällt anzunehmen, daß die Deutschen so ganz wie verschwunden gewesen seyen und gar keinen Widerstand bei dem Vordringen eines so ansehnlichen Römerheeres sollten geleistet haben. Abgesehen jedoch hiervon, daß wenigstens in der angeführten Thatsache nichts Unglaubliches liegt, ist es dagegen völlig unbegreiflich, wie das früher von den Deutschen eroberte und zerstörte Aliso nun auf einmal wieder als eine Festung in den Händen der Römer und von den Deutschen belagert erwähnt wird. [35])

---

34) Tacit. ibid. II, c. 7.

35) v. Ledebur in seinem mehr erwähnten trefflichen Werke „das Land und Volk der Bructerer“ S. 224 will das Auffallende in der Wiederherstellung der Feste Aliso dadurch heben, daß er annimmt, sie müsse im vorhergehenden Jahre von den Römern genommen worden seyn, als Germanicus in der Nähe derselben auf dem varianischen Schlachtfelde verweilte. Da ihm jedoch auch diese Idee den Zweifel nicht genügend zu lösen scheint, hält er es für angemessen, daß man dies wichtige Zeugniß mit dem Feldzuge 15 (m. s. später) und der Er-

Die Flotte war indessen bei der Rückkehr des Germanicus durch den Drusus-Graben und den Zuyder-See im offenen Meere angelangt, die Legionen und Bundestruppen wurden eingeschifft und so segelte die Flotte nun wohlbehalten in die Ems. Germanicus landete vorsichtig an dem linken Ufer des Flußes, ließ die Flotte zu Amisia, einer kleinen Feste, marschirte an der linken Seite hinauf und setzte alsdann über nach dem andern Ufer.

Die Deutschen benutzten den Aufenthalt des Marsches ihrer Feinde so viel als möglich zu ihrer Vertheidigung. Das römische Heer, wahrscheinlich durch das Land der Ansiwarier, Chasuarier und Angriwarier ziehend, drang ohne Widerstand bis an die Weser vor, auf deren jenseitigen Ufer die Deutschen unter Hermann sich lagerten. Als sich so beide Heere kampfgerüstet einander gegenüberstanden, trat Hermann, von seinen Hauptleuten umgeben, ans Ufer und fragte die Römer ob der Imperator beim Heere angelangt sey? Als man das bejahte, bat er, man möge ihm gestatten, mit seinem Bruder zu sprechen, der im römischen Heere diente. Dieser trug den römischen Namen Flavius, wie er eigentlich geheißen, ist nicht bekannt. Er war vor Jahren schon durch Verführung verlockt, seinem Vaterlande abfallend, in römischen Dienst getreten. So erschien er wieder als Feind auf vaterländischem Boden, was später aus ihm geworden, verschweigt die Geschichte.

Hermann näherte sich anfänglich seinem Bruder, als dieser sich zur erbetenen Unterredung eingefunden hatte, durch

---

pedition des Stertinius in Verbindung bringe. Der ersten Vermuthung des geistreichen Verfassers möchte doch wol eher als der letzten beizupflichten seyn, denn welcher Feste am Lippefluß (Tacit. castellum Luppiae flumini adpositum obsideri . . .) sollte denn Germanicus zu Hülfe gezogen seyn, wenn es Aliso nicht war? Außerdem nennt ja Tacitus Ann. II, c. 7. die Festung mit Namen (sie stand also wenigstens), als er sagt: et cuncta inter castellum Alisonem et Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita. Bloß dann wäre aus diesen Widersprüchen ein Ausweg zu finden, wenn man alles sich auf Aliso und das Castell an der Lippe Beziehende ins Jahr 15 verlegte, was doch wol zu weit gehen heißen möchte.

liebevolle Erkundigungen nach seinen Verhältnissen, dann aber ihm das Schändliche seines dermaligen Beginnens vorstellend, suchte er ihn durch alles Mögliche zu sich herüber zu ziehen. Als er bemerkte, daß er damit kein großes Gehör bei ihm fand, so ward er erbittert, spottete über die dem Römerling gewordenen militairischen Auszeichnungen, und sagte ihm manches wol sehr derbes Wort. Als jetzt auch Flavius seiner Seits dem Bruder die Vorzüge seines Standes pries, ihn zum Abfall vom Vaterland zu verleiten suchte, und als Lohn ihm Hermanns Weib und Kind im Hintergrund zeigte, da wurde dieser aufs Aeußerste erzürnt, rief ihm in kräftigen Ausdrücken Drohungen zu und Ermahnungen zur Rückkehr zu seinen Pflichten. Darüber gerieth Flavius in Wuth und begehrte über den Fluß zu setzen, um im Zweikampfe mit dem Bruder sein Verderben zu vollenden. Stertinius, der römische Unterfeldherr beschwichtigte jedoch den Zornigen, und Hermann kehrte zugleich wehmüthig und entrüstet mit seiner Begleitung nach dem Heere zurück. Den andern Tag sollte es zur Schlacht kommen, und mit dem Frührothe desselben standen die Deutschen gerüstet am Ufer der Weser. Germanicus ließ die Reiterei an zwei Stellen zugleich über diesen Fluß setzen, um, die Deutschen zurückdrängend, sich Raum zum Schlagen einer Brücke zu verschaffen. Der Bataver Ceriobald, Anführer der bataviſchen Hülfstruppen im Schwimmen geübt, schwamm zugleich mit den Seinigen über den Fluß. Die Deutschen suchten den Uebergang nicht zu verhindern, sie sahen mit freudigem Muthe der nahenden Schlacht entgegen, sie dachten nur diese durch eine Kriegslist für sie so vortheilhaft als möglich zu machen. Zu diesem Ende zogen sie sich so schnell als möglich, in verstellter Furcht zurück; die Bataver zogen ihnen eilends nach.

In einer mit dichtem Wald umgebenen Fläche machten sie plötzlich Halt, griffen die Bataver wüthend an, und erschlugen dieselben mit ihrem tapfern Hauptmann größtentheils, nachdem dieser jedoch langen und kräftigen Widerstand geleistet hatte. Nach dieser That kehrten die Sieger in ihre Wälder, die Römer aber über die Weser zurück.

Den folgenden Tag vernahm Germanicus durch einen Flüchtling, die Deutschen wollten es auf eine Schlacht ankommen lassen, sie befänden sich in einem nahen, einer Gottheit geweihten Haine, versammelt, um sich durch religiöse Feierlichkeiten auf das ernste Unternehmen vorzubereiten. Die bevorstehende Nacht sey von ihnen zu dessen Ausführung bestimmt. Spätere Anzeigen von Kundschaftern deuteten auf dasselbe hin. Der römische Prinz wollte sich der Gelegenheit dieser Entscheidung nicht entziehen, allein das bisher Erprobte machte ihm Unruhe. Obwohl er so ziemliches Vertrauen in den guten Willen und den Muth seiner Soldaten setzte, so wünschte er doch desselben vor dem großen Versuche völlig gewiß zu seyn. Er wandelte deßwegen in der Nacht verkleidet im Lager umher, und erspähte die Gesinnungen der Krieger. Zu seiner innigen Beruhigung fand er ihre Stimmung äußerst gut, er genoß das seltene Glück eines Lauschers, nichts als sein Lob, als Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit für seine Person und Verlangen nach der Schlacht zu vernehmen, um Rache für so viele erlittene Unbilde an den verhaßten Barbaren zu üben. Um diese Zeit zeigte sich unvermuthet ein deutscher Reiter im Lager, welcher, der lateinischen Sprache kundig, den Römern zurief: Hermann verspreche allen Ueberläufern Weiber und Ländereien, und während des ganzen Krieges einen täglichen Sold von hundert Sestertien für Jeden! Die römischen Soldaten in dieser Aufforderung Spott und Verachtung erblickend, entbrannten von Zorn. „Sie wären zum Empfang dieser Gaben bereit, sie würden sie selber in der Schlacht holen,“ war ihre Antwort. „Frauen und Aecker sollten der Lohn des Sieges für sie seyn.“

Während dessen kam der neue Tag heran, und der römische Feldherr, frühe sein Heer um sich versammelnd, begeisterte dasselbe durch eine kräftige Rede. Er suchte darin den Römern vor Allem die Scheu vor den großen Gestalten und den langen Spießen der Germanen zu benehmen. „Sie sollten,“ rief er ihnen zu, „denselben nur tüchtig nach den Gesichtern hauen. Uebrigens wäre der Wald kein nachtheiliges Terrain, die Feinde vermöchten darin gerade wegen der

Bäume und Gebüsche nicht den gehörigen Gebrauch von ihren ungeheuern Schilden und Lanzen zu machen. Ihre große, so wenig geschützte Leiber vermöchten die Wunden der scharfen Römer-Waffen nicht auszuhalten. Wären sie der bisherigen langen und ermüdenden Märsche überdrüßig, so böte sich ihnen jetzt eine Gelegenheit, damit auf ein Mal zu Ende zu kommen. Die Elbe sey ihnen bereits näher als der Rhein, dann gäbe es keinen Krieg mehr. Sie sollten ihn nur tapfer auf der Siegesbahn seines Vaters und Oheims unterstützen."

Nachdem der Imperator so gesprochen und sein Heer schlachtmuthig und begeistert fand, gab er das Zeichen zur Schlacht.

Auch Hermann versammelte in der Nacht der bevorstehenden wichtigen Entscheidung seine Krieger und goß seinen kräftigen Geist über sie in wenigen aber viel sagenden Worten aus. Er sah frohen Muthes dem Siege über die Römer als etwas Unbezweifeltem entgegen, denn er fand in ihnen nicht mehr die alten kriegsgewohnten, kampflustigen Römer, sondern die durch die bisher empfangenen Schläge mit sich selbst Entzweiten und die durch Ausschweifungen Entnervten. Als ein Beweis schien ihm, daß ihre Befehlshaber nicht einmal gewagt hatten, zu Land zu ihnen zu kommen. Die Deutschen, schloß er, hätten keine Wahl, als zwischen schmäliger Knechtschaft und herzerhebender Freiheit, also zwischen Sieg oder Tod.

Alle jubelten dem wackeren Feldherrn ihren Beifall zu, und feuriger und kühner als je verlangten sie nach der Schlacht. Diese begann, gerade sechs Jahre nach der Teutoburger. Eine Ebene [36]) faßte beide Heere. Das Schlachtfeld ist nicht leicht mehr zu bestimmen. [37]) Der erste Angriff

---

36) Das Idistativisische Feld (Itis a Wis d. h. eine Wiese ist es) in der Gegend der Porta Westphalia. II, c. 9 bis 18. Tacit. ibid. Campum, cui Idistaviso.

37) Es ist dies Schlachtfeld der Gegenstand großer Controverse. v. Ledebur S. 228 sagt sehr ansprechend: So viel ist uns gegeben: Im Land der Cherusker fiel das Treffen vor; an der Weser, am rech-

der Römer geschah durch die germanischen und gallischen Hülfsvölker; ihnen folgten Bogenschützen zu Fuß; dann kamen vier Legionen und der Imperator, von zwei Cohorten Leibwache und einer auserwählten Reiterschaar umgeben; dann kamen die anderen vier Legionen, die Leichtbewaffneten, die Bogenschützen zu Pferd, endlich die Cohorten der Bundestruppen. Das Heer war eben mit der Bildung der Schlachtordnung beschäftigt, da stürmten die Cherusker, von ihrer Hitze übermannt, zu frühzeitig heran. Germanicus, mit richtigem Feldherrnblick den Vortheil erspähend, der ihm hieraus erwuchs, sandte sogleich seine Reiterei denselben in die Seite und durch Umgehung in den Rücken. Dies veranlaßte, daß das Fußvolk um so stärker gegen den Wald vordrang, als ein Wunderzeichen den Muth desselben aufs Höchste steigerte. Acht Adler, der Zahl der Legionen gleich, flogen vor dem Heere her in den Wald hinein. [38]) Germanicus, sie gewahrend, rief ihnen nach: „Wir folgen den römischen Vögeln, den Gottheiten der Legionen!" Jetzt entstand eine auffallende Verwirrung unter den Deutschen. Die beiden Haufen derselben zogen sich eilends nach verschiedenen Seiten zurück. Die von der Ebene flohen in den Wald hinein, die den Wald besetzt hatten, stürzten in die Ebene heraus. Die Cherusker, von den Höhen hinabgetrieben, gerie-

---

ten Ufer derselben, da wo der Strom noch von den Gebirgen eingeschlossen ist; nicht fern von dem Land der Angrivarier, deren Südgrenze die bald darauf folgende zweite Schlacht fest stellt. Daraus geht hervor, daß wir nicht nordwärts von der Westphälischen Pforte, und nicht füglich südwärts von Rindeln, also innerhalb des Raumes zwischen Rindeln und Hausbergen die Schlacht zu suchen haben u. s. w.

Manert verlegt sie an die Weser, nahe dem Steinhuder-See zwischen Minden und Blotho. Wilhelm ans östliche Ufer der Weser zwischen Hausbergen, Holtrup, Vennebeck und Wittenhausen. Möller und Staue unfern Oldenburg, nahe der alten Weser. Cluver zwischen Oldenburg und Stemna.

38) Interea pulcherrimum augurium, octo aquilae petere silvas et intrare visae, imperatorem advertere. Exclamat, irent sequerentur romanas aves, propria legionum numina.
Tacit. Ann. Lib. II, cap. 17.

then zwischen die Reiterei, die ihnen in Seite und Rücken kam, und das Fußvolk, das sich nach dem Rückzug der Deutschen gegen sie wandte. Unter ihnen stand Hermann unerschüttert, obwol verwundet und blutbedeckt, die Seinigen durch Rufen und fast selbst durch Waffen zurückhaltend. Nachdem er Alles verloren sah, suchte er durchzubrechen. Es gelang ihm nicht. Endlich entriß ihn die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefahr; das Gesicht hatte er sich mit Blut überzogen, um unkenntlich zu seyn. Einige versichern, die Chauken, Hülfstruppen der Römer, hätten ihn dessen ungeachtet erkannt aber ihn durchgelassen. Auch Inguiomer entkam, die Meisten des Volkes wurden niedergehauen; das Metzeln hatte bis in die Nacht gedauert, so daß man in einem Umkreise von zehn römischen Meilen, nach römischem Berichte, nichts als Leichen erschlagener Deutschen oder ihnen entfallene Waffen sah. Viele, die in die Weser sprangen, um ihr Leben durch Schwimmen zu retten, wurden von den Römern entweder mit Pfeilen erreicht, oder von der Masse der Fliehenden und dem, auf sie einstürzenden Ufergrunde, zerdrückt. Einige waren auf die höchsten Bäume geklettert, nach denen sich die Schützen übten, oder die Bäume wurden umgehauen, so daß sie, mit den Hinaufgestiegenen zusammenstürzend, sie zerschmetterten. Unter der Beute fanden die Römer viele Stricke und Ketten, welche die Deutschen bei sich führten, um ihre Feinde damit zu binden. Mag nun an dieser Erzählung, was nicht zu verkennen ist, Manches ganz falsch, Anderes übertrieben seyn, viel Lückenhaftes und Unzuverlässiges findet sich auf jeden Fall darin, so ist soviel gewiß, das römische Heer erfocht diesmal einen blutigen und zernichtenden Sieg über die Deutschen, deren Ueberbleibsel nach der Flucht ihres Heerführers, ohne sichere geschichtliche Spuren, sich in verschiedenen Richtungen zerstreuten.

Das römische Heer rief jubelnd den Tiberius auf dem Schlachtfelde von Neuem zum Imperator aus und errichtete ihm einen Rasenhügel. Auf diesen wurden die erbeuteten Waffen als Siegesdenkmal aufgestellt und eine Inschrift prankte mit den Namen all' der Völker, die man besiegt

zu haben, sich einbildete. [39]) [40]) Diese dramatische Scene soll nach Tacitus einen solchen erschütternden Eindruck auf die Deutschen gemacht haben, daß sie vor Zorn und Rache rings umher zu den Waffen gegriffen hätten. Alle Völker, die der frühern Schlacht nicht beiwohnten, vereinigten sich mit den Trümmern derselben. Eine neue Schlacht wurde geschlagen, zwischen der Weser und dem Steinhuder-Meer. Hermann scheint moralisch, nicht aber physisch, wegen seiner Wunden, derselben beigewohnt zu haben. Auch sie endigte mit Verderben und Zernichtung für die Deutschen. Inguiomer führte den Oberbefehl darin. Diese zweite nicht minder blutige und für die Deutschen nicht weniger ruhmvolle aber unglückliche Schlacht, geschah auf einer feuchten Ebene zwischen der Weser und den Wäldern. Die Deutschen griffen auch diesmal mit ihrem gewöhnlichen Muth aber auch in der gewöhnlichen Unordnung die Römer an. Der Sieg schien sich ihnen auch zuzuwenden, als ihre Feinde, schweres Geschoß unter sie schleudernd, Lücken in ihren Reihen machten, so daß sich Germanicus eine Bahn unter sie öffnen konnte und sie in den Wäldern zum Rückzug nöthigte. Als er ihnen auch dahin folgte, entstand ein fürchterliches Gemetzel, das bis in die Nacht dauerte und sich so das Gefecht mit der völligen Niederlage der Deutschen endigte. Nicht das Uebergewicht römischer Tapferkeit, sondern, nach dem eigenen Geständnisse des Cäsars, das Uebergewicht römischer Kriegskunst und Waffen, dann die Entfernung Hermanns vom Oberbefehl, hatten die Deutschen unterliegen machen.

Trotz dieses so erfreulichen und für die römischen Waffen ehrenvollen Sieges, wagte Germanicus nicht, sein Heer zu Land zurückzuführen, sondern den Rückzug zur See zu

39) Tacit. Ann. II, c 21.
40) Die Inschrift lautete: Der Völker zwischen Rhein und Elbe Denkmal von des Kaisers Tiberius Heere dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht.

bewerkstelligen. Ehe er denselben antrat, ertheilte er dem Stertinius den Befehl, an den Angrivariern, die den Römern eine schlimme Diversion gemacht hatten, Rache zu nehmen. Dieses Volk unterwarf sich jedoch schnell und erhielt die erflehte Gnade. [41])

Germanicus begann also seinen Rückzug nach dem Meere. Er ahnete aber nicht, daß er an diesem Elemente einen gefährlicheren und ihm verderblicheren Feind als an dem auf dem Lande finden sollte. Denn kaum hatte die Flotte das hohe Meer gewonnen, als sich ein fürchterlicher Sturm erhob, und Hagel und Regen in Strömen vom empörten Himmel herabstürzte. Diesem Ungewitter folgte unmittelbar ein so heftiger Südwind, daß die Schiffe von einander getrennt wurden, daß alle Anstrengungen der Ruderer nichts halfen, die Anker nicht faßten, die Fahrzeuge keine Auskunft boten, und man sich endlich genöthigt sah, Pferde, Waffen, Proviant und Schlachtvieh — Alles über Bord zu werfen. Aber auch dies half nichts. Der größte Theil der Schiffe versank, scheiterte an Klippen und Sandbänken, oder wurde an unbewohnte Eilande geschleudert. Die wenige Mannschaft, die keine Beute des empörten Elementes ward, verkam vor Nässe, Hunger und Elend. Der Oberfeldherr war zwar so glücklich, nur jedoch mit unsäglicher Mühe, sich für seine Person nach den Küsten der Chauken zu retten, aber, mit der Verzweiflung im Herzen über das herbe Geschick seiner Krieger, wurde er von seinen Umgebungen nur mit Gewalt abgehalten, Hand an sich zu legen und so sich selber für all' dies Trübsal zu bestrafen, als dessen Urheber er sich ansah. Als sich endlich das Ungewitter gelegt hatte, sammelten sich allmählig die traurigen Ueberbleibsel der dem Anscheine nach kurz vorher so gewaltigen Flotte an demselben Gestade, wohin der Feldherr seine Zuflucht genommen hatte. In welchem jämmerlichen Zustande sich diese Fahrzeuge befanden, bedarf kaum einer Erwähnung, die Ruderbänke waren zum Theil ohne Bemannung, die Segel zerrissen und durch Kleiderfetzen nothdürftig ersetzt.

---

41) Tacit. ibid. c. 22.

Germanicus indessen seiner Besinnung wiedergegeben, richtete nun seine Aufmerksamkeit darauf, so schnell und thunlich als möglich einige Fahrzeuge auszubessern und fahrbar zu machen, sie zurück in die See zu senden und nach Kräften noch zu retten, was nicht dem Neptun verfallen war. Durch diese Fürsorge wurden Viele gerettet, Andere die durch den Sturm an die deutschen Küsten verschlagen waren, kaufte man von den Angrivariern los. Eben so wurden Mehre, die bis zu den brittanischen Ufern getrieben worden, von jenen Insulanern, die mit den Römern auf gutem Fuß standen, dem Germanicus zurückgeschickt. Dieser, klug voraussehend, daß die Nachricht von dem ihn betroffenen Unglück die Deutschen zu neuen Hoffnungen entflammen und zu neuen gefährlichen Unternehmungen veranlassen möchte, wollte durch einen großen Schlag ihnen zuvorkommen, durch einen Schlag, der um so mehr Eindruck machen mußte, als er bei den jetzigen Verhältnissen von ihnen nicht erwartet werden konnte. Kaum zurück am Niederrheine und wieder auf festem Boden sich befindend, sendete er daher eilends einen seiner Legaten, den L. Silius, mit einem Heere von dreißig tausend Mann zu Fuß und drei tausend Pferden in das Land der Chatten, und er selber fiel mit einer noch größeren Streitmacht in das Gebiet der Marsen ein. Kurz vorher hatte die Zunge eines Verräthers in diesem Volksstamme, Molovend hieß er, ihm kund gethan, es befände sich noch in einem nahe gelegenen Walde einer der Adler, der bei Varus Niederlage erbeutet worden. Eine Abtheilung Römer wurde demnach augenblicklich von ihm nach dem bezeichneten Orte detaschirt, um den Adler aufzusuchen, während Germanicus die Feinde durch eine Diversion von jenem Walde abzog. Das Unternehmen gelang, und es wurde von dem römischen Heere so hoch aufgenommen, daß sie mit ihrem jüngsten Geschick ausgesöhnt, fröhlichen Sinnes, wie aus einer siegreichen Schlacht, ihrem Heerführer in die Winterquartiere folgten, der ihre Zufriedenheit noch dadurch nicht wenig steigerte, daß er jedem Soldaten aus eigenen Mitteln eine Geldentschädigung bezahlte. Nachträglich ist hier noch zu erwähnen, daß auch einige Legionen auf dem Landwege

hinzogen, denen es so elend ging, daß sie nur nach unsäglichen Strapatzen und großem Verluste den Rhein erreichten.[42])

Die glücklichen Erfolge der römischen Waffen hatten indessen in Rom die freudigste Theilnahme erweckt, und wegen des wiedereroberten Adlers und der Heerzeichen wurde beim Tempel des Saturns ein Triumphbogen aufgerichtet. Tiberius, ein mißtrauischer Tyrann, wie er war, konnte jedoch diese Freude nicht theilen. Es ward ihm immer mehr vor der Popularität bange, die der jugendliche Held durch seine Großthaten bei den Römern gewonnen hatte. Aber auch listig wie er war, wollte er seine wahren Gesinnungen nicht kund geben, darum gedachte er ihn zwar durch Abberufung von dem Schauplatze seines Ruhmes unschädlich zu machen, aber dabei in einer solchen Weise zu verfahren, daß es schien als habe der väterliche Wunsch, seiner Nähe sich zu erfreuen und die kaiserliche Gerechtigkeit, ihn zu belohnen, ihn dazu veranlaßt. Er ließ ihm daher ein Sendschreiben zukommen, worin er ungefähr Folgendes sagte: „Er (Germanicus) habe große und glückliche Thaten verrichtet, aber auch hartes Geschick erduldet, das dem Staate schweren Verlust gebracht. Er selbst habe unter dem göttlichen Augustus den Oberbefehl gegen die Germanen geführt, aber mehr durch gute Anstalten und Rathschläge als Waffengewalt ausgerichtet. Die Römer, befriedigt durch die an ihnen genommene Rache, könnten sie nun unbesorgt ihrer bösen Zukunft überlassen, die sie sich unfehlbar durch inneren Zwist selber bereiten würden. Als verdienten Lohn seiner Thaten solle ihm für's nächste Jahr das Consulat werden, das er aber in Rom abwarten möge. Bedürfe es aber weiter eines Krieges in Germanien, so möge er den Oberbefehl seinem Bruder Drusus (dem Sohne des Kaisers) abtreten.“

Germanicus, obwol durch diese süßen Worte nicht getäuscht und den wahren Sinn derselben, so wie die eigent-

---

42) Tacit. Ann. III. cap. 23 u. 24.

liche Ursache seiner Zurückberufung nicht verkennend, sah doch recht gut ein, daß ihm nichts übrig blieb, als zu gehorchen. Mit Gelassenheit sich in das Unvermeidliche fügend, säumte er nicht, sich nach Rom zu begeben und das Heer zu verlassen, das er während vier Jahre so ruhmvoll befehligt hatte.

Bei seiner Ankunft in der Kaiserstadt wurde er mit den glänzendsten Ehrenbezeugungen empfangen. Die ganze kaiserliche Leibwache zu Pferde holte ihn ein und das römische Volk zog ihm zwanzig italische Meilen entgegen. Bald hernach feierte er einen glänzenden Triumph, bei dem die Gefangenen dem Triumphwagen folgen mußten. Unter denselben befanden sich, wie Strabo erzählt, die beiden Prinzen der Cherusker, Segimund, Segests Sohn, und Sesithacus, Segimers Sohn, nebst seiner Gattin Ramis, endlich auch die unglückliche Thusnelda, des großen Hermanns Gemalin, mit ihrem dreijährigen Sohne Thumelicus, den sie in ihrer Gefangenschaft geboren hatte.

Germanicus trat das nächste Jahr auch das ihm versprochene Consulat an, und wenn Tiberius so das gegebene Wort gegen ihn lößte, so blieb auch das ihm heimlich Zugedachte nicht aus, denn der jugendliche Held — starb bald darauf, 19 n. Chr., 772 p. u. c. eines plötzlichen Todes, wahrscheinlich an Gift, das ihm auf Tibers oder dessen Mutter, der gottlosen Livia, Anstiften beigebracht wurde. 19 nach Ch. G.

Dem Andenken des trefflichen Germanicus wurde später am Rhein ein Triumphbogen errichtet, von dem keine Spuren mehr existiren.

VIII.

Marbod und Hermann.

Des Tiberius Wahlspruch: divide et impera, der, so sehr mit des Germanicus Geradheit contrastirend, diesem nicht einleuchten wollte, brachte ihm, da er sich dessen Befolgung mit neuem Eifer in Mitte der verschiedenen deutschen Volksstämme angelegen seyn ließ, den erwünschten Erfolg.

Durch einen für des römischen Kaisers Kabalen glücklichen Zufall standen damals zwei junge, feurige, ruhmbegierige Fürsten an der Spitze der Deutschen, die sich in zwei Partheien getheilt denselben anschlossen. Der eine war Hermann, der Wiederhersteller deutscher Freiheit und Unabhängigkeit, der, weil ihm eben dieser Ehrentitel von allen Völkern, die für jene heiligsten Güter unter seinen Fahnen mit gekämpft und geblutet hatten, verliehen wurde, auch über ihr Gut und Blut zu gebieten hatte. Der Andere war Marbod, König der Marcomannen. Er war zwar weit mächtiger als Hermann, da auch noch andere Stämme seinem Gebote gehorchten, aber nur gefürchtet nicht geliebt, und dabei stand er in Bezug auf kriegerische Talente weit unter Hermann, obwol an persönlicher Tapferkeit ihm nicht nachstehend. Beide die kriegerische Ehre, und die Thaten des Schwertes über Alles liebend, ehrgeizig und keine Gelegenheit habend, gegen einen auswärtigen Feind ihre Neigung zu befriedigen, wurden daher, ohne vielleicht über die Veranlassung recht einig zu seyn, da sie, in der Natur der Sache gelegen, sich ihnen gleichsam wider Willen aufdrang, gegenseitige Widersacher. Schon beobachteten sie sich mit neidischem Auge, als die römischen Intriken den glimmenden Haß zum offnen Ausbruch brachten. Es kam zum Krieg. Wie es so geht, so blieb es nicht bei der reinen Abgeschlossenheit der beiden Partheien, wie sich es anfangs zu gestalten schien. Die Semonen und Langobarden, bisher dem Marbod befreundet, fielen diesem ab, der Fürst Inguiomer, Hermanns Oheim, dagegen, dessen Eifersucht gegen Hermann uns aus den früheren Ereignissen noch in Erinnerung ist, erklärte sich mit allen seinen Leuten für Marbod. Eine der blutigsten Schlachten, die je von Deutschen gefochten wurde, fand zwischen ihnen Statt. Beide Heerführer kämpften für hohe Interessen, Marbod für sein Reich und Hermann für seinen Ruhm, Beide suchten daher außer der in ihnen wohnenden wilden und angestammten Tapferkeit, alle taktische Geschicklichkeit geltend zu machen, die sich Beide in den Kriegen mit den Römern und in den frühern Diensten derselben erworben hatten. Der Erfolg bewies, daß zwei gleich gereizte und kräftige Elemente gegen ein-

ander ankämpften, die rechten Flügel beider Heere wurden geschlagen und so kamen sie von einander, ohne daß eigentlich ein Theil berechtigt gewesen wäre, für sich allein den Sieg ansprechen zu können. Beider Verlust war ungeheuer. Marbod erkannte jedoch das Uebergewicht seines Gegners dadurch an, daß er kein zweites Treffen mehr wagte. Zum Unglück für ihn legten die Seinigen dies für Furchtsamkeit aus, das Nachtheiligste was ihm widerfahren konnte, denn die Meisten liefen sogleich auseinander oder traten förmlich zu Herrmann über. Mit Marbod kam es alsdann so weit, daß er sich in einen Winkel seines Reichs zurückziehen und Kaiser Tiberius um Hülfe gegen seine Feinde anflehen mußte. Tiberius, seinem Charakter gemäß, äußerlich keinen Antheil an diesem ihm sehr angenehmen Ereigniß nehmend, das einen seiner bisherigen gefürchteten Gegner in seine Gewalt gab, schlug ihm anfänglich allen Beistand mit der Bemerkung ab, daß er bei ihm darauf keinen Anspruch machen könne, indem er sich bisher in den Römerkriegen mit den Germanen neutral gehalten; doch sich schnell eines Andern besinnend, schickte er seinen Sohn Drusus zur Armee nach Illyrien, wo dann durch dessen Vermittelung eine Art Friede zwischen den beiden Fürsten zu Stande kam. Marbods hülfloser Zustand diente aber den Römern bald zu einem Vorwand ihn zu verderben, da sie ihn bisher immer für einen gefährlichen Nachbar angesehen hatten. Sie reizten einen alten Feind desselben, einen edlen Jüngling, Catwald, (auch Catualda) mit Namen, den er früher aus seinem Vaterlande, dem Gebiete der Gothonen, verjagt hatte, Rache an ihm zu nehmen. Dieser, der sich einen bedeutenden Anhang unter den Marcomannen zu verschaffen wußte, fiel so plötzlich mit einer nicht unbedeutenden Streitmacht in das Land ein, daß er Herr der Residenz des Königs mit allen seinen da aufgeschichteten Schätzen ward. Marbod, nun ganz unglücklich und hülflos, hatte keinen Ausweg, als sich nach Noricum in Italien zu flüchten, sich so denen in die Arme werfend, die, ihm unbewußt, seine heftigsten Feinde waren.

Tiberius damit zufrieden, diesen gefährlichen Gegner für ihn unschädlich zu wissen, machte nun den Großmüthigen und

wieß dem gesunkenen Fürsten einen Ruhesitz in Ravenna an, wo er noch achtzehn Jahre ruhmlos lebte. Tacitus nimmt es ihm übel, daß er seiner Schande nicht durch freiwilligen Tod zuvorgekommen war.

So endete Marbod. Sein Nachfolger Catwald hatte kein besseres Schicksal. Bald wurde auch er wieder vertrieben durch die Hermunduren und sah sich zu einer gleichen Flucht auf's römische Gebiet gezwungen, und die Römer ernteten so endlich die Früchte ihrer Saat, indem sie den größten Theil des marcomannischen Reichs in Besitz bekamen.

IX.

Hermanns Ausgang.

Auch der hochherzige Herrmann erfreute sich des Sturzes seines Gegners nicht lange. Tacitus hinterläßt uns folgendes Wenige und Unbestimmte über seinen Ausgang.[43]) Als die römische Herrschaft, sagt er, in Norddeutschland zernichtet war, wurde dem Hermann der Freiheitssinn seiner Genossen verderblich, da er, ihrer Meinung nach, nach der Alleinherrschaft strebte. Er wurde angefallen, stritt sich vertheidigend einige Zeit mit Erfolg und fiel ein Opfer der Tücke seiner Verwandten. Weiteres, als diese dunkeln Mittheilungen des römischen Geschichtschreibers über den Ausgang Hermanns haben wir zwar nicht, doch läßt derselbe sich einigermaßen aus der damaligen Beschaffenheit der Dinge so nachweisen: Hermann war zwar ein hochherziger herrlicher Jüngling, dem Tacitus, ihn den größten Römer- und Griechenhelden zur Seite setzend, das ehrenvolle Zeugniß gibt, die Römer auf dem Culminationspunkte in ihrer Macht siegreich bekämpft und die Freiheit seines Vaterlandes errungen und gesichert zu haben. Hermann scheint aber sein, durch diese Großthaten errungenes Ansehen, wo nicht mißbraucht, doch zu lieb gewonnen und dadurch das Mißtrauen in seinem Volke erregt zu haben,

---

43) Tac. ibid. L. II. c. 44, 45, 88.

so daß es ihm, gewiß mit Unrecht, all zu herrschsüchtige, ja Freiheit mörderische Plane zugetraut zu haben scheint. Auch mögen Neid und Mißgunst anderer Häuptlinge zu seinem Nachtheil eingewirkt haben. So viel ist gewiß, daß sich nach und nach eine für ihn gefährliche feindliche Parthei in Mitte seiner Stammgenossen gegen ihn bildete. Unter den benachbarten Völkern scheint er ebenfalls bedeutende Feinde gehabt zu haben, was daraus hervorgeht, daß ein Häuptling der Chatten, Adgandestrius hieß das Ungethüm, von Tiberius Gift begehrte um ihn damit aus der Welt zu schaffen. Wenn einerseits aus diesem Antrag das für den römischen Kaiser nicht sehr ehrenvolle Argument hervorgeht, daß man ihn als einen Giftpräparanten ansah, der in solchen Fällen am Besten aushelfen könne und werde, so betrug sich derselbe wenigstens diesmal in einer Weise, die jenes Zutrauen nicht rechtfertigte. Tiberius schlug das Gift aus, that er es aus einem Rest von Ehrgefühl oder aus Politik nämlich in der Aussicht, die Spaltungen würden Hermann ohnehin verderben, liegt uns nicht zu untersuchen ob. Soviel ist gewiß, Hermann unterlag bald als Opfer jener Spaltungen, er ging, wie? wissen wir nicht, aus diesem Leben, im 37 seines Lebensalters und nachdem er 25 Jahre den Oberbefehl über die vereinigten deutschen Volksstämme in der ruhmwürdigsten Weise geführt hatte. Das tragische Ende Hermanns in der angegebenen Art ist um so wahrscheinlicher, da wie bereits früher erwähnt wurde, die Erbitterung am Aergsten in seinem Hause glühte, und sich daher wol auf eine solche rohe Art Luft machen konnte. Die beiden großen Helden, zugleich berühmte Gegner im Felde des kriegerischen Ruhmes, Germanicus und Arminius, deren Charaktere auch in mancher Hinsicht einander nicht unähnlich waren, hatten also einerlei betrübenden Ausgang, beide fielen als Opfer der durch ihre Großthaten angeregten Eifersucht, und zugleich durch die Schuld derer, die ihnen im Familienleben am nächsten standen. Sie starben beide außerdem in gleichem, im blüthevollen Alter der Jugend, wo die schönste und weiteste Bahn sich für ihren Ruhm erst geöffnet haben würde. Weihen wir ihnen daher unsere trauernde Theilnahme über ihren frühen und empörenden Fall, so können wir uns aber damit

trösten, daß sie, noch in der unbefleckten Reinheit ihres Ruhmes fallend, die volle Achtung der Mit- und Nachwelt mit ins Grab nahmen. Es liegt Grund vor zu zweifeln, ob das später ganz der Fall gewesen seyn möchte, indem Beide, Hermann wenigstens, bereits an einem gefährlichen Scheidewege standen, der ihn so leicht um den schönen, so hochherzig für die Befreiung seines Volkes errungenen Lorbeer, hätte bringen können. Wie manches Beispiel der Art lehrt uns die Geschichte aller Zeiten kennen, wo die größten Charaktere bei den Einflüsterungen und Verführungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht nicht Stich hielten. Dem sey wie ihm wolle, Hermann in seiner schönsten Glorie ins Grab gestiegen, lebt um so herrlicher im Andenken des deutschen Volkes fort, und damals, wie jetzt nach beinahe zwei tausend Jahren, steht in der Erinnerung nur noch fest: Hermann war der ächtvolksthümliche Begründer deutscher Freiheit und Selbstständigkeit![44])

44) Ludens Geschichte des deutschen Volks. Th. I. Seite 324 und folgende. Ferner: Dr. Roth in seinem allegirten Werkchen, der am Schlusse desselben dem vaterländischen Helden nachstehendes schöne Denkmal setzt. „So endigte," sagt er, „im sieben und dreißigsten Jahre seines Lebens der Held, welchem Deutschland verdankt allein unter allen Ländern, auf deren Eroberung die römische Macht ausging, unerobert (geblieben) zu seyn; der obgleich sein Andenken nur feindländische Schriftsteller unvollkommen ausgebracht haben, klar ist als einer der Größten aller Zeiten, ein Jüngling an der Spitze unbotmäßiger Völkerschaften, ihren Ungestümm zu den weisesten Anschlägen zu lenken gewußt, und mit derselben roher (rohen) Kraft erst eine tiefe Wunde der Weltherrschaft geschlagen, sodann ihrer gesammten Macht unablässig trotz gebothen, nachher im Ost eine undeutsche Macht gebrochen, und bis an sein Ende, ungebeugt durch der Gattin und des Sohnes Verlust, allein dem Vaterland hold, in Feindschaft wider die Römer ausgeharrt. Und dies ist eine Herrlichkeit des deutschen Volkes vor allen Andern im Anbeginnen unserer Geschichte, und nicht aus Sagen und Dichtungen, nein, aufs Gewisseste bezeugt solch ein Mann.

X.

Caligula's Spiegelfechtereien.

Die Politik des Kaisers Tiberius trug die erwünschtesten Früchte. Nach Hermanns Tod nichts als Zwistigkeiten und Fehden im Innern des Landes. Tiberius hatte seinen Zweck erreicht. Er hatte für sein Reich nichts mehr von den Germanen zu befürchten, so daß er, keines Oberbefehshabers mehr dort bedürfend, die germanischen Provinzen unter zwei Statthalter vertheilte: einen für Ober- den andern für Nieder-Germanien, zu eines Jeden Verfügung vier Legionen stellend. Beide sollten unter sich eine stete Verbindung unterhalten, um sich im Falle der Noth gegenseitige Hülfe leisten zu können.

Es herrschte bis zu Tibers Tod eine beinahe ungestörte Ruhe am Rhein, und nur die Friesen hatten im Jahre 28 28 nach
nach Christus sich empört. In einem Gefechte mit den Römern Ch. G.
unter dem Proprätor Apronius errangen sie nicht unbedeutende Vortheile, wie wir gleich sehen werden, die für sie durch die gewonnenen Resultate mehr Werth trugen, als die Sieger wol selbst davon erwartet haben mochten. Dieses tapfere Volk war, wie gehörigen Ortes angeführt wurde, von Drusus mehr durch seine ihm bewiesene Milde als durch Waffengewalt der römischen Herrschaft unterworfen worden. Diese wurde ihnen auch unter den nachfolgenden Statthaltern so wenig als möglich fühlbar gemacht, und ihre Abgaben bestanden in einem jährlichen Tribut von einer mäßigen Anzahl Ochsenhäute, mit denen man es beim Abliefern nicht einmal so genau nahm. Ein gewißer Otennius ein strenger geiziger Mann, der mit Erhebung der Abgaben im Lande der Friesen beauftragt war, suchte diese Gelegenheit, wahrscheinlich noch dazu recht plump, zur Befriedigung seiner eigenen Habsucht zu benutzen. Er betrieb nicht bloß die Ablieferung der Ochsenhäute mit ungewöhnlicher Strenge, sondern bekrittelte auch deren Beschaffenheit auf eine solche Weise, daß es den Friesen unmöglich fiel seine egoistischen Anfoderungen zu befriedigen. Jetzt ging er so weit, daß er sich sogar die ausgeschossenen Och-

senhäute durch gewaltsame Auspfändung der Friesen, ja durch Abführung ihrer Weiber und Kinder in die Leibeigenschaft zu ersetzen suchte. Dies erschöpfte die Geduld des Volks, es schlug die Executoren ans Kreuz und Olennius selber entging einem ähnlichen Schicksal nur durch schnelle Flucht an die Seeküste, in die römische Festung Flevum.

L. Apronius, der damals in Niedergermanien den Oberbefehl führte, weit entfernt, dem gekränkten Friesenvolk Recht widerfahren zu lassen, sah in ihm nur Rebellen, die Züchtigung verdienten. Er sammelte eine nicht unbedeutende Streitmacht, und suchte die Friesen durch einen Einfall in ihrem Lande heim. Sie schlugen aber die stolzen Römer so derb, 900 Mann fielen unter ihren Schlägen, daß ihr Gebiet frei ward, und sie lange in Ruhe blieben, denn Tiberius alt, und auf der Insel Caprea im Genuß seiner Lüste versunken, wollte von gar keinem Kriege am Niederrhein mehr wissen, und gebot, die Friesen in Ruhe zu lassen. So konnte dies tapfere Volk nun sich ungestöhrt in seinen befreiten Wohnsitzen durch innere Befestigungen und Vertheidigungsanstalten vor allem späteren feindlichen Andrange der Römer sichern. So des römischen Jochs entledigt, kamen sie auch lange, bis zur Zeit des Kaisers Claudius in gar keine feindliche Berührung mehr mit den Römern.

Dem Nachfolger des Tiberius, dem Kaiser Caligula, jenem argen Tyrannen, kam das Gelüste an, auch seiner Seits einmal es mit den Germanen zu versuchen, gegen die sein Vater und Grosvater, Drusus und Germanicus, so viel Ruhm erworben hatten, und da er selbst im römischen Heerlager gegen die Germanen geboren und erzogen worden war. An Gelegenheit hätte es damals dem Cäsar nicht gefehlt, mit den Deutschen anzubinden, denn sie waren durch die schwächeverrathende Ruhe der Römer bereits so übermüthig geworden, daß sie, sich nicht mehr auf ihre Vertheidigungslinie beschränkend, den Rhein überschritten und in Gallien einfielen. Caligula hatte jedoch nie ernstlich daran gedacht,

sich den Feldherrn- und Helden-Lorbeer gleich jenen Beiden seiner großen Vorfahren bei den Germanen zu erringen Ihn, nichts weniger als durch Muth und andere Eigenschaften dazu befähigt, ja nicht einmal, zum Unglück und Verderben so vieler Tausende seiner Unterthanen, immer bei Verstand, wie sein tolles Benehmen leider nur zu oft bekundete, den Caligula trieb wirklich nur ein ungeregeltes Gelüste einer seiner gewöhnlichen Launen zum römischen Heere. Was that er nun? er quälte dasselbe mit nutzlosen Hin- und Hermärschen, den Feldzug in Saturnalien umwandelnd. Er zog sogar auch einmal über den Rhein, kehrte aber bei der ersten Kunde vom Nahen des Feindes so eilfertig um, daß jeder Soldat nur mit Spott und Hohn seiner gedachte. Ein andermal ließ er Einige aus seiner Leibwache heimlich über den Rhein setzen und dann, während er Tafel hielt, Lärm schlagen, als wäre der Feind im Anzuge und rückte plötzlich mit dem Heere aus. Da jedoch keine Deutschen zu sehen noch zu hören waren, verweilte er einige Zeit im Gehölze, wo die Soldaten Bäume umhauen und Siegeszeichen davon fertigen mußten. Unter solchen thörichten und kindischen Zerstreuungen war dem Cäsar ein Jahr beim Heere verstrichen, da wandelte ihn plötzlich eine neue Laune an; er wollte nach Britanien übersetzen um diese Insel zu erobern. Statt sich aber einzuschiffen, ließ er sein Heer am Meeresgestade Halt machen und — Muscheln sammeln, die er als Zeichen des besiegten Oceans dem Jupiter im Capitolium weihen wollte. Er versprach außerdem, ein so großmüthiger Feldherr war Caligula, jedem Soldaten hundert Denarien zur Belohnung der tapferen Dienste, die sie gar nicht geleistet hatten, und ließ als Zeichen der Siege, die er nicht erfochten hatte, einen hohen Thurm an der Küste bauen, auf welchem des Nachts ein Feuer brannte, nach dem die Schiffenden sich richten konnten, so zugleich etwas Vernünftiges in seiner Narrheit ausführend. Caligula scheint sich in einer fixen Idee wirklich für einen siegreichen Helden gehalten zu haben, oder wollte er es aus Unverschämtheit der Welt glauben machen, und seinen römischen Sklaven dadurch imponiren, denn er beschloß, einen feierlichen Triumph zu halten. Dazu be-

durfte er jedoch Gefangenen und Siegestrophäen, die er nicht hatte. Wie diese erhalten? Er wußte hierzu trotz seiner Verrücktheit Rath. In Gallien befanden sich einige deutsche Gefangene, auch Ueberläufer verschiedener Völker gab es daselbst. Diese ließ er sich zuführen, fügte ihnen noch eine Anzahl der kräftigsten und wildesten Gallier bei, die er dazu miethete, ja, um auch deutsche Anführer oder Fürsten beim Triumphe zu haben, trieb er es so weit, daß er sogar viele vom gallischen Adel nöthigte, ihre Haare zu färben, den Bart wachsen zu lassen, ja, einige deutsche Worte stammeln zu lernen. Caligula war indessen so ungeduldig und so trunken des Siegesrausches, daß er nicht Herrschaft genug über sich besaß, um die völlige Ordnung der Anstalten des Triumphgepränges abwarten zu können. Er kam daher zu frühe nach Rom zurück und er begnügte sich nun ganz ruhig mit der einfachen Ovation. Dieser Feierlichkeit folgte bald eine wichtigere für ihn und die Menschheit. — Caligula wurde im folgenden Jahre als ein Sühnopfer seiner Sünden durch Verschworne in seinem Pallaste ermordet.

Unter dem Regiment seines Nachfolgers Tiberius Claudius Drusus tritt wieder ein blutiger Zeitabschnitt für die Deutschen am Niederrhein ein.

Die beiden römischen Statthalter Sulpitius Galba in Ober- und Publius Gabinus in Nieder-Germanien hatten
42 nach ernste Kriege mit ihren deutschen Nachbarn zu bestehen. Der
Ch. G. Letztere durchs Bructererland auf der Straße von Cösfeld ziehend, erfocht einen Sieg über die Marsen und gewann, nach Dio Cassius Versicherung auch den letzten Adler wieder, der noch von des Varus Niederlage her in der Deutschen Hände geblieben war. Ersterer zeichnete seine Statthalterschaft durch einen Sieg über die Chatten aus. Bei beiden Siegen wurde Claudius als Imperator ausgerufen. Im Jahre 43 schickte dieser Cäsar ein Heer nach Brittanien. Eine römische Flotte unter dem Befehl des A. Plautius landete im Canal nach tapferem Widerstande; Claudius erst beim Heere eintreffend als es an der Themse stand, eroberte die

Hauptstadt des Königs Cynobellius. Dann kehrte er nach Rom zurück, feierte einen Triumph, denn darum hatte er den Krieg geführt, und legte sich den Namen Britannicus bei, der, ungeachtet er auf seine Erben übergehen sollte, doch wieder mit ihm erlosch. Dio spendet bei dieser Gelegenheit den Batavern ein nicht sehr ehrenvolles Lob, indem er ihren tapferen Diensten das Meiste von dem siegreichen britannischen Feldzuge beimißt.

Wir kehren nach dieser nöthigen Ausschweifung zur eigentlichen Geschichte der Niederdeutschen zurück.

XI.

Innere Lage Nieder-Germaniens.

Die Cherusker, ruhmvollen Andenkens, waren seit ihres großen Hermanns Tod, in beständige innere und äußere blutige Kriege verwickelt. Ein ganzer Fürstenstamm ging in denselben zu Grunde, nur Italicus, ein Sohn des Flavius, Bruder Hermanns, dessen früher gedacht wurde, war noch übrig, aber, ein Römerling, lebte er in Italien, seinem Vaterlande durchaus entfremdet. Trotz dessen warfen die Cherusker verlangende Blicke auf ihn, da er doch immer ein Sprößling eines ihnen so theuren Stammes war. Diese Vorliebe und der Wunsch, durch eine Verbindung mit ihm die unseligen Entzweiungen und die daraus entsprungenen Unruhen im Lande zu heben, bewogen sie, die noch vor wenig Jahren erst so grimmigen Feinde der Römer und Römerlinge, mit unsäglichen Anstrengungen und vom bittersten Ingrimm beseelt, ihren Freiheitskampf bestanden hatten, einen Römerling, jenen Italicus, demüthig zu ersuchen, ihr Herrscher zu werden. Sie schickten zu diesem Ende eine Gesandschaft nach Rom, und Claudius gab, man kann sich denken, mit welchem Vergnügen, dem Italicus die Erlaubniß, ihrem Antrage zu willfahren. Er unterstützte ihn mit Geld und Rathschlägen, die ihm besonders zur Gewissenssache machten, in Zukunft nie zu vergessen, daß er ein Römer sey. [45]

---

45) Tacit. Ann. Lib. XI. cap. 16.

Italicus reis'te in sein Reich ab. Er war ein kräftiger gutgebildeter junger Mann, in den römischen Künsten des Friedens und Krieges wolerfahren, von Muth beseelt und mit einem feinen Verstand begabt, der ihn leicht die rechte Bahn finden ließ, auf der er sich bei seinem Volke Zutrauen und Achtung verschaffen konnte. Bei seinem ersten Auftreten that er Alles, um das in ihn gesetzte Zutrauen zu rechtfertigen, vor Allem seine Unabhängigkeit unter den Partheien bewahrend, imponierte er Allen durch rücksichtlose Gerechtigkeit und strenge Bestrafung Derer die sich seiner Ordnung nicht fügen wollten. Da er sich nun auch, ohne seiner gewohnten Mäßigkeit im Leben Eintrag zu thun, angelegen seyn ließ, so viel als möglich sich der deutschen Lebensweise zu fügen, so ging es anfangs mit der Regierung des jungen Fürsten nach Wunsch. Er schien bewundert ja geliebt zu seyn. Es währte aber nicht lange, so war Alles anders. Der Factionengeist hatte leider in den verwilderten Cheruskern zu tiefe Wurzel geschlagen, um so leicht und bald zur Ordnung zurückzukehren und die Häuptlinge der Factionen, von denen man die irrige Meinung hegte, sie hätten ihre einzelnen Ansprüche auf Bevorrechtung dem Gemeinwesen zum Opfer gebracht, hatten nur ihre Unzufriedenheit mit der neuen Gestaltung der Dinge einstweilen mit dem Gewande der Heuchelei verhüllt, um zur gelegenen Zeit so viel wirksamer ihren verlohrnen ersten Rang wieder im Volke einzunehmen. Sie begannen nach kurzer Ruhe damit, durch heimliche Umtriebe dem Italicus einen Krieg mit den benachbarten Völkern anzuzetteln. Er bewieß zwar diesen gegenüber, daß der ruhmvolle Name den ihm seine frühern Thaten verschafft hatten, kein erlogener war, indem er seine Feinde in einer blutigen Schlacht völlig aus dem Feld schlug. Als er jedoch Anstalten traf, durch eine thätige Verfolgung sie im eigenen Lande für immer unschädlig zu machen, da traten ihm plötzlich jene Unruhestifter mit einem starken Anhange gegenüber, mit der Andeutung, daß sie keine blinden Werkzeuge zu seiner weiteren Erhebung werden wollten. Als er voll Zorn über dieses Einschreiten seiner Vasallen, sie zur Strafe ziehen wollte, so zeigte es sich bald, daß er weit davon ent-

fernt war, mehr als dem Namen nach Fürst zu seyn. Der größte Theil des unruhigen und an keine Regierung gewöhnten Volkes erregte unter Leitung jener Häuptlinge einen offenen Aufstand gegen Italicus, der sich genöthigt sah, um sein Leben zu retten, sich zu den Langobarden zu flüchten, mit deren Hülfe es ihm alsdann wieder gelang, sein Reich zu gewinnen. Die ganze Erzählung des Drama's von Italicus unter den Cheruskern, begründet sich bloß auf die Angaben des Tacitus, die so kurz und dunkel sind, daß man nicht recht weiß, wie viel Wahres an der ganzen Thatsache seyn mag. Der Schluß derselben wird noch zweideutiger dadurch, daß jener Geschichtschreiber desselben so obenhin erwähnt, auch über die spätern Schicksale des Italicus kein Wörtchen mehr verliert. Man muß daher die ganze Erzählung nicht weiter als etwa eine Episode beachten, die, da man gerade auch keine Veranlassung hat, sie für eine Erfindung anzusehn, sich durch ihre Unbedeutenheit in der Geschichte immerhin ohne einen daraus zu befürchtenden Nachtheil forterhalten mag. Es ist also auch um so weniger zu wundern, wenn man keine genauern Daten davon anführen kann, als eben die allgemeine Bemerkung, daß die Thatsache unter der Regierung des Kaisers Claudius geschehen seyn soll.

Um die Zeit, als das eben angeführte Ereigniß Statt gefunden haben mochte, waren die Chauken, unter Anführung des Caninefaten Gannascus, der früher lange Zeit im römischen Dienste gewesen war und römisches Kriegswesen gelernt hatte, in Niedergermanien eingefallen. Domitius Corbulo, damaliger Statthalter dieses Landes setzte sich sogleich in Bereitschaft sie zur See, wo sie hauptsächlich Freibeuterei trieben, durch eine tüchtige Flotte, die er durch den Drusus-Graben in die Süder-See sandte, anzugreifen. Es gelang ihm, sie, die auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen nicht gegen die römischen Schiffe Stich halten konnten, zu besiegen und ihre Fahrzeuge in Grund zu bohren; Gannascus flüchtete tiefer ins Land. Nach diesem für die römischen Waffen glückli-

chen Ereignisse, bemühte sich Corbulo die tiefgesunkene Disciplin unter seinen Truppen wieder herzustellen, und erhob dadurch wieder den guten Ruf derselben bis zu einem solchen Grade, daß sogar die kühnen Friesen, die seit ihrem letzten so muthig durchgekämpften Aufstand in ihrer Freiheit sich behauptet hatten, wieder, wenigstens der Form nach, die römische Oberherrschaft anerkannten [46]. Corbulo versuchte jetzt auch die Chauken, tiefer im Land, zur Unterwerfung zu bewegen, der deßfalls zu diesem Volke mit einiger Mannschaft geschickte Unterhändler bediente sich dazu eines in Bezug auf Moral und Politik gleich schlechten Mittels, er räumte den Gannascus aus dem Wege. Er glaubte die Chauken durch diesen Gewaltstreich einzuschüchtern, wodurch aber gerade das Gegentheil erreicht wurde. Die Chauken fühlten sich durch die Ermordung ihres freiwillig gewählten Oberhauptes so empört, daß sie, alle bisher mit den Römern eingegangenen Tractaten zerreißend, die Waffen ergriffen und einen neuen blutigen Krieg begannen. Dieser hätte vielleicht zu bedeutenden Resultaten für den einen oder den andern Theil geführt, wenn nicht in Rom die Eifersucht über den wachsenden Ruhm des Corbulo zwischen die Kämpfenden getreten wäre. Es war dies nichts Neues oder Auffallendes mehr bei dem Kaiserhof, der aller moralischen Kraft und Würde beraubt, ja, ohne viel äußerliches Ansehen mehr, in dem aufkeimenden Talente und dem Glücke eines Feldherrn nur einen Feind entstehen sah, der, die ihm anvertraute Macht, bei der ersten Gelegenheit zu eigenen Zwecken benutzen werde. Darum wurde auch von nun an nichts Großes in den römischen Heeren mehr gethan, die in verderblichem Müßiggange gerade zuerst an Empörung denken mußten, vor der man sie durch eine weise Thätigkeit bewahrt hätte. Von dieser erbärmlichen Eifersucht angetrieben, bediente sich Claudius des, von Tiberius oft mit Vortheil angewandten Mittels, Corbulo durch eine schmeichelerische höchstehrenvolle Zurückberufung von seinem Statthalter- und Feldherrn-Posten, unschädlich zu machen. Dieser, den wahren Beweggrund des Kaisers wol errathend, gehorchte

46) Tac. Ann. L. XII. cap. 19.

dennoch ohne Einrede, nur mit einem Seufzer das Glück der römischen Generale preisend, die vor seiner Zeit durch keine Hofkabalen und kaiserliche Launen in ihrer Laufbahn gehemmt wurden. Ein Triumph sollte den wackeren Corbulo für den Verlust seines Wirkungskreises trösten, und derselbe ward ihm bei seiner Rückkehr ehrenvoll zu Theil.

XII.

Gründung der Stadt Cöln. Verschiedene Kriegsvorfälle.

Der Krieg mit den Chauken wurde nun dem Wunsche des Kaisers gemäß nicht fortgesetzt. Man begnügte sich den Arm des Rheins, der sich oberhalb der heutigen Stadt Leyden in die See ergoß, zur Grenze zwischen dem römischen Niedergermanien und dem Lande der Bataver, auf der einen und den deutschen Völkern, auf der anderen Seite anzunehmen, so daß diese von jetzt an diesseit des Rheins einer ungestörten Freiheit und Ruhe genossen. Es wurde auch noch auf Befehl des Corbulo ein breiter Graben zwischen dem Rhein und der Maas ausgeworfen, den man später irrthümlich für den Canal von Leyden nach Helvöt-Sluys hielt.

Gerade fünfzig Jahre nach Christo wurde das heutige große und blühende Cöln gegründet. Wir wissen, daß die Ubier schon bei ihrer Versetzung an das linke Rheinufer eine Stadt die oppidum Ubiorum, an jener Stelle erbauten. Die Gemahlin des Kaisers Claudius Agrippina, eine Tochter des Germanicus und Enkelin des Drusus hatte hier den ersten Tag erblickt. Um ihren Geburtsort durch ein großes und unvergängliches Denkmal zu verewigen, darin den Geist ihrer großen Ahnen verrathend, erlangte sie von ihrem Gemahl die Erlaubniß, zur Niederlassung einer Colonie in die unter den Auspicien ihres mütterlichen Großvaters M. Agrippa, angelegte Stadt der Ubier. Es geschah, und von nun an führte diese, nun ansehnliche ausgedehnte Stadt den Namen Colonia Agrippina, Cöln. Bemerkt muß hier werden, daß, obwol die römischen Soldaten sich mit Ubierinnen verheuratheten

und so vermischt unter den Ubiern lebten, diese doch stets ihren deutschen Ursprung behaupteten. In derselben Zeit ereignete sich ein nicht unwichtiger Kriegsvorfall. Die Römer hatten sich wol vorgenommen, die Germanen in ihren Bezirken nicht mehr zu beunruhigen, dagegen war es mit diesen schon so weit im Zuwachse ihrer Macht und in der Ahnung einer baldigen Ueberlegenheit dahin gekommen, daß sie selber nun darauf ausgingen, die Römer jenseit des Grenzstromes feindlich heimzusuchen. So machte ein Schwarm Chatten einen plötzlichen Ueberfall in Obergermanien. Dieses kühne Unternehmen bekam ihnen damals freilich schlecht, indem sie es mit einem Römer-Legaten, dem L. Pomponius, zu thun bekamen, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hatte. Dieser traf so schnelle und treffende Anstalten, daß es ihnen nothwendig übel ergehen mußte. Er schickte die Vangionen und Nemeter nebst Reiterei ihnen entgegen, um ihnen möglichst den Rücken abzuschneiden. Er selbst aber setzte über den Rhein, nahm eine Stellung am Taunusgebirge, um die Chatten da zu erwarten, wenn sie allenfalls darauf fielen, ihren Landsleuten Jenseits Hülfe zu senden. Als man so in zwei verschiedene Haufen getheilt der Ankunft der Rückkehrenden harrte, kamen wirklich die Chatten beutebeladen und berauscht, ohne Ahnung der nahen Gefahr, sorglos und unordentlich daher gezogen. Sogleich wurden sie von den Römern rechts und links umzingelt, ein Theil davon niedergemacht und gefangen, die schwächere Zahl rettete sich durch die Flucht in die Wälder. Die siegreichen Römer folgten ihnen auch dahin und waren so glücklich, außer der ihnen abgenommenen Beute, noch einige römische Soldaten befreien zu können, die von des Varus Niederlage her, also seit ein und vierzig Jahren in Gefangenschaft geschmachtet hatten.

Diese erlittene Niederlage, noch mehr aber die Furcht, ihre Erbfeinde, die Cherusker, sich auf die Seite der Römer schlagen und einen gemeinschaftlichen Krieg mit ihnen gegen sie unternehmen zu sehen, bewog die Chatten, den Pomponius um Frieden zu bitten. Um der Erfüllung ihrer Bitte so viel sicherer zu seyn, schickten sie außerdem eine Gesandtschaft mit Geiseln nach Rom. Sie erhielten den Frieden und

man achtete die errungenen Vortheile des Pomponius am Kaiserhofe für so wichtig, daß ihm die Belohnung eines Triumphs zuerkannt wurde.

Von nun an verstrichen wieder mehre Jahre, ohne daß ein kriegerisches Ereigniß am Rhein Statt gehabt hätte. Um seine Soldaten nicht in trägem Müßiggange verweichlichen zu lassen, ließ Pompejus Paulinus, der dermalige römische Statthalter in Niedergermanien, einen mächtigen Damm am Arm des Rheins fortführen, den Drusus begonnen hatte, um den Strom, der auf der Seite gegen Gallien zum Ueberfluthen geneigt war, zu bändigen. Es ist eine ziemlich allgemein angenommene Meinung, daß dieser Damm oberhalb dem heutigen Wyck te Duurstede anfing und derselbe ist, den später Civilis einreißen ließ.

Die Deutschen indessen, obwol durch die letzten ungünstigen Ereignisse ein wenig eingeschüchtert, gewannen dennoch allmälig wieder die vorige Thatenlust, als die Römer sich so lange ruhig verhielten. Die mehr erwähnten, stets schlagfertigen Friesen erhoben zuerst ihr Haupt wieder. Es lag am rechten Rheinufer, oberhalb des Grabens, den Drusus aus dem Rhein in die Yssel geführt, ein großer Strich Landes wüste, das vormals die Chamavier, nach ihnen die Tubanter, zuletzt die Usipeter bewohnt hatten. Die Römer, die zu ihrer Sicherheit für nöthig hielten, daß diese Wüste unbewohnt bliebe, wollten kein Anbauen derselben gestatten und trieben ihre Pferde und ihr übriges Vieh dahin auf die Weide. Die Friesen nahmen sie aber plötzlich in Besitz. Dubius Avitus, des Paulinus Nachfolger, dem es nicht darum zu thun war, mit ihnen sich deßfalls in einen Krieg einzulassen, bewog sie, in Rom durch gütliche Schritte die Erlaubniß der Besitznahme jenes Distrikts zu versuchen. Die Friesen, dies auch für's Beste haltend, sandten ihre beiden Häuptlinge Verritus und Malorix nach Rom. Nero beherrschte damals, 59 n. Chr. G., das Römerreich. Die Zwischenzeit bis zum Empfang einer Entscheidung benutzten

die Abgesandten, um sich nach den Herrlichkeiten der prachtvollen Kaiserstadt umzusehen. Unter Anderm führte man sie auch in das pompejische Theater, um ihnen da durch den Anblick der Zuschauermenge einen Begriff von der großen Bevölkerung Roms beizubringen. Das Schauspiel schien auch die Aufmerksamkeit der beiden Fürsten nicht so zu fesseln, als die versammelte Zuschauermenge. Sie ließen sich erklären, welche Leute im Cavea, wo die Ritter saßen, wären. Als sie auch da Fremde unter den Rittern bemerkten, und sie durch ihre Erkundigungen erfuhren, daß es Gesandten der, bei den Römern wegen ihrer Anhänglichkeit und Treue geachteten Völkern seyen, die man durch eine solche Auszeichnung ehren wolle, verließen sie augenblicklich ihren Sitz und, sich mitten unter den Rittern niederlassend, sagten sie laut, daß kein Volk die Deutschen an Tapferkeit und Redlichkeit überträfe und ihnen darum jener Sitz vor Allen gebühre. Die Senatoren und Ritter machten ihnen um so williger Platz, je überraschender für ihren knechtischen Sinn solche offene Dreistigkeit war. Bei Hof nahm man die beiden Friesen ebenfalls gnädig auf, und Nero verlieh beiden das römische Bürgerrecht. Aber die Hauptsache ward ihnen abgeschlagen. Man sieht, wie fein man in Rom in der Politik war. Die Friesen beruhigten sich in ihren Ansprüchen.

Die Römer am Niederrhein, unter Avitus, bekamen aber bald neue und blutige Händel mit anderen deutschen Volksstämmen, die immer zuerst den Streit anfingen.

Die Ansibarier, von den Chauken aus ihren Wohnsitzen an dem rechten Ufer der Ems vertrieben, suchten andere Wohnplätze. Bojocalus, ihr Anführer, hoffte wegen früher den Römern geleisteten Dienste, diese ohne Umstände bewilligt zu erhalten. Avitus anderer Meinung, schlug sie ihm ab, unterhandelte jedoch im Geheimen mit Bojocalus um ihn zu gewinnen, ihm für seine Person Wohnung und Land anbietend. Der Deutsche war aber zu ehrlich, um aus Eigennutz das Interesse seines Volkes daranzugeben. Er suchte demnach das mit Gewalt zu erlangen, was er in Güte nicht erhalten konnte. Die Bructerer, Tenkterer und andere benachbarten Völker boten ihm ihren Beistand dazu an. Avidus,

aufmerksam wie er war, verstand die ersten feindlichen Versuche zu vereiteln. Um seiner ferneren Unternehmungen so viel sicherer zu seyn, forderte er seinen Collegen am Oberrhein, Curtilius Mancia auf, über den Strom zu setzen und von dieser Seite den Feind in Furcht zu halten. Er selber aber fiel plötzlich über die Tenkterer her, ihnen mit Feuer und Schwert drohend, wenn sie nicht auf der Stelle ihr Bündniß den Ansibariern aufsagten. Dadurch wurden nicht bloß sie, sondern auch die Bructerer abgeschreckt, den Ansibariern den gelobten Beistand zu leisten, so daß dieses Volk, auf seine eigene Faust beschränkt, nicht bestehen konnte und sich zu seinen Nachbarn, den Usipetern, Tubanten, Chatten und Cheruskern flüchtete. Aber auch hier ward ihnen die erflehte Aufnahme versagt, und zurückgewiesen fielen sie größtentheils unter dem Schwerte der Römer, der Rest wurde gefangen in Sklaverei abgeführt. Das ganze Volk der Ansibarier war vertilgt. 47)

XIII.

Der Bataver Civilis, Aufstand der Bataver und Krieg mit den Römern.

Im römischen Reich waren indessen tolle Dinge vorgegangen. Nach dem Tode des Wütherichs Nero hatten beinahe zu gleicher Zeit, drei römische Heerführer sich den kaiserlichen Purpur angemaßt, Galba, Otho und Vitellius. In Folge der blutigen Kämpfe, die jeder mit einem bedeutenden Anhang unter den Legionen, mit seinem Gegner zur Behauptung der Alleinherrschaft bestand, wurde Galba ermordet, Otho erdolchte sich selbst und nur Vitellius hielt sich aufrecht. Wir erwähnen in Bezug auf den Letzteren bloß was am Niederrhein vorging, und welche Folgen es während dessen kurzer Herrschaft auf unsere Geschichte hatte.

Batavische und andere deutsche Hülfstruppen hatten, unter den Fahnen des Vitellius, nach gewöhnlicher Weise tapfer mitstreitend, Vieles zum glücklichen Ausgange seines

47) Tacit. Ann. L. XIII. c. 55. ff.

Unternehmens beigetragen. Dieser, von seinem Siegeszuge aus Gallien, wo Otho bei Bedrias, jedoch nicht von Vitellius selber, sondern von einem seiner Feldherrn so derb geschlagen worden war, daß er sich und seine Sache aus Verzweiflung aufgebend, sich mit eigener Hand tödtete, war nach Italien zurückgekehrt. Von dort entließ er die deutschen Hülfsvölker reichlich belohnt und sendete den Dolch, womit sich Otho ums Leben gebracht hatte, nach Cöln, um da im Tempel des Mars zum Andenken aufbewahrt zu werden.

In derselben Zeit als die drei römischen Heerführer um den kaiserlichen Purpur kämpften, führte Flavius Vespasianus, der bald hernach eine so große Rolle als Kaiser in der römischen Geschichte spielte, den Oberbefehl über ein römisches Heer in dem berühmten Kriege mit den Juden. Dieser eben so tapfere als listige Feldherr schien, nur der ihm in Syrien gewordenen Aufgabe sich widmend, so wenig Antheil an jenen politischen Stürmen zu nehmen, daß er sein Heer dem jedesmaligen Obsieger den Eid leisten ließ. Plötzlich aber als Vitellius siegreich, der Einzige von seinen Gegnern dastand, rief das Heer des Vespasianus diesen als Gegenkaiser aus. Auch die Legionen in Illyrien fielen ihm zu und ihr Befehlshaber Antonius der Erste unternahm es sogar, aus eigenem Antriebe, den Vitellius in Italien anzugreifen. Er bemühte sich zu gleicher Zeit mit Erfolg, bei den Truppen in den beiden Germanien eine Empörung zu Gunsten Vespasians anzuzetteln, damit jene dem Vitellius getreuen Soldaten ihm nicht zu Hülfe ziehen möchten. Aus diesem, dem ersten Anscheine nach unbedeutenden Beginnen, entsprang eins der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte des Niederrheins. Folgendes ist eine genaue und umständliche Darstellung desselben.

Das Volk der Bataver, lange schon wie wir wissen, einer der treuesten und nützlichsten Bundesgenossen der Römer am Niederrhein und durch seine Lage und früher eingegangene Verpflichtungen von denselben abhängig, hatte sich

für Vitellius erklärt und für denselben, wie bereits bemerkt worden, tapfer gekämpft. Die Bataver waren den Römern besonders wegen ihrer trefflichen Reiterei sehr werth. Ihre Pferde waren vor Allen wegen ihrer Fertigkeit im Schwimmen berühmt, so daß sie mit merkwürdiger Leichtigkeit die tiefsten und wildesten Ströme durchschwammen. Diese Reiterei den Römern in ihren Krieg zu stellen, war die hauptsächlichste oder vielmehr die einzige Leistung, welche den Batavern oblag. Die Römer hielten außerdem beständig auf der Batavischen Insel eine gewisse Anzahl von dieser Waffengattung, die aber von eingebornen Officieren befehligt wurde. Die Söhne der ersten Geschlechter bekleideten diese Stellen, die ihnen zu einer vortefflichen Kriegsschule dienten. Die Bataver selber hatten jedoch, was auch aus dem Vorhergesagten hervorgeht, ihre vaterländische Reiterei. Zwei Jünglinge vom edelsten, nach Tacitus, königlichem (?) Geschlecht, Julius Paulus und Claudius Civilis, zeichneten sich darunter, außer ihrem Stande auch durch andere vortreffliche Eigenschaften aus. Diese Vorzüge dienten aber nur dazu, sie den mißtrauischen Römern verdächtig zu machen, weil sie, und wol nicht ohne Unrecht, an solchen ausgezeichneten Söhnen des Landes, dessen wahres Interesse ihnen vor Allem am Herzen liegen mußte, nur in so lange Freunde haben konnten, als die Gelegenheit ihnen mangelte, ihnen Feinde zu seyn. Der Proprätor Niedergermaniens Fatejus Capito hütete daher beide Jünglinge stets mit einem wachsamen Auge, endlich um durch beider Verderben seiner Unruhe erledigt zu werden, beschuldigte er sie geradezu einer projectirten Rebellion, ließ den Julius Paulus heimlich aus dem Wege schaffen und sandte den Civilis gefangen nach Rom, wo er von der kaiserlichen Majestät selber sein Urtheil erhalten sollte. Nero herrschte zwar damals noch in Rom, ehe aber der Proceß entschieden war, war Galba sein Nachfolger geworden. Dieser römische Kaiser sprach ihn zwar frei, aber, da Vitellius der ihn eben so schnell ersetzte, neue Verfolgungen gegen ihn verordnete, so konnte er sich dieser Gefahr nur durch List und Flucht entziehen. Auf seine Insel endlich nach unsäglichen Gefahren und Sorgen zurückgekehrt, dachte er an nichts

als sich vor ähnlichen Verfolgungen sicher zu stellen. Ein so kräftiger, muthiger und talentvoller Mann als Civilis war, dem außerdem durch seine Familien- und Standes-Verhältnisse so viele Hülfsmittel bei seinem Volke zu Gebote standen, konnte es nicht an einem Auswege aus dieser drückenden Lage fehlen. Die Geschichte bemerkt aber auch, daß wenn er deßhalb der Urheber großer Ereignisse ward, er sie keineswegs allein zu seiner persönlichen Rettung unternahm, sondern der eigentliche und große Gedanke, der ihn dabei leitete, war die Wiederherstellung der völligen Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Die Zerrüttung der römischen Angelegenheiten, darunter besonders die Spaltungen am Niederrhein, durch die beiden Gegenkaiser Vitellius und Vespasian erregt, boten ihm eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seiner großen Plane. Antonius der Erste, unermüdlich thätig für seinen kaiserlichen Freund, die dem Civilis von Vitellius widerfahrenen Mißhandlungen kennend, gedachte in ihm ein tüchtiges Werkzeug gegen jenen zu finden. Er eröffnete daher eine Verbindung mit ihm und, ihn seinen Wünschen geneigt findend, ersuchte er ihn Mittel in Anwendung zu bringen, um die römischen Legionen am Rhein von der Parthei des Vitellius abzubringen und sie für Vespasian zu stimmen. Da Civilis bemerkte, daß selbst der Befehlshaber jener Legionen, der benannte Hordeonius Flaccus, nur auf eine Gelegenheit wartete, für dieselbe Sache sich zu erklären, so gab er mit voller Seele derselben seine Beistimmung, sie jedoch nur als ein geeignetes Mittel erkennend, um damit seine größern Plane in Vollzug zu setzen.

Civilis ging nun schnell zu einem offenen Abfall von Vitellius über, nachdem er sich der Mitwirkung der Seinigen versichert hatte, die so wie die Römer, seine wahren höheren Absichten nicht ahnend, bloß darin einen Racheplan gegen seinen Feind Vitellius sahen, zugleich aber auch eine entschiedene Vorliebe für Vepasian, weil es bekannt war, daß er mit diesem von seiner frühern Dienstzeit her Freundschaft gepflogen hatte. Ein glücklicher Umstand ereignete sich zur rechten Zeit, um sein ganzes Volk ungetheilt und auf ein Mal für sein Vorhaben zu gewinnen. Es traf sich nämlich, daß eben,

als das Volk von seinen Anhängern bearbeitet wurde und bereits in einer bösen Stimmung gegen Vitellius war, eine neue Aushebung von Mannschaft, der es immer abgeneigt war, bei ihm mit möglichster Strenge und Ausdehnung von den Römern vorgenommen wurde. Civilis schnell und schlau von dieser Spannung der Gemüther Gewinn ziehend, versammelte die Angesehnsten und Tapfersten des Volkes in einem geheiligten Haine. Bei einem von ihm (im Jahr 69) gegebenen großen Schmause, als alle sich in einer frohen und günstigen Stimmung befanden, unterrichtete er sie von seinem Vorhaben eines Abfalls von Vitellius und lud sie ein, ihm zur Ausführung desselben ihren Arm zu leihen. Alle nahmen freudigen und muthigen Sinnes seinen Antrag an und ihn zum Heerführer ausrufend, schwuren sie ihm jubelnd den Eid der Treue und des Gehorsams.

Der vorsichtige Civilis, der Stärke und Zahl seiner Bataver nicht allein vertrauend, warb nun auch um den Beistand der benachbarten Caninefaten, die gegen die See hin ihre Wohnsitze hatten. Auch dies gelang nach Wunsch. Es befand sich unter diesem Volke ein Krieger, Brineo benannt, der bei ihnen in großem Ansehen stand und zugleich seit Kaisers Cajus Zeiten her, als ein entschiedener Römerfeind bekannt war. Diesen riefen sie augenblicklich zum Heerführer aus, dadurch die Aufrichtigkeit ihres Willens am besten bekundend. Brineo voll freudigen Eifers, von dieser Gelegenheit, seinen Racheburst in Römerblut zu stillen, möglichst schnellen und reichlichen Gebrauch zu machen, zog eilends die Friesen, die nur der Rhein von den Caninefaten schied, in sein Interesse und brach ohne Weiteres gegen ein Lager der Römer los, die in der Nähe in den Winterquartieren standen, und eroberte und plünderte es ohne großen Widerstand.

Die römischen Cohorten in Batavien befanden sich gerade damals in schlechten Umständen. Vitellius, der die besten Truppen an sich gezogen, hatte daselbst meistens fremde deutsche Miethtruppen gelassen. Diese, schwach an Zahl und ohne guten Willen, wollten es nicht auf's Aeußerste ankommen lassen, zündeten ihre Lager an und zogen sich nach dem oberen Theil der Insel zusammen. Jetzt legte auch Civilis

zum ersten Mal die Maske ab, hinter der er bisher immer noch seine wahren Absichten verborgen gehalten. Nachdem er seine Bataver, die Caninefaten und Friesen in drei gesonderten Heeresabtheilungen geordnet hatte, wagte er einen Anfall auf die Römer. Er schlug sie aus dem Felde, den Sieg zum Theil der Cohorte der Tungrer (im Lüttichschen) verdankend, die gleich mit dem Beginnen des Treffens vom Feinde zu ihm übergegangen waren. Außerdem war es für ihn von höchstem Nutzen, daß die meisten Ruderer auf der römischen Flotte aus Batavern bestanden und sich theils ganz unthätig verhielten, theils ihm einige Schiffe überlieferten. Der Sieg des Claudius Civilis, als der Erste über die bisher so gefürchteten Römer und so glänzend erfochten, hatte nicht bloß einen außerordentlichen Einfluß auf die moralische Kraft der Deutschen, die sich von nun an unter einem Heerführer wie Civilis unüberwindlich dünkten, sondern er verschaffte ihnen auch einen nicht unbedeutenden Zuwachs an materiellen Kräften, indem sie durch denselben im Besitz einer großen Anzahl Schiffe und Kriegsgeräthe kamen, und ihm gleich nachher andere deutsche Völker, wie die Tenkterer und Bructerer, ein Bündniß antrugen. Civilis Umsicht sah aber noch weiter. Wohl wissend, wie gefahrvoll das Unternehmen war, in das er sich gegen eine so große und ausgedehnte Macht, als die römische, eingelassen hatte, und überzeugt, daß nun kein Rücktritt mehr denkbar war, ohne die Existenz seines Volkes auf's Spiel zu setzen, warf seine Blicke auf die Gallier, die in ihrem Ueberdruß der römischen Herrschaft und ihrer Stärke ihm einen unberechenbaren Haltpunkt für sein Vorhaben darboten. Ein Bündniß mit diesem kriegerischen zahlreichen Volke zu erhalten, war daher jetzt sein eifrigstes Bestreben. Um das Zutrauen der Gallier zu gewinnen, gab er den Officieren und Soldaten aus diesem Volke, die jener Sieg in seine Gewalt geliefert hatte, die Freiheit, und wandte alle Künste der Ueberredung und Bestechung an, um sie, oder einen Theil derselben zum Uebertritt in seinen Dienst zu bewegen. Es gelang bei Vielen, Anderen, die sich dazu nicht verstehen wollten, überließ er einen Theil der römischen Beute, damit sie, mit solcher bei den Ihrigen zurückgekommen, durch

den Anblick solcher Zeugnisse der römischen Niederlage, die Lust anfachten, das römische Joch abzuschütteln. [48])

Die Römer in Germanien, unter dem Oberbefehl des Flaccus Hordeonius, schienen einige Zeit von dem Aufstande der Bataver wenig Notiz zu nehmen, entweder glaubten sie demselben als einer bloßen Diversion gegen Vitellius, dem Viele unter ihnen abhold waren, ruhig zusehen zu dürfen, oder waren sie durch denselben zu sehr überrascht, um einen schnellen Entschluß fassen zu können. Allein später die wahren Absichten des Civilis ahnend oder errathend, die gegen die römische Herrschaft selber gerichtet waren, erhielten Mumius Lupercus und Numidius Rufus, Legaten des Hordeonius, von diesem den Befehl, gegen die Batavier aufzubrechen. Sie führten zwei Legionen über den Rhein, die sie mit einem Theil der Agrippinenser (Ubier), durch Reiterei von den Treviern und selbst mit den Batavern verstärkten, die unter deren Anführern Claudius Labeo bisher noch bei den römischen Fahnen ausgehalten hatten. Man hätte denken sollen, die Römer hätten diesen Letzteren wenig Vertrauen schenken können, allein, da der Befehlshaber derselben ein persönlicher Feind des Civilis war, so scheint es, man dachte, daß er sie in Gehorsam erhalten würde. Wie sehr man sich hierin römischer Seits täuschte, zeigte sich nur zu bald. Es kam zum Treffen — und die Bataver, welche den linken Flügel deckten, gingen, vielleicht gegen den Willen des Labeo, zu ihren Landsleuten über. Damit nicht genug, auch die Ubier und Trevier ergriffen beim ersten Zusammentreffen der beiden Heere die Flucht, und die Römer, von allen Seiten verrathen, hatten keine Wahl, als den Widerstand aufgebend, sich möglichst schnell nach Castra Vetera zu retten. Civilis, keine Rache an seinem Feinde, dem Labeo, nehmend, erlaubte ihm wahrscheinlich mehr aus Politik als aus Menschlichkeit bei den Friesen eine Freistätte zu suchen.

Die 8. Cohorte der Bataver, in Obergermanien, indessen von dem Aufstande ihres Landes unterrichtet, besann sich

48) Tacit. Ann. Lib. IV. c. 15. 16. 17.

nun auch keinen Augenblick, Antheil an demselben zu nehmen. Nach Niedergermanien aufbrechend, ohne daß Hordeonius es gewagt hätte, sie aufzuhalten, waren sie ruhig bis Bonn gekommen, allein hier warf sich der Legat Herennius Gallus, der da befehligte, ihnen entgegen. Sie schlugen sich jedoch tapfer durch den Engpaß, zogen an Cöln ungehindert vorbei und gelangten so, ohne weitere Fährlichkeit, zu Civilis, der sie freudig empfing. Dieser immer noch vorsichtig seine eigentliche Plane verbergend, weil ihm die rechte Zeit noch nicht gekommen zu seyn schien, versammelte sein nun bedeutendes Heer und eröffnete ihm, daß vor der Hand noch Alles, was geschehen, angesehen werden müsse, als habe bloß die Abneigung gegen Vitellius Veranlassung dazu gegeben, und Vespasianus ihr rechtmäßiger Kaiser sey, ließ sie diesem den Eid der Treue schwören, und um jeden Schein einer Heuchelei zu vermeiden, ging er soweit, sogar die in Castra Vetera eingeschlossenen zwei römische Legionen (die 5. und 14.) einzuladen, sich für die nämliche Sache mit ihm zu vereinigen. Diese aber, entschlossen wie sie waren, nicht von Vitellius zu lassen und für ihn zu kämpfen, sandten ihm trotzige Worte zurück.

Es war jetzt der Aufstand bereits so weit gediehen, daß das ganze batavische Volk in den Waffen stand. Außerdem hatten sich, wie schon erwähnt worden, die Tenkterer, die Bructerer und andere Deutschen zu ihm geschlagen, so daß man ohne Furcht dem Gelingen weiterer, wichtiger Unternehmen entgegen sehen konnte. Das batavische Heer nahm eine Stellung im Centrum ein, längs den Ufern des Rheins, auf beiden Seiten standen die übrigen Völker in gesonderten Heeresabtheilungen. Mit dieser Macht von streitgewohnten und freiheitliebenden Völkern hätte Civilis, sollte man denken, auf die gländzendsten Erfolge rechnen können. Dem war aber nicht so. Es bildete sich eine Masse römischen Widerstandes, die überraschend war. Denn Hortensius Flaccus, endlich aus seinem langen und tiefen Schlafe erwacht, ergriff der Römer würdige Maßregeln. Das ganze römische Heer setzte sich in Bewegung, der Legat Dillius Vocula, die Vorhut führend, und der Statthalter mit dem Hauptheere folgend. Daß es

ihm mit seiner Treue für Vitellius aufrichtig Ernst war, bekundete er, als gerade beim Aufbruch des Heeres ihm ein Schreiben Vespasians überreicht wurde, das ihn zum Abfall aufforderte. Er ließ nämlich dies Schreiben Angesichts des Heeres verbrennen, und sandte den Ueberbringer gefesselt zu Vitellius nach Rom. Bei Cöln die aus Gallien und aus deutschen Gegenden eintreffenden Verstärkungen aufnehmend, setzten sie über den Rhein, wo sie bei Neuß auf die 13. Legion ihrer harrend trafen. Eine Schlacht schien nahe zu seyn. Allein statt dessen schlugen die Römer ein Lager bei Gelba, einem Castell der Ubier, das heutige Dorf Gelb am Rhein, elf Millien von Neuß. Die Ursache des ungewissen Verweilens des Hordeonius Flaccus, wo es einer schnellen Bewegung bedurfte, hatte in mehren Ursachen seinen Grund. Abgesehen von der Furcht vor des Civilis Thatkraft und großer Macht, gab es viele unter den römischen Befehlshabern, die es heimlich mit dem Gegenkaiser hielten, für den doch Civilis zu handeln schien, in die also der Oberfeldherr Mißtrauen setzen mußte, wußte er auch gleich, daß der gemeine Soldat an Vitellius hing. Alles was daher die Römer einstweilen thaten, um nicht ganz müßig zu seyn, bestand bloß in einigen verheerenden Streifzügen, die sie ins Gebiet der Gurgener machten, die sich für die Bataver erklärt hatten. Dies führte aber zu weiter nichts, als daß Civilis Truppen zu den Treviern und Ubiern sandte, die an diesen jene Unbilden rächten. Ja er detaschirte sogar andere bis über die Maas, um die Menapier, Moriner und das entferntere Gallien heimzusuchen.

Die Zeit wichtigerer, blutigerer und entscheidenderer Ereignisse nahte jedoch heran. Vespasianus hatte in einer mörderischen Schlacht bei Cremona über seinen Gegner Vitellius obgesiegt, so daß seiner Alleinherrschaft weiter nichts im Wege stand. Des Letzteren Anhänger beim niedergermanischen Heere konnten ihm nun nicht länger mehr ihre bisherige Treue bewahren, sie erklärten sich demnach sogleich nach empfangener Kunde jener Schlacht für den Kaiser Vespasian. Hordeonius Flaccus mußte jetzt auch eine Beendigung des Krieges mit den Batavern erwarten, da diese ihn nur im Interesse der Herrschafts-Veränderung geführt zu haben vor-

gaben. Um sich der Wahrheit zu vergewissern und um dem Civilis keinen Weg zu fernerer Ausrede offen zu lassen, schickte er deßwegen ungesäumt einen gewissen Albinus Montanus, einen Trevirer von Geburt, der jener Entscheidungsschlacht persönlich in des Vitellius Heere beigewohnt hatte, zu ihm mit der Nachricht davon, und der Aufforderung zur Niederlegung der Waffen, da der Zweck des Krieges nun nicht mehr bestehe. Welche Antwort Civilis diesem Boten gab ist unbekannt, desto lauter sprachen aber seine Thaten, da er nun seine wahren Absichten nicht länger verhehlen wollte und konnte. Claudius Civilis, die Stellung vor Vetera ferner in Person behauptend, schickte den größeren Theil seines Heeres, darunter den Kern der mit ihm verbündeten Deutschen, zum Angriff des Lagers vor Gelb. Seine Neffen, Julius Maximus und Claudius Victor, befehligten diese Truppen. Auf einen Flügel des römischen Heeres, der bei Asciburg eine Stellung inne hatte, stoßend, ihn übern Haufen werfend, drangen sie schnell und kühn bis zum Lager von Gelduba vor. Sie würden sich desselben auch unbezweifelt bemeistert haben, wenn nicht Vocula gerade zur günstigen Zeit eine Verstärkung erhalten hätte, die ihn in Stand setzte, die Bataver mit blutigen Köpfe nicht bloß zurückzutreiben, sondern sogar sie bis Vetera verfolgend, dessen Wiederbesitz gegen Civilis versuchen zu können. Ein blutiges Gefecht entspann sich hier, man focht auf beiden Seiten mit der heftigsten Erbitterung, doch ging der Sieg nur darum für die Bataver verloren, weil Civilis so unglücklich war, gleich beim Beginnen desselben eine schwere Wunde zu erhalten und vom Pferde zu fallen, was sein Heer, das ihn für todt hielt, so muthlos machte, daß es dem Feinde das Feld überließ. Die Römer scheinen selbst ihren Sieg mehr jenem Zufall als ihrer überwiegenden Kraft zugeschrieben und ihn mit großem Verlust erkauft zu haben, denn sie wagten es nicht, ihren Vortheil zu verfolgen. Ihr Feldherr begnügte sich vielmehr mit dem Entsatz von Vetera, besorgte die Ausbesserung und Vermehrung der dasigen Festungswerke, und zog sich dann über Gelduba und Neuß nach dem Hauptlager zurück. Civilis, der indessen schnell wieder mit alter Geistesgegenwart

und Kühnheit die über seinen vermutheten Tod im Heere der Bataver eingerissenen Unordnungen gehoben und durch seine Gegenwart sie mit dem früheren Muth wieder belebt hatte, kehrte bald in die verlassene Stellung vor Vetera zurück, ließ da ein Belagerungscorps, eilte dem Vocula, der die Nachhut führte, auf dem Fuße nach, eroberte Gelduba und schlug einen Theil der Römer bei Neuß.

Während dieser Vorgänge trug sich bei diesen eines jener Ereignisse zu, die damals bei der großen Demoralisirung und dem fortwährenden Bestehen der Factionen nicht selten waren. Es war nämlich im römischen Hauptheer eine Meuterei ausgebrochen, die dem Flaccus Hordeonius das Leben kostete und wo Dilius Vocula nur durch die Flucht entkam. Es herrschte eine solche Zerrüttung im römischen Heere, daß es, an keinen Widerstand gegen Civilis mehr denkend, sich in wilder Flucht auflößte. Aber Civilis kam nicht, sonst würde er wahrscheinlich damals die ganze römische Herrschaft am Niederrhein beendigt haben. Vocula fand durch dieses Aussenbleiben des Feindes Zeit und Gelegenheit, einen Theil des zerstreuten Heeres, die 4. und 8. Legion, neuerdings unter seinem Befehl zum Gehorsam zurückzuführen, und die Grenzlinie mit dem Beistande der Trevirer zu befestigen und wirksam zu vertheidigen, als die Bataver endlich einen Versuch gegen dieselbe machten. Vespasianus war indessen durch neue glückliche Erfolge, durch die endliche Gefangennehmung und Hinrichtung des Vitellius einziger Herr des großen Römerreichs geworden. Allein an Ruhe war für jetzt gerade am wenigsten zu denken, da jedes der unterjochten Völker mehr oder weniger Hoffnung hegte, von der durch die inneren Kriege des Reichs allgemein gewordenen Zerrüttung, Nutzen für alte Freiheit und Unabhängigkeit zu ziehen. Diesseit der Alpen war besonders Alles in Gährung. Auch die Gallier erhoben ihr Haupt und jetzt war endlich der Zeitpunkt eingetroffen, wo des Civilis Vorarbeiten zu einem Bündniß mit ihnen durch ein günstiges Endresultat belohnt wurden. Die Trevirer, Lingonen und sogar ein Theil der Ubier reihten sich unter die Fahnen eines Classicus, eines vornehmen Trevirer, ihr Joch abzuschütteln. In Cöln gedieh der Plan

zum Aufstand zur Reife. Listig verabredete man sich, die Römer durch Verstellung erst sicher zu machen, ehe man einen Schlag ausführte, der alsdann um so viel sicherer gelingen mußte. Vocula, der etwas von dieser Verabredung zum Abfalle von den Römern und ihrem Verderben errieth, sich aber nicht stark genug fühlte, gewaltsam dagegen einzuschreiten, suchte ebenfalls sein Heil in einer einstweiligen Verstellung und brach nach Cöln auf. In dieser Stadt traf unvermuthet jener Claudius Labeo ein, der den Friesen zu entwischen Gelegenheit gehabt und seine alte Treue für die Römer, wie seinen Haß gegen Civilis bisher bewahrt hatte. Dieser ersuchte den römischen Legaten, ihm ein Corps zu überlassen, womit er in Batavien einfallen wolle. Er erhielt es, konnte aber sein Versprechen nicht lösen und beschränkte seine Unternehmungen auf einige unbedeutende Streifereien in das Gebiet der Caninefaten und Marsencer. Die Gallier betheuerten indessen ihre treue Anhänglichkeit an den Römern lebhafter als je, so daß sie Vocula wo nicht überredeten, aber ihm doch die Hoffnung einflößten, sie sich noch länger zu erhalten. Aber eben dieses schwankende Benehmen Vocula's veranlaßte einen schnelleren Ausbruch des Unternehmens. Kaum hatte er einen Marsch von Vetera zurückgelegt, da befanden sich Classicus und Tutor auch schon auf dem Wege zu Civilis, um mit diesem ein förmliches Bündniß abzuschließen. Als sie, hiermit eilends zu Stande gekommen, wieder eben so eilig heimgekehrt waren, trennten sie ihre Streitmacht von der römischen. Jetzt gingen dem Vocula die Augen auf. Es blieb ihm nichts mehr anders übrig, als sich nach Neuß zurückzuziehen. Die Gallier lagerten sich nur zwei Meilen von ihm. Sie schienen sich vor der Hand noch jedes feindlichen Versuches enthalten zu wollen. Sie hielten sich aber nur darum so ruhig, weil sie den Ausgang eines Verständnisses abwarten wollten, das sie im römischen Lager angeknüpft hatten. Dieses gelang ihnen auch nach Wunsch. Ein Trupp nach dem andern ging zu ihnen über, zuletzt fiel man sogar meuchlings über Vocula her, ermordete ihn und schlug die Legaten des Hordeonius von der I. und Numidius Rufus von der XVI. in Fesseln.

Classicus, in dieser unlöblichen Weise am Ziele seiner Plane glücklich angekommen, verfügte sich im Glanze der Feldherrnwürde ins römische Lager — und die römischen Legionen schwuren ihm sämmtlich als Imperator der Gallier den Diensteid. Die Bildnisse der römischen Kaiser wurden von den Feldzeichen abgerissen, ohne daß die, welche es thaten, wußten, welche andere Zeichen ihnen dafür gegeben würden.[49])

Bald hierauf trennten sich die beiden gallischen Fürsten. Tutor wandte sich nach Obergermanien, nachdem er zu Cöln und auf dem Wege bis nach Mainz alle römische Truppen durch Ueberredung und Zwang unter seine Fahnen vereinigt hatte. Classicus dagegen begab sich den Rhein abwärts zu Civilis, den er noch vor Vetera traf. Da angekommen, forderte er die beiden Legionen, welche die Besatzung von Vetera bildeten, auf, sich Gallien anzuschließen. Was blieb diesen, von Hunger und Elend aufgezehrt und ohne irgend eine Hoffnung auf Entsatz, anders übrig. Sie unterwarfen sich, erhielten jedoch einen freien Abzug, mit Zurücklassung alles Kriegsgeräthes. Die Capitulation wurde aber von den Galliern, als sie kaum auf dem Rückzuge in freiem Felde sich befanden, durch einen schändlichen Treubruch zu ihrem Verderben benutzt. Eine Masse solcher Elenden fiel über die wehrlos Abziehenden her und metzelte sie größtentheils nieder. Nur einige entkamen durch die Flucht. Civilis hatte zwar keinen Antheil an diesem schändlichen Verfahren, er mißbilligte es höchlich — aber er bestrafte es nicht. Er durfte es vielleicht nicht, wollen wir zu seiner Ehre annehmen. Das Lager wurde hierauf preisgegeben, geplündert und verbrannt. Civilis war mit den bisherigen Vorgängen so zufrieden, daß er seine Haare, die er, nach einem gethanen Gelübde, so lange wollte wachsen lassen, bis er etwas Großes gegen die Römer verrichtet hätte, abschneiden ließ. Die Geschichte erzählt (vielleicht lag Verläumdung zum Grunde), daß er in Bezug auf sittliche Bildung nicht über seinem Zeitalter gestanden habe und führt als Beleg davon an, daß er seinem Sohne, einem Knaben von zehn Jahren, einige römische Ge-

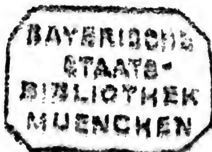
49) Tacitus Hist. Lib. IV, c. 62.

fangene überlassen habe, um sich gegen sie — mit Pfeilschüssen zu üben!

Hier ist der Zeitpunkt, wo wir zum ersten Male und am schicklichsten von der berühmten deutschen Wahrsagerin Velleda Erwähnung thun. Sie war eine deutsche Jungfrau, dem Stamme der Bructerer angehörig, die sich mit Wahrsagen abgab, und mit einer seltenen Gabe die Zukunft vorherzusagen begabt war. Die Geschichte spricht als von einer Eigenthümlichkeit bei den deutschen Frauen, eine besondere Geschicklichkeit hierin besessen zu haben, so daß die leichtgläubigen Deutschen deren oft als weise Frauen mit göttlicher Verehrung achteten. Velleda war die Erste und am meisten verehrte darunter. Im Lande der Bructerer, an der Lippe, in tiefer Zurückgezogenheit in einem Thurme ein geheimnißvolles Leben führend, kam sie nur mit ihren Landsleuten in Berührung, um ihnen bei irgend einem Kriegszuge den Ausgang zu prophezeien. Da sie auch von obigem Unternehmen Glück geweissagt hatte und dies eingetroffen war, so war die Verehrung für sie neuerdings nicht wenig gestiegen.

Es scheint, daß es dem Civilis bei dem schnellen Anwuchs des neuen gallischen Staats nicht ganz wohl zu Muthe war. Er fürchtete, daß nach der Zernichtung der Römerherrschaft sie ihre Macht gegen ihn selbst wenden möchten. Sein ganzes Bestreben war demnach dahin gerichtet, sich durch einen deutschen Völkerverein sicher zu stellen und dadurch eine solche Macht zu erlangen, daß er ihnen auf alle Fälle gewachsen wäre. Die Stadt Cöln, als der volkreiche und reiche Sitz der Ubier, mußte zu diesem Ende seine Hauptaufmerksamkeit auf sich ziehen. Der Haß aber, den seine bisherigen Verbündeten, die Deutschen vom rechten Rheinufer, gegen jenes Volk wegen seiner langen und treuen Anhänglichkeit für die Römer hatten, und die daher nur Rache gegen sie athmeten, war dabei ein großes Hinderniß. Die Tenkterer unter Andern, die nächste Nachbarn, waren dabei sogar schon so weit gegangen, daß sie an sie die harte Zumuthung machten, alle Römer ohne Ausnahme in ihrem Gebiete zu tödten und die Mauern Cölns umzureißen, vorgeblich um die ungestörte Gemeinschaft mit ihm wieder herzustellen, in

Wahrheit aber, um mit ihm nach Willkühr, als einem dann offenen und unbefestigten Ort verfahren zu können. Die Ubier übertrugen in ihrer Verlegenheit die Entscheidung dem Ausspruche der Velleda und des Civilis. Diese erfolgte so, daß sie dem deutschen Bunde beitreten und die Zölle am Rhein aufheben sollten, um dadurch Handel und Wandel frei zu machen. Da diese Angelegenheit zur Zufriedenheit des Civilis geordnet war, so warf er seine Augen auf die Sucier, ein Volk, das in dem heutigen Herzogthum Limburg wohnte, um auch sie, mit andern gegen ihren Willen, in den neuen Völkerverein zu bringen. Der mehr erwähnte Claudius Labeo, in seiner verjährten Feindschaft gegen Civilis beharrend, sammelte in aller Eile bei Mastricht ein, aus Tungrer, Nervier und Bethasier bestehendes Heer, um ihn von jenem Unternehmen abzuhalten. Es kam zwischen beiden zu einem Treffen, bei dessen Beginnen aber die Tungrer sogleich zu Civilis übergingen, so daß Labeo abermals in aller Eile die Flucht ergriff, um nicht zum zweiten Mal in seine Hände zu fallen. Da nun dem Beispiel der Tungrer auch die Bethasier und Nervier folgten, so verfolgte er den Labeo bis in das belgische Gallien. Indessen geschah, was man mit ziemlicher Gewißheit voraussehen konnte, nämlich, daß der Kaiser Vespasian, ein großer Kriegsmann wie er war, sich nicht in Güte würde die hundertjährige Herrschaft in Ober= und Niedergermanien entreißen lassen. War er bisher unthätig, so konnte es nur darin liegen, daß er sich noch nicht hinlänglich auf dem, unter so vielen Erschütterungen bestiegenen Thron befestigt hatte. Civilis hatte daher auch gewiß bei seinen so eifrig gesuchten Verbündungen diesen Fall vorher gesehen. Allein nicht erwarten konnte er, daß schon Vespasians Stellvertreter Mucian in Rom, wo er selber noch nicht einmal angelangt war, auf die erste Nachricht von dem Aufstand der Deutschen den Gallus Annius und Petilius Cerialis mit Truppen senden, und als die Berichte von daher immer schlimmer wurden, mit Domitian persönlich sich über die Alpen begeben würde. Auch die 14. Legion in Britanien und die 6. und 8. in Spanien erhielten Befehle nach Gallien aufzubrechen.



Die Gallier waren zu ihrem Unglück, wie es früher immer in ähnlichen Fällen Statt fand, uneinig unter einander, so daß die Römer schon bei ihrem ersten Versuche an dieser Uneinigkeit selber den besten Bundesgenossen fanden, der ihnen mehr als Waffengewalt und Tapferkeit nützte. Von Mainz aus, wo jetzt der römische Oberfeldherr Cerialis in Person angekommen war, drangen die Römer sogleich bis Trier vor, wo sie ein Lager aufschlugen. Cerialis bemühte sich die Trevirer mehr durch Güte als Gewalt wieder zu gewinnen. Civilis und Classicus, die Gefahr erkennend, die ihnen durch die bedeutende Macht drohte, die sich unter dem Cerialis immer mehr anhäufte, suchten sich mit demselben durch Unterhandlungen in friedliche Verhältnisse zu setzen, sie bemühten sich ihn zu bewegen den Kaisertitel selber anzunehmen, wobei sie sich erboten, ihm die Herrschaft über Gallien zu verschaffen, wenn er ihnen die Regierungs-Gewalt über ihre Völker nicht bestreiten wolle. Diese Anerbietungen hatten aber keinen Erfolg, es blieb daher nichts übrig, als sich der Entscheidung durch Waffengewalt zu unterwerfen. Civilis, im Augenblick noch nicht Vertrauen auf seine Stärke setzend, hielt es zuförderst fürs Angemessenste, die Römer nicht gleich anzugreifen, sondern vorher noch Verstärkungen vom rechten Rheinufer an sich zu ziehen. Seine Offiziere und Soldaten waren aber anderer Meinung und verlangten in wildem Uebermuthe auf der Stelle gegen den Feind geführt zu werden. Das deutsche Heer nahm eine solche Stellung, daß die Ubier und Lingonen das Centrum, die Bataver den rechten, die Bructerer und Tencterer den linken Flügel bildeten. Der Angriff der deutschen Verbündeten geschah mit solcher Unerschrockenheit, daß sie schnell bis an die Moselbrücke gelangten und sich ihrer sogar bemeisterten. Sie hatten es jedoch mit einem nicht minder tapfern aber viel disciplinirteren Heere, als sie es selber waren unter einem kriegsgeübten Befehlshaber zu thun, der nicht so leicht aus seiner Fassung kam. Cerialis durch jenen ersten glücklichen Erfolg der Feinde keineswegs enthmutigt, machte nur um so höhern Gebrauch von seiner Geistesgegenwart und seinen Kriegskünsten, belebte durch eine Rede seine Soldaten mit neuem Muth, diese griffen nun ihrer Seits an, und zugleich

vom Glück begünstigt, schlugen sie die Deutschen nicht bloß in die Flucht, sondern sie verfolgten sie sogar bis in ihr Lager, das sie eroberten. Civilis, trotz aller Anstrengungen eines muthigen und wackeren Kriegers und Befehlshabers wie er war, sah sich genöthigt dem Strome der Fliehenden zu folgen. Er gedachte bei den Ubiern Sicherheit zu finden, in deren Gebiet, zu Jülich, sein bestes Regiment das aus Chauken und Friesen bestand, in Besatzung lag. Die Cölner deren Anhänglichkeit und Treue für die Römer in der Geschichte immer unveränderlich dieselbe ist, hatten sich bereits wieder für diese erklärt und um ihren jüngsten, wenn auch erzwungenen Abfall bei den Römern völlig zu sühnen, begingen sie sogar die schlechte That, jenes Regiment des Civilis in Jülich zu überfallen und es über die Klinge springen zu lassen, auch alle anderen Deutschen in Jülich zu ermorden. Um das Unglück des Civilis auf den höchsten Gipfel zu bringen, befand sich sogar in jener Zeit seine Gemahlin und Schwester mit einer Tochter des Classicus in Cöln. Cerialis hiervon in Kenntniß gesetzt, zögerte daher auch nicht so bald als möglich zu ihrer Auslieferung zu gelangen. Alle diese Unfälle beugten jedoch den Muth des Civilis nicht. Die Caninefaten hatten überdies ziemlich bedeutende Vortheile gegen die aus Britanien gesegelte römische Flotte erlangt, deren meisten Schiffe sie eroberten. Eben so schlug Classicus die Reiterei, die Cerealis nach Neuß gesandt hatte. Civilis selbst, mit unermüdlicherer Thätigkeit alle deutsche Völker auf der linken Rheinseite sammelnd, bezog bei Vetera ein Lager, wo er die Römer erwartete.

Cerialis hatte es eben so wenig an irgend etwas fehlen lassen, um sich mit einer solchen Streitkraft zu umgeben, daß er wagen konnte, die Hoffnung zu nähren, den ganzen Krieg durch Eine Schlacht zu beendigen. Wie stark seine Macht war, erhellt daraus, daß er außer den deutschen Hülfsvölkern sechs Legionen unter seinen Befehlen hatte.

Voll Zuversicht ging er schnell auf das deutsche Heer los und griff es an. Er hatte sich nicht getäuscht, es kam zu einer blutigen, für ihn vollkommen günstigen Schlacht.

Doch entscheidend war sie nicht. Civilis wurde zwar aus dem Feld geschlagen, und ungeachtet gleich den anderen Tag viele Deutschen zu seinem Beistande herbeieilten, so wagte er auch nicht, sich dem Feinde wieder entgegen zu stellen; er gedachte nicht einmal die Städte der Bataver am rechten Ufer der Waal zu beschützen, und, sich in die innere Insel mit Allem, was er fortbringen konnte, flüchtend, verbrannte er das Uebrige; hier jedoch angelangt und in der Ueberzeugung, daß ihm die Römer, wegen Mangel an Fahrzeugen nicht zu folgen vermochten, wandte er seine ganze Sorgfalt auf ein tüchtiges Vertheidigungssystem. Wir wissen aus dem früher Mitgetheilten, daß Drusus und später Pompejus Paulinus den rechten Arm des Rheins eingedeicht hatten, da, wo heutzutage Wyck te Duurstede liegt, seinen Anfang nehmend. Diesen Damm, der ihm bei seinem Vertheidigungs-Plane hinderlich war, riß er ein, und setzte die ganze Gegend unter Wasser, welches nachmals wieder gefaßt, dermalen den neuen Rheinarm bildet, der Leck heißt. Dies Verfahren ist die Ursache, wozu auch die später noch vermehrten Abzuggräben kamen, so daß der Rhein so geschwächt wurde, daß er nicht Wasser genug behielt, um seinen Ausfluß in die See zu behalten. Auch die Freunde und Anführer der Bundesgenossen des Civilis waren indeß keinesweges müßig. Den vereinigten Anstrengungen des Tutor Classicus und einer großen Anzahl von den Vornehmsten der Trevirer, unter diesen Alpinus Montanus, die dem Römerdrange sich glücklich durch die Flucht entzogen hatten, gelang es eine neue aus Deutschen bestehende Streitmacht aufzubringen und zu organisiren. Die Römer, wenn schon nicht säumig mit ihrem Einfalle in die Insel, trafen dennoch zu ihrer nicht geringen Verwunderung schon ein in vier Abtheilungen gesondertes Heer, das ihren Angriff nicht einmal abwartend, ihnen vielmehr muthig entgegenzog. Aber auch diesmal, es war in der Gegend von Vetera, wo die Schlacht Statt hatte und zwei Tage dauerte, die nicht weniger blutig als die vorhergehende geschlagen wurde, waren die Verbündeten nicht glücklich, in dem sie gegen die höhere Disciplin der Römer immer nicht

Stand zu halten vermochten. Civilis, [50]) der eine keilförmige Stellung gewählt, hatte die Bataver und Gungern auf den rechten Flügel gestellt, die diesseitigen Deutschen standen mit ihrem linken Flügel an den Rhein gelehnt. Ein Theil der Bructerer schwamm von einem Damm aus durch den Rhein. Cerialis war dagegen den Gungern in den Rücken gekommen, dies entschied die Schlacht durch eine Niederlage der Deutschen. Civilis kam dabei persönlich abermals so sehr ins Gedränge, daß er nur durch Schwimmen über den Rhein der römischen Gefangenschaft entkam. Nach diesem Gefecht, in Folge dessen der römische Statthalter Herr der unteren Insel geworden war, kehrte er für seine Person nach Bonn und Neuß zurück, um die für die Winterquartiere bestimmten Plätze in Augenschein zu nehmen. Von da zurückkehrend, den Rhein abwärts nehmend, wurde er Nachts, als er eine Herberge suchte, unvermuthet von deutschen Soldaten überfallen. Sie erwischten seine Jagd, ihn — aber nicht, — denn er hatte, wie Tacitus sagt, [51]) anderswo, d. h. nicht in seiner aufgefundenen Herberge zugebracht, sondern wie einige meinen, im Arme der Wollust bei einer gewissen Cölnerin, Claudia Sachata benannt. So entging Cerialis der deutschen Gefangenschaft, sein weggenommenes dreirudriges Fahrzeug ward die Lippe hinaufgezogen und der Velleda zum Geschenk überliefert. [52])

Das Drama des batavischen Aufstandes, worin Civilis die Erste Rolle übernommen hatte, näherte sich jetzt seinem Ende. Ueberall lagen Kennzeichen hiervon vor, deren Realisirung man ziemlich gewiß entgegen sah.

Civilis hatte zwar abermals eine Flotte, am Ausflusse der Maas auszurüsten vermocht, deren Bestimmung zuförderst dahin ging, den Römern die Zufuhr aus Gallien ab-

50) Tac. hist. Lib. V. c, 16. 18.
51) Tac. H. L. V. c. 22.
52) Tac. ibid. c. 22.

zuschneiden. Diese hatte nicht so viele aber größere und geübtere Schiffe als die Bataver, daher als es zwischen beiden Flottillen zum Gefechte kam, blieb dies ohne Entscheidung. Cerialis indessen fortwährend Meister über Batavien, verwüstete das Land weit umher, so weit er konnte, vergaß jedoch dabei nicht, dem Civilis und den Batavern Hoffnung auf einen billigen Frieden zu machen. Es war ihm wirklich darum zu thun, weil es den römischen Staatsgrundsätzen jener Zeit angemessener war die Deutschen mehr mit sich in Einigkeit und gutem Vernehmen zu erhalten, als die Macht, deren man zur Aufrechthaltung der Grenzen des römischen Reichs so nothwendig bedurfte, in fruchtlosen Kriegen mit den Deutschen zu zersplittern, deren Unterjochung man längstens aufgegeben hatte. Um dieses Ziel so viel sicherer und eher zu erreichen, bot Cerialis alle Mittel auf um die Velleda zu gewinnen, deren Rath von so bedeutendem Einflusse auf die Deutschen war. Es gelang ihm wirklich, sie dahin zu bringen, daß sie den Deutschen zum Frieden rieth. Da auch unter den Batavern viele heimliche Feinde des Civilis wären, besonders unter den Angesehnsten des Landes, die bisher nur in stillem Ingrimm das zunehmende Uebergewicht desselben in dem Volk gesehen hatten, so erhoben sie bei dessen Unfälle rachsüchtig das Haupt. Um ihn völlig in der Meinung der Bataver zu verderben, breiteten sie aus, er habe bisher nur für ehrgeizige Zwecke gearbeitet, denn statt Batavien seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der Römerherrschaft zu beabsichtigen, sey er darauf ausgegangen, sich selbst zum Oberhaupt aufzuwerfen und, schlossen sie ihre verderblichen Einflüsterungen, müße man einmal eine Oberherrschaft dulden, so wäre die eines mächtigen Fremden der eines einheimischen gehaltlosen Usurpators vorzuziehen, es stände dem männlichen deutschen Charakter besser an, einem römischen Kaiser zu gehorchen, als einem Weibe, unter dem sie die Velleda verstanden, deren Weissagungen bisher dem Civilis in seinen Versuchen so wirksam waren. Als sich Civilis überzeugte, daß diese Reden seiner Feinde, beim Volke nur zu vielen Eingang findend, es für den Frieden geneigt machten, so sah er wohl ein, daß

auch ihm nichts mehr anders übrig blieb, als seine großartigen Plane aufzugeben, und sich in Unterhandlungen einzulassen. Er begab sich daher im Herbste des Jahres 71 nach Chr Geb., persönlich zu Cerialis [53]), mit dem er auch bald einig ward, worauf Batavien sich unterwarf.

Von den Bedingungen dieses Friedens ist nichts auf die Nachwelt gekommen, da kein römischer Schriftsteller ihrer erwähnt, denn des Tacitus Geschichte nimmt hier leider ein Ende, eben so wenig wissen wir etwas von den fernern Schicksalen des Claudius Civilis. Sein Andenken lebte aber im Volke bis auf die heutige Zeit fort, und seine Verdienste und großartigen Zwecke fanden erst bei den Nachkommen ihre wahre und verdiente Anerkennung, so daß man ihn mit dem jüngsten Gründer der niederländischen Freiheit, mit dem großen Wilhelm von Oranien verglich.

Schluß. Die Bataver blieben von jetzt an der römischen Herrschaft unterworfen.

---

53) Ibid. c. 26. die Zusammenkunft hatte auf dem Nabat-Flusse Statt, worunter Ledebur die Yssel versteht. c. f. alleg. Werk desselben S. 238.

II. Abschnitt.

Niederrheinland und Westphalen zur Zeit der Römer.

Vorerinnerung.

Tacitus [54]) hat uns in seinem Werke: de situ moribus et populis Germaniae, wahrscheinlich im Jahr 98 oder 99 nach Chr. G. (851 nach R. E.), unter dem zweiten Consulat des Trajans, beinahe die einzige Quelle hinterlassen, aus der wir unser Vaterland jener Zeit kennen lernen. Das einhundert vierte Buch des Livius über die Situm Germaniae, das uns viel Interessantes ja Unentbehrliches, wie es von einem so geistreichen Schriftsteller zu erwarten war, über es geliefert hätte, ist, wie schon in der Einleitung erinnert worden, verloren gegangen. Von Plinius hätten wir vielleicht etwas Aehnliches erhalten, wenn er seinen Plan durch ein Werk ausgeführt hätte.

Kein altes Geschichtswerk ist uns daher so theuer geworden, als das des Tacitus, und unsere specielleren Landsleute können es nicht unpassend als ein nationalisirt gewordenes ansehen, da es sich vor Allem mit ihren Voreltern beschäftigt. Es ist über die Maßen bewundert, unzähligemal herausgegeben, erklärt, übersetzt, von Manchen sogar dessen Aechtheit bezweifelt worden, und dennoch ist heute noch nicht einmal die Zeit, wo es erschienen, richtig ermittelt. Die obige Jahres-

54) Eine interessante Nachweise über das Leben und die Schriften des Tacitus befindet sich in Rüh's alleg. Werke S. 51. u. ff.

zahl ist nur die am meisten begründete. Dieses Werk ist auch für uns die einzige Quelle zu den nachfolgenden Mittheilungen, die wir mit den geeigneten Modificationen geben. Tacitus war nämlich nie selber in Deutschland, [55]) und da zu seiner Zeit keine Augenzeugen der denkwürdigen Ereignisse und des inneren Lebens der Deutschen mehr existirten, bei denen er hätte Nachrichten einsammeln können, so war auch er ganz seinen eigenen Forschungen aus den öffentlichen Urkunden und Schriften überlassen. Macht man sich außerdem noch mit dem Geiste vertraut, in dem gewöhnlich solche Mittheilungen abgefaßt und Beobachtungen angestellt werden, und weiß man überhaupt, wie vornehm die Römer auf alle fremde Völker herabsahen, und wie wenig empfänglich sie daher für die Eigenthümlichkeit fremder Völker waren, so muß man wol im Voraus überzeugt seyn, daß auch dieser große Geschichtschreiber höchst Mangelhaftes und falsch Aufgefaßtes über Deutschland geben konnte. Alles, was wir aus ihm und anderen römischen Schriftstellern über das innere und äußere Leben unserer Voreltern am Niederrhein und in Westphalen entlehnen, kann daher nur mit Umsicht und philosophischer Berücksichtigung aufgefaßt und mitgetheilt werden. Der Deutschen Thaten geben eigentlich das beste Zeugniß von ihrem Leben.

Die Kriege der Römer mit den Germanen sind in dem größeren Werke des Tacitus d. h. in seinen Annalen beschrieben. Diesen liegt seine Germania zum Grunde, und ihrer bedarf man durchaus zum Verständnisse Jener. So viele zum Theil grell einander widerstrebende Ansichten immerhin über den Werth dieser Geschichtsbücher gefällt wer-

---

55) Reinesius, der zu Fattern bei Jülich eine Inschrift auf einen Cornelius Tacitus fand, hielt diesen irrthümlich für den Geschichtschreiber, es war dies aber ein anderer Tacitus, der Finanz-Aufseher in Belgien war, und eigentlich Cornelius Verus Tacitus hieß. In der ganzen Germania des Tacitus findet sich auch keine Spur, daß er seine Darstellung im Lande selber entlehnt habe, sonst würde er sich nicht gerade bei den geographischen Angaben so vielfältig irren und verwirren.

den, so ist doch so viel gewiß, daß die Thatsachen im Allgemeinen historisch feststehen und von andern Schriftstellern bestätigt sind.

I.

Das Land, der Boden, die Producte und Thiere.

„Das Land," sagt Tacitus im 5. Capitel der Germania," freilich nicht überall von einerlei Beschaffenheit, erschreckt doch durch die Menge seiner Wälder und Sümpfe. Auf der Seite von Gallien ist es feuchter, windiger, als gegen Noricum oder Panonien[56]); es ist ergiebig an Feldfrüchten, aber fruchttragende Bäume kommen da nicht fort. Es gibt darin viel Vieh, das jedoch im Aeußeren unansehnlich ist; die Rinder haben nicht einmal Hörner.[57]) Die Germanen erfreuen sich einer Menge von Heerden, die ihren einzigen und größten Schatz ausmachen. Silber und Gold haben sie nicht; es mögen jedoch Adern von solchen Metallen bei ihnen vorliegen. Für diese Völker hat der Besitz und Gebrauch derselben keinen Reiz. Silberne Gefäße, die man bei ihnen als Geschenke, welche ihre Fürsten und Gesandten erhalten, vorfindet, sind von ihnen nicht mehr als die von Thon gebildeten geachtet. Daher kennen die Bewohner des inneren Landes, nach alter einfacher Sitte, bloß den Tauschhandel. Die dem Rhein am nächsten jedoch halten wegen des Handels Silber und Gold in Werth und verstehen sogar unser Gepräge, von denen sie nur einige Sorten sich aussuchen."

Man sieht, daß sich Tacitus auf die Größe des Landes gar nicht einläßt und das aus gegründeten Ursachen, denn er kannte sie nicht. Wir haben sie oben schon im Allgemeinen angedeutet und wissen auch nicht viel zuzusetzen. Die Rö-

---

56) Das heutige Steiermark, Kärnthen und ein großer Theil von Oesterreich und Salzburg.

57) Eigentlich gloria frontis, Hörner, die ihnen zum Schmuck gereichen.

mer hatten nur oberflächliche Kenntnisse von der Größe Deutschlands, und noch weniger von der innern Beschaffenheit desselben, den Gebirgen, Flüssen u. s. w. die Grenzen im Westen bezeichneten sie durch den Rhein, ungeachtet Deutsche jenseit und diesseit dieses Flusses wohnten. Nicht viel bestimmter nahmen sie die Donau im Süden an, und im Norden das Meer, die Ost- und Nordsee, obgleich darüber hinaus ebenfalls Deutsche hausten; welcher weiter Strich dahin, und wie unbestimmt ist der Zwischenraum bezeichnet! Von der Donau bis zum Harz und vom Main bis an die Lippe wußten sie so viel als nichts. Sie lernten bloß den Theil genauer kennen, der zwischen dem Rhein, der Elbe, dem Main und des Meeres liegt. Von der Donau aus sind sie selten eingedrungen. Die Kenntniß über die Elbe hinaus scheint durch die Niederlage des Varus verwischt worden zu seyn.

Die Meinung des Tacitus über den Boden und das Clima des Landes war auch die der andern römischen Schriftsteller, von denen wir noch Nachrichten darüber haben. So sagt unter Andern Seneca Lib. de Providentia Dei: Perpetua ille hiems, triste coelum premit etc. ein immerwährender Winter ein düsterer Himmel drückt sie; kärglich nährt der unfruchtbare Boden, mit Stroh oder Zweigen schützt man sich gegen den Regen. So verwundert sich Diodor Siculus daß in Gallien und Deutschland die größten Flüsse dergestalt zufröhren, daß man darüber reiten und fahren könne. Cäsar mißt dem Harzwald, silva Harcina, eine Länge von 60 und eine Breite von 9 Tagereisen bei, und Plinius sagt sogar: „Die Eichbäume bedecken ganz Deutschland und vermehren die ohnehin große Kälte durch ihren dichten Schatten. Die Eichen kommen selbst an den Ufern sehr gut fort; von den Fluthen untergraben oder von den Winden herabgestürzt nehmen sie durch den Umfang der Wurzeln große Inseln mit sich fort, und so im Gleichgewicht gehalten schwimmen sie vermittelst des Tackelwerkes der großen Zweige. Nicht selten geriethen unsere Flotten in Schrecken, wenn sie gleichsam absichtlich von den Fluthen gegen die Vordertheile bei Nacht rudernder Fahrzeuge, die ohne Hülfe wa-

ren, getrieben wurden und ein Seegefecht gegen Bäume führen sollten. In derselben nördlichen Gegend des Harzischen Waldes übertrifft eine Menge von Steineichen, in Jahrhunderten unberührt, und gleich alt mit der Schöpfung, durch das Loos der Unsterblichkeit beinahe alle Wunder." (Plin. H. Nat. L. XVI, 2.) Das Land selbst, sagt Mela, (De situ orbis III. 3.) ist durch viele Flüsse unwegsam, durch viele Gebirge rauh, und einem großen Theile nach wegen der Wälder und Sümpfe unwegsam." Die Wälder besonders waren bei den Römern beinahe sprichwörtlich.

Uebertrieben mag Manches in diesen Schilderungen der, an einen reinen Himmel und cultivirten Boden gewöhnten Römer und Griechen seyn, allein, daß es in einem Lande, das noch alles Anbaues, aller Wege und Straßen, Abzuggräben und Deiche ermangelte, wo Alles noch der Willkühr der Wetter, überhaupt der Natur überlassen war und besonders für den verweichlichten Ausländer nicht sehr lieblich seyn mochte, unterliegt keinem Zweifel. Allein, die freien, schönen Thäler und Wiesen waren vielleicht nur den Fremden verschlossen, die überhaupt nicht anders als im Krieg und unter Strapatzen das Land durchzogen, und es fehlte sicher auch an Erzeugnissen des Bodens und anderen Gaben nicht, die das menschliche Leben erhalten und erfreuen. Tacitus spricht zwar dem Lande alle Fähigkeit zum Erziehen von Obstbäumen ab, er verstand jedoch darunter wahrscheinlich nur die feineren Sorten, (die italienischen); Plinius gedenkt wenigstens der Kirschen und nennt die sogenannten Herzkirschen. An Gartenfrüchten, freilich den roheren, fehlte es auch nicht, z. B. der Spargel, der Rübe und am Rhein wuchsen sogar schon Reben. Auch die Hirse und Bohne, oder wenigstens eine Art derselben gab es. Plinius XVIII, 30. erzählt, daß die römischen Soldaten die Inseln der Nordsee die Bohneninseln nannten, weil diese Frucht da ohne Pflege wuchs. Die Erbsen, die Linsen und Wicken wurden von den Römern zu den Deutschen gebracht. Dagegen fanden sie in Germanien den Meerrettig, der von ungewöhnlicher Größe gewesen seyn soll. Eine Wurzelart, Siser, die bei Gelduba am Rhein wuchs, behagte dem Gaumen Tibers so

sehr, daß er sie nach Italien kommen ließ. An Wald und Feldbeeren fehlte es auch nicht, unter Andern fand sich die Heidelbeere (Waldbeere) in Menge vor. Auch benutzten die alten Deutschen schon Gewächse und Wurzeln zum Färben. Zur Arznei hatten sie gleichfalls treffliche Kräuter. Das Feld lieferte, wenn auch in etwas spätern Zeiten, Haser, Gerste, Roggen und Waizen. Aber auch in den frühesten Zeiten war, wie wir schon oben erwähnten, der Ackerbau den Deutschen, besonders in unserm Lande, den Ubiern nicht ganz unbekannt. War Deutschland arm an Erzeugnissen, die der Natur durch Fleiß abgewonnen werden müssen, so war es dagegen reich an Schätzen im Innern seines Bodens. Salz [58]) und Mineralwasser, die Quellen zu Spaa, im Lande der Tungern, (wenn anders Tungri das heutige Tongern im Lüttischen ist), stieg nach Plinius blasenreich empor und ihr eisenhaltiges Wasser wurde zur Reinigung des Leibes gebraucht, zur Vertreibung des Wechselfiebers und zur Linderung der Steinschmerzen. Auch bei Wiesbaden, damals Mathiacum, gab es schon das heiße Mineralwasser, das drei Tage noch nach dem Schöpfen warm blieb. Deutschland hatte auch viele Salzquellen und Ströme, die Salz führten. Die Salinen waren den Deutschen so wichtig, daß darüber die heftigsten Kriege unter ihnen entstanden. Das Eisen war auch schon aufgefunden, und wurde in hinlänglicher Menge angetroffen, nur verstand man es noch nicht gehörig zu benuzzen. [59]) Gold und Silber verschloß noch der Mutter Schoos. Tacitus scheint zweifelhaft zu seyn, ob er die Germanen bedauern oder glücklich preisen sollte, daß sie mit diesem edlen Metalle noch unbekannt waren. Er hätte unter den damaligen Verhältnissen sie unbedingt glücklich preisen sollen. Sie sind noch für jedes Land in der Kindheit seiner Kultur, das von fremden sogenannten civilisirten Nationen entdeckt wurde, aus zwei Gründen eine Veranlassung zum Verderben, aber

58) Wovon sie die Sote auf glühende Kohlen gossen und sodann wieder mit dem Kohlenstaub vermischt abschabten.

59) Man grub bloß nach solchem, das in einzelnen Nestern unter der Oberfläche gefunden wurde.

nicht zum Glück geworden. Erstlich reizten sie ihre unersättliche Gier darnach, in der sie nicht eher Befriedigung fanden, bis sie Herren des Landes wurden und dessen Bewohner die Sklavenketten angelegt hatten, dann wurden diese, bisher, wenn auch roh, doch glücklich, mit allen Gelüsten der feineren Sinnlichkeit bekannt, die sie zu den verderblichsten Ausschweifungen hinrissen. Nur dann kann die Entdeckung von Minen und Metallen zur Wohlfahrt des Landes ausschlagen, wenn dessen Bewohner mit der Civilisation gleichen Schritt halten; wenn z. B. ein Land durch eigenen Bergbau mit demselben und nicht eher bekannt wird, als es selbst schon auf einer gewissen Stufe intellectueller, politischer, religiöser und commerzieller Bildung steht, um die für es daraus entspringenden Genüsse und Vortheile höheren Zwecken unterzuordnen. Hat man das Schicksal aller früh entdeckten Länder, z. B. America vor Augen, so sollte man zu dem Glauben verleitet werden, Deutschland möchte, trotz aller seiner Kraftanstrengungen, seine Freiheit nicht gegen das übermächtige Rom behauptet haben, wenn dieses außer seiner Eroberungssucht, die doch mehr in seiner Politik lag, als bei ihm eine Leidenschaft war, noch die Gier nach solchen Schätzen nach Deutschland getrieben hätte. Wir erkennen es daher mehr als eine Sorgfalt der Vorsehung für unsere Voreltern an, daß sie noch nicht mit den Schätzen bekannt waren, die später dem Schooße ihres Landes entlockt wurden.

Darin scheint sich jedoch Tacitus jeden Falls zu irren, wenn er meint, die Germanen hätten keinen Werth auf Gold und Silber gelegt. Alle Barbaren lieben von Natur das Geld, so daß sie Münzen schätzen, deren Gebrauch sie nicht einmal kennen. Sie sammeln sie, verwahren sie und ergötzen sich an ihrem Anschauen. Die Deutschen lernten auch nicht von den Römern den Werth des Geldes kennen, die Gallier hatten sie schon viel früher damit bekannt gemacht. An Geld und Geschenken, sagt Tutor, der Gefährte des Civilis, wodurch die Germanen bestochen werden, haben die Römer mehr, und keiner ist so zum Krieg geneigt, daß er nicht um diesen Preis lieber Ruhe als Gefahr wähle. Tacit. Hist. IV. 76. Unter sich gebrauchten aber die Deutschen das Geld nicht,

sondern den Tausch. Das Eisen dagegen, welches die Deutschen kannten, lieferte ihnen gerade das, was sie zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit bedurften; das Eisen, das ihnen Waffen gab, die sie so muthig zu gebrauchen verstanden. Auf den Bergen des Harzes fand man dies einzig edle und nützliche Metall, von wo es auf das reiche Erzgebirg überging, doch mag auch Schlesien keinen Mangel daran gehabt haben.

Alle römische Schriftsteller stimmen darin überein, daß der Boden zur Viehzucht besonders gut gewesen sey. Plinius sagt, L. XVIII. 3. Die Weiden seyen vortrefflich gewesen, obgleich unter einer dünnen Rasendecke sogleich Sand war. Claudian behauptet sogar, die Bewohner des linken Rheinufers hätten ihr Vieh auf die diesseitigen Weiden geführt. Jene Geschichtschreiber sprachen aber dem Vieh die Schönheit ab. Tacitus fand wahrscheinlich das Rindvieh in Deutschland so klein, weil er es mit den großen italienischen Raçen verglich. Die Hörner mögen ihm wol im Allgemeinen, aber nicht im — Ganzen abgesprochen werden. Es gibt auch in einigen Gegenden Kühe ohne Hörner. Schweine gab es in Belgien und in Westphalen im Ueberfluß, die Schaafe waren unbekannt. Man ließ jene auch Nachts im Freien, wodurch sie sehr wild wurden. Die Schweine scheinen schon damals in Westphalen, wegen der Menge von Eichen- und Buchenwäldern zur Mastung benutzt worden zu seyn; auch Esel waren hier und da zu finden, wie denn die Römer ihrer ausdrücklich erwähnen. Besonders zog man jedoch viele Pferde, die den Deutschen nicht bloß zum Gebrauch im Kriege und anderen Zwecken dienten, sondern auch von ihnen mit Lust und Vorliebe gegessen wurden. Tacitus in seiner Germania Cap. 6. bemerkt aber von diesen Pferden (qui non forma non velocitate conspicui), weder ihre Gestalt noch ihre Geschwindigkeit ist von Bedeutung. Es versteht sich, daß sich auch wilde Pferde vorfanden; ja es sollen deren noch ganze Heerden in den Wäldern umhergelaufen seyn. Luden sagt: „wenn schon in Cäsars Zeiten acht hundert deutsche Reiter fünf tausend römische in die Flucht

8*

zu schlagen vermochten, so können sie nur auf tüchtigen Pferden gesessen haben."

An wilden Thieren aller Art, von welchen jetzt zum Theil keine Spur mehr da ist, war Deutschland damals sehr reich. Von Fischen, zum Theil von den leckersten Sorten, wimmelten, wie heutzutage noch, Flüsse, Seen und Teiche, unter Anderen der, dem Römergaumen einen so schwelgerischen Genuß bringende Multus, (Meerbarve; Rothbart.) Plinius gedenkt eines Fisches im Rheine unter dem Namen Esor, den er dem Nilwels und dem Attilus im Po zugesellt. Allem Anscheine nach ist es der Hausen. Es findet sich aber dieser Fisch nicht im Rhein, sondern in der Donau. Die Fische der Mosel beschreibt Ausonius. Man angelte, brach im Winter Löcher in das Eis und fing die herabschwimmenden Fische.

Auch die Bienenzucht war den Germanen nicht fremd, wenigstens die wilde; man fand in Deutschland äußerst große Honigscheiben. Der Name Biene kommt fast in allen Mundarten vor. An Vögeln war auch kein Mangel, die deutsche Gans war früh durch ihre köstlichen Daunen berühmt. In Rom waren diese besonders geschätzt, das Pfund kostete fünf Denarien, also etwa 1 Thlr. 8 Sgr. Es waren jedoch meistens wilde Gänse, von denen diese Daunen gewonnen wurden. Das Auerhuhn fand sich im nördlichen Deutschland vor, und vorzüglich scheinen damals schon die Krametsvögel am Niederrhein zu Haus gewesen zu seyn, deren wir uns jetzt im Bergischen in so großer Zahl, im Herbst und Frühjahr erfreuen. Auch der Hahn und das Huhn waren vor uralten Zeiten schon Hausgenossen der Germanen.

Unter den wilden Thieren, um auf diese zurückzukommen, werden einige von Plinius und Anderen genannt, die gewiß nie existirt haben, man erdichtete sie, die man außerdem im Maßstabe der Wälder und Wildnisse vergrößerte. So wurde ein Ochse in Hirschgestalt, mit einem Horn mitten auf der Stirne, höher und gerader als die Hörner aufgeführt. Dagegen gab es Auerochsen, von Cäsar Urus benannt, beinahe von der Größe eines Elephanten, an Ansehen, Farbe und Gestalt dem Stiere gleich. Stark und wild, wie

er war, konnte man seiner selten durch Gruben habhaft werden, nur todt fiel er in die Hände des kühnsten der Jäger. Wer die meisten erlegte, erlangte großen Ruhm. Die Hörner das Zeichen des Sieges, durch Gewandtheit, Kraft und Muth errungen, waren von den gewöhnlichen Ochsenhörnern sehr an Gestalt, Stärke und Weite verschieden. Man faßte den Rand in Silber ein und bediente sich ihrer statt Becher bei Festmalen. Es ist nicht entschieden, ob es in Deutschland auch Rennthiere gab.

II.

Wälder und Flüsse.

1) Der Hercynische Wald. (Hercynia sylva, Hercynius saltus, Hercynium jugum.) Mela III, 3. Caesar B. G. VI, 24. Tac. Ann. II, 45. idem Germania c. 28. 30. Plin. IV, 12. 14. Florus 1, II, 17. III, 10.

Dieser Wald war vor Allen berühmt und den Römern, wie man aus Livius sieht, schon frühe bekannt, ohne daß sie jedoch etwas Bestimmtes über dessen Anfang, Länge oder Ende wußten. Sie glaubten im Allgemeinen, er dehne sich über ganz Deutschland aus. Cäsar und Strabo nehmen an, er sey 9 Tagreisen lang und 60 Tagreisen breit und habe sich jenseit der Quellen der Donau, von der Baseler Gegend, bis nach Siebenbürgen erstreckt, so daß er gleichsam einen Gürtel von ganz Deutschland gebildet. Schon Aristoteles wußte in ihm die Quellen der Donau. Tacitus hatte nicht viel deutlichere Begriffe davon, nach ihm wurden vom Schwarzwalde an alle Waldungen, die mit der Hauptkette, dem Thüringerwalde und den böhmischen Wäldern in irgend einer Verbindung standen, so wie alle von ihnen ausgestreckte Arme mit dem allgemeinen Namen Hercynia Sylva belegt. Er befand sich also beinahe überall in Deutschland, in Rhätien und bei den Bructerern, bei den Sygambern und im nördlichen Westphalen u. s. w.

So sehr verschieden auch die Schreibart des Namens gebraucht wird, so liegt ihm stets das alte deutsche Wort Hart,

Hard, Hardt, Harz zum Grund, was dann nichts anders war als Harzwald, so daß der Hercynische eigentlich nur die generelle Benennung von den Wäldern der verschiedenen Gegenden Deutschlands ist. Diese Ansicht wurde denn auch von der neueren Erdkunde bestätigt, so daß wir nun bloß die einzelnen Namen der einzelnen Wälder kennen lernen müssen, die demselben angehören, jedoch nur solche, versteht sich, die in dem Bereiche unserer Geschichte liegen.

2) Der Teutoburgerwald. (Saltus Teutobourgiensis.) Tac. Ann. I, 60, Dio Cassius Hist. Rom. L. VI, 19. 22.

Die berühmte Freiheitsschlacht, in welcher im Jahre 9 vor der christlichen Aera, drei der tapfersten römischen Legionen, geführt von Varus, von den Deutschen unter Hermanns Anführung zernichtet wurden, hat diesem Wald in den Annalen der vaterländischen alten Geschichte die erste Stelle angewiesen. Da sich so große Erinnerungen für die spätesten Enkel demselben anreihen, und seiner doch im Tacitus und anderen alten Schriftstellern so unbestimmt und unbefriedigend erwähnt ist, und darum so große Zweifel über die Stelle, wo die deutsche Freiheitsschlacht geschlagen wurde, bis auf die neueste Zeit Statt fanden, so konnte es nicht fehlen, viele Historiker der älteren, neueren und neuesten Zeit mußten ihre angestrengtesten Bemühungen und scharfsinnigsten Nachforschungen der Ermittelung derselben widmen. Als die ausgezeichnetsten und erfolgreichsten Forschungen nennen wir die folgender Männer, denen mit Recht der Dank aller Vaterlands- und Geschichtsfreunde darum gebührt. Cluver; von Fürstenberg, in seinen Monumenta Paderbornensia; General Freiherr von Hammerstein; Fr. von Hohenhausen; Klostermeier; v. Ledebur; Reichard; Wilhelm; Barth; Tappe; Gebirgs- und Gewässer-Charte von Deutschland und den anzrenzenden Ländern von J. M. F. Schmidt 1820; das nordwestliche Deutschland von G. F. Köden 1815 u. a. m. Die ersten Nachweisungen dazu lieferten uns die oben bemerkten, Tacitus und Dio Cassius. Sie gaben zu einem Streit von 300 Jahren darüber Veranlassung, und dennoch

ist man heute damit nicht völlig im Reinen. Klostermeier in seiner fleißig und scharfsinnig abgefaßten Schrift: „Wo Hermann den Varus schlug?“ hat jedoch die Streitfrage in so weit gelößt, als sie uns gelößt werden zu können scheint. [60]) Folgendes wird das Ganze so ziemlich befriedigend darstellen. Der Teutoburgerwald war, wie schon das Wort saltus ausweißt, ein großer, weit sich ausdehnender Walddistrikt. Ein Castell, Teutoburgium benannt, gab dem Wald den Namen. Da es allem Anschein nach in der Mitte des Waldes lag, so möchte die höchste Waldkette von Bielefeld bis Dringenberg oder bis an die Diemel dafür gelten. Dem Tacitus können wir so viel entlehnen, daß der Teutoburgerwald auf der nördlichen Seite der Lippe gesucht werden muß, denn Germanicus befand sich nach den ausdrücklichen Worten des römischen Geschichtschreibers zwischen diesem Fluß und der Ems, als er im 14. Jahr p. C. die Leichenfeier der, seit der varianischen Niederlage, noch unbegraben liegenden Legionen veranstaltete. Dasselbe beweisen auch die in der neuesten Zeit angestellten Nachforschungen. Der Teutoburgerwald erstreckte sich demnach östlich von Paderborn genau in nordwestlicher Richtung bis in die Nähe von Osnabrück. Der Punkt, wo die dreitägige Schlacht vorfiel, wird nie ermittelt werden. Clostermeiers Angabe des Rückzugs des Varus allein scheint den sichern Ausweg anzubieten, so daß er auf Reme hinweis't. Das zwischen inne liegende Terrain ist überall von solcher Beschaffenheit, daß die Beschreibung des Tacitus auf den ganzen Raum paßt, der ein Dreieck einnimmt, dessen Basis die Weser von Einmündung der Werre bis zur Emmer bildet, dessen Scheitelpunkt zwischen Ems- und Lippe-Quelle an den Fuß des Osning-Gebirges fällt. Innerhalb dieses Raumes haben wir nothwendig jene 3tägige Schlacht zu suchen. Doch auch hier gewinnt Clostermeiers nähere Bestimmung der eigentlichen Rückzuglinie die größte

---

60) August von Werselbe in seinem geistreichen Werk: „die Völker und Völkerbündnisse des alten Deutschlands“ gibt eine vollständige Nachweise aller Schriften und Meinungen über diesen Gegenstand, so wie seine eigene Ansicht.

Wahrscheinlichkeit. Ohne daß wir die Akten über diesen Gegenstand als völlig geschlossen ansehen wollen, so sind wir doch der Meinung, daß in der Hauptsache nicht viel neues Bedeutendes mehr darüber ermittelt werden dürfte, und unsere Leser sich mit dem oben Mitgetheilten recht wol, ohne etwas zu wagen, begnügen können. Luden bemerkt in seiner mehr allegirten Geschichte des deutschen Volks, Th. 1. Anm. 28. zum 2. Bd. 5. Cap.: „Schon vor zwanzig Jahren ward ich an Ort und Stelle überzeuget, daß man die Lagerplätze und das eigentliche Schlachtfeld nie als auf eine solche Weise werde bestimmen können, daß kein Zweifel übrig bleibe. Die neuesten Untersuchungen haben mich in dieser Ueberzeugung bestärkt, ich verweise — instar omnium — auf Clostermeier, der weitere Auskunft gibt über Alles, was in dieser Hinsicht geschehen ist. Uebrigens hat mein Schmerz über diese Ungewißheit, ich gestehe es, seine Grenzen. Die Griechen kannten die Oerter genau, wo Leonidas gefallen war, und wo Themistokles, Pausanias, Aristides gesiegt haben. Was hat diese Kenntniß ihnen geholfen? Es kommt lediglich auf das an, was in uns ist.

3) Der Cäsiawald. (Silva Caesia.) Tacit. Ann. 1, 50.

Dieser durch die Heerzüge von Drusus und Germanicus geschichtlich wichtig gewordene Wald, von dem wahrscheinlich der Häserwald und die Baumberge bei Cösfeld Ueberbleibsel sind, und diese Stadt selbst ihre Namen haben mag, lag im Lande der Bructerer und zwar in dem Theil des heutigen Münsterschen, nordöstlich von Wesel, östlich vom Rhein, südlich von der Quelle der Vechte, westlich von der Ems, nördlich von der Lippe. Diese angegebene Lage des Cäsia-Waldes beweis't sich aus jenen Heerzügen selber, die immer von Vetera Castra Statt fanden und deutet auf die Linie hin, wo wir den so häufig betretenen Heerweg finden, der bis auf den heutigen Tag die Hauptverbindung zwischen Niederrhein und Westphalen bildet. Diese große Straße führt über Cösfeld.

Flüsse.

Der Rhein (Rhenus), dessen ganze Deutschheit wir mit Recht gegen die nun hoffentlich bald verjährte fixe Idee der Franzosen in Anspruch nehmen. Der Name Rhein ist eben so ächt deutsch, und ohne Zweifel erhielt ihn dieser vaterländische Strom von seinem flüchtigen Laufe, von rinnen, weßwegen er auch oft in den ältesten deutschen Urkunden nur schlechtweg Rin genannt wird.

Die Sieg — im Mittelalter Segum, Sega, Segaha wird, worüber man sich nicht genug verwundern kann, von den römischen Schriftstellern eben so wenig als die Ruhr genannt. Auch die Lahn übergehen sie mit Stillschweigen.

Die Lippe (Luppia) wird von ihnen desto öfter erwähnt. Strabo irrt sich auf eine unbegreiflich Art, daß er sie in den nördlichen Ocean fallen läßt. Ueber den Lauf der Lippe waren die alten Geographen sehr genau unterrichtet, da die Römer durch ihre häufigen Heerzüge immer in der Richtung auf beiden Ufern des Flusses, wo sie auch befestigte Heerwege angelegt hatten, diesen Fluß nothwendig mehr als jeden anderen mußten kennen lernen.

Das Flüßchen Alme, das sich bei Neuhaus mit der Lippe vereinigt, ist der Elison des Dio Cassius, die Emse Amisia, Weser Visurgia u. a. m.

III.

Der Mensch.

Tacitus sagt im 4. Kapitel d. G. unter Anderem von den Deutschen: „So stark auch die Zahl derselben ist, so sind sie doch einander alle gleich an Gestalt. Alle besitzen trotzige, blaue Augen, blondes (röthlich gelbes, rutilus) Haar, große und nur zum Angriff tüchtige Körper. Sie halten nicht geduldig in Anstrengungen und Arbeit aus; am wenigsten vermögen sie Hitze und Durst zu ertragen; an Kälte und Hunger gewöhnte sie Clima und Boden.

Das Merkwürdigste in Deutschland waren unstreitig seine Bewohner. Welche Folgerungen Tacitus aus ihrer Aehn-

lichkeit, in Bezug auf ihre Unvermischtheit und ihren Urstand zog, ist oben nachgewiesen und erörtert worden. Die trotzigen, blauen Augen machten sie den Römern besonders interessant, indem alle ihre Geschichtschreiber sie anführen. Horaz nennt sie in Lib. XVI. caerulea puber (die bläuliche Jugend). Ausonius sagt von der Bissula, einer schwäbischen Jungfrau, sie habe ein deutsches Gesicht, d. h. blaue Augen und gelbe Haare; oculos caeruleos, flavas comas. Auson. in Edyllis de Bissula. Plutarch (Marius 113.) führt von den Cimbern an, daß sie wegen ihrer großen Leiber und der blauen Augen für ein germanisches Volk gehalten würden.

Ariovists Heermänner übertrafen nach Gellius N. A. VIII, 4. an Größe die größten Männer. Das Weib war dem Manne beinahe an Größe gleich. Das röthlich gelbe Haar der Deutschen fand so viel Beifall in Rom, daß es oft dahin verkauft wurde, um den Römerinnen zu Perücken zu dienen. Die gelben Haare wurden übrigens bei vielen Völkern für eine Schönheit gehalten; die griechischen Dichter schmückten damit ihre Jungfrauen. Auch die Deutschen selber hielten viel darauf, und wem es die Natur versagte, der suchte es durch Kunst zu ersetzen. Man bediente sich dazu einer Salbe von Talch und Asche, am meisten aus Buchenasche und Ziegelmehl, deren man eine dicke und eine flüßige Art hatte; die erste war in Küchelchen geformt. Aus Gallien (also waren auch schon gallische Moden in Germanien beliebt —) kam der Gebrauch, sie mit Seife zu röthen, mehr bei den Männern als bei den Frauen. Die Haare waren überhaupt ein Gegenstand besonderer Sorgfalt. Die Sueven strichen sie zurück von der Stirn gegen den Scheitel, banden sie in einen Schopf, der kammartig gleich Hörnern empor stand, dick wie die volle Mähne eines Rosses. So ging bei ihnen alt und jung, nur der Unfreie nicht. Die Heerführer rüsteten es noch mehr aus, um Furcht zu erregen. Man trug einen mäßigen Bart; Manche schoren ihn, Andere trugen einen Knebelbart. Abgeschornes Haar war ein Zeichen der Unterwürfigkeit.

Wenn die Deutschen die Bewunderung der Römer durch ihre Körperkraft und Größe erregten, die sie oft übertrieben,

so war jedoch ihr Geist größer als ihre Leiber, eine Seele war ihnen eigen, die nur der Freiheit ergeben, den Tod verachtete. Warum ihre Gestalt nur zum Angriff taugte, wie Tacitus sagt, daß sie zwar Arbeiten und Anstrengungen ertrügen nicht aber Hitze oder Durst, ist nicht leicht zu erklären. Ihre Kämpfe mit den Römern und ihre Ausdauer in Vertheidigung bei den Anfällen derselben zeugen für das Gegentheil. Ihre Aehnlichkeit unter einander ist dagegen in der Natur der Sache gegründet, denn man findet das Gleiche bei allen Völkern im rohen Zustande. Zur Verschiedenheit der Gesichtszüge trägt, wie der berühmte Alexander von Humbold in seiner Voyage Th. 1, S. 468 bemerkt, überhaupt die intellectuelle Kultur am meisten bei, unter noch barbarischen Völkern gibt es mehr eine Stamm- oder Horden-Physionomie als eine besondere, den Einzelnen eigenthümliche. Vergleicht man die Hausthiere mit denen, die in Wäldern leben, so glaubt man dieselbe Bemerkung zu machen. Bei den Chaymas (in Südamerica) hat man bei erwachsenen Personen oft Mühe, die Söhne von den Vätern zu unterscheiden und nicht ein Geschlecht mit dem andern zu verwechseln. Auch die Absonderung in Stämme, die sich feindselig verfolgen, trägt dazu bei, diesen Charakter zu erhalten. Man überzeugt sich auch leicht durch den Anblick von Soldatenschaaren, die aus den Bewohnern einer und derselben Landschaft zusammengesetzt sind, von der Wahrheit dieser Bemerkung; die Aehnlichkeit der Züge und des ganzen Baues ist so groß, daß man kaum den Einzelnen unterscheiden kann.

IV.

Die bürgerliche Gesellschaft.

Die Deutschen waren Jäger, sie waren Krieger und Hirten. Reicht die Jagd nicht mehr hin, die Bewohner eines Landes zu nähren, so wenden sie sich zur Viehzucht. Gleichwie der Jäger mit allen Thieren Krieg führt, so übersieht er dabei nicht, ihrer zur rechten Zeit zu schonen, weil er durch ihre gänzliche Vertilgung oder zu große Verminde-

rung seine Existenz gefährden würde. Dies hat einen unmerklichen Einfluß auf seine Sitten und führt ihn zum Nachdenken. Der Ackerbau mußte daraus entspringen, aus dessen Schooß weiter alle Künste, die Verfeinerung der Sitten, die Aufklärung des Verstandes, das Eigenthum und die darauf begründete bürgerliche Verfassung ihren Ursprung entnehmen und sich die Bevölkerung zusehends hebt. Sie lernten den Ackerbau, scheint es, nicht lange vor Cäsar kennen. Dieser sagte noch von ihnen: „Sie wenden keinen Fleiß auf den Ackerbau, ihre Nahrung besteht meist in Milch, Käse, Fleisch. Keiner hat eine bestimmte Morgengabe an Feldern oder eignen Grenzen u. s. w." Caesar de bello Gall. 6. Unser Möser beweis't in seiner Osnabr. G. Th. 1, S. 7. daß man in den Städten Niederdeutschlands Spuren und Nachrichten von allgemeinen Grundzinsen findet, welche bekunden, daß der Boden frühe seinen eignen Herrn hatte. Daraus schon, aber noch aus zwei Gründen treten wir der Meinung derer bei, die behaupten, daß sie zur Zeit des Tacitus wenigstens, wahrscheinlich aber noch früher, den Ackerbau als Hauptbeschäftigung trieben.

Der erste dieser Gründe ist der hohe Grad von Bevölkerung an und nicht weit von beiden Flüssen. Man erinnere sich, daß die Römer über hundert Jahr lang den mäßigen Strich zwischen dem Unterrhein und der Weser zu bezwingen suchten und nicht konnten, ob sie gleich mehr Macht hatten, als sie sonst brauchten, um Königreiche zu erobern. Jeder Fußbreit Landes wurde ihnen streitig gemacht, und überall stießen die Römer auf neue Völker. So vertheidigen sich aber nicht Hirten und Jäger, denen nie an der Behauptung des Bodens etwas liegt. Diese ziehen sich stets vor dem Feinde zurück, bis sie wieder aus seinem Bereiche sind. Nur ein Volk, das schon Wohnsitze und bebaute Fluren besitzt, sucht durch standhafte Behauptung derselben sich seinen Unterhalt sein ganzes Fortbestehen zu erhalten.

Der zweite Grund für jene Behauptung ist in einer Erzählung des Tacitus, An. XIII, 54. enthalten. Er sagt nämlich in dieser Stelle, daß die Römer eine gewisse Gegend am Niederrhein kaum verlassen hatten, als die Friesen ka-

men, sie in Besitz zu nehmen und sie besäeten. Die Geschwindigkeit der Friesen aber, sich gleich nach dem Abzuge der Römer hier niederzulassen und den Acker zu bestellen, verräth ein Volk, dem Ackerbau völlig bekannt war. Endlich führt Plinius XVII, 4. namentlich von den ersten Bewohnern des Bergischen an: „die Ubier bereiteten ihr fruchtbares Land schon künstlich indem sie es drei Fuß tief ausgruben und den Bodensatz einen Schuh hoch aufschütteten, also eine Art von Rigolen, oder der in unserm Lande noch gebräuchlichen Rasen-Plaggen-Düngung. (Ubium gentium solum novimus, qui fertilissimum agrum colentes, quacunque terra infra tres pedes effossa et pedali crassitudine injecta laetificent.) Die verächtlichen Nachweisungen, welche die Römer von dem Ackerbau in diesen Ländern geben, scheinen hauptsächlich daher zu rühren, daß sie, zu sehr an die vollkommene Cultur in Italien gewöhnt, den Ackerbau in Germanien nur als elende Versuche roher Anfänger ansehen mußten. [61]) Nehmen wir nun Alles dies an, so entspringt hieraus ein großer Beweis, daß die Deutschen jener und der früheren Zeit weit davon entfernt waren, Wilde, denen ähnlich gewesen zu seyn, wie man deren in andern Welttheilen fand. Sie waren gewiß keine wandernde Horden, man fand sie überall wenn auch einfach doch gut gekleidet und bewaffnet (m. s. weiter unten) und keine Spur verräth bei ihnen jene abscheuliche Sitte alter wilder Völker, den Leib und selbst das Angesicht zu tätowiren. [62]) Daß es auch unter

---

61) Man vergl. zur Unterstützung dieser Ansicht das 4. und 5. Heft des Magazins für Westphalen von 1798. Der Verfasser einer trefflichen Abhandlung über diesen Gegenstand sucht darin nachzuweisen, daß die Deutschen zu Tacitus Zeiten nicht allein schon Landeigenthum hatten, sondern auch ihr Ackerbau schon sehr ausgebildet war. Er fußt besonders darauf, daß die zahlreichen Heere, welche die Deutschen den Römern entgegenstellten, einen beträchtlichen Getreidevorrath nöthig gehabt, und nicht vom Ertrage der Jagd, oder von Fleisch oder der Milch der Heerden hätten bestehen können; ferner weil der Boden und das Clima, z. B. von Westphalen, sich für das Hirtenleben nicht schicke u. a. m.

62) Fr. Schlegel in seinen Vorlesungen über die neuere Geschichte S. 32 sagt: „Man schildert die alten Deutschen nur allzugewöhnlich

den Deutschen Nomadenstämme gegeben habe, daß einzelne Stämme auch, noch ohne feste Wohnsitze, sich solche in entfernten Gegenden suchten, auch neue Ansiedlungen zu Stande kamen, beweis't nichts dagegen, denn es geschah Jenes nur im Andrange der Uebervölkerung im Distrikte da, wo der Ackerbau noch nicht genug im Gange war, um sie zu ernähren. Daß übrigens die alten Schriftsteller die Meinung hatten, daß die Deutschen vor andern Völkern zum Umherziehen und Auswandern geneigt gewesen, unterliegt keinem Zweifel, aber sie hatten keine Beweise dafür. Wo man sie trifft, im Süden oder Westen, traf man sie mit den Waffen in der Hand, denn da hatten sie Feinde zu bekämpfen, deßwegen zogen sie dahin.

Die Deutschen trieben jedoch den Ackerbau nicht so, daß ein Familienvater den Acker selbst bestellt hätte, daran verhinderte sie immer noch ihr großer Hang zur Jagd und nach dieser die Ruhe auf der Bärenhaut. „Je stärker und kriegerischer Einer ist," sagt Tacitus, „desto weniger arbeitet er. Die Sorge für sein Hauswesen und die Bestellung der Felder überläßt er den Weibern, den Alten und den Schwächsten im Hause. Er bringt die Zeit mit Nichtsthun, Schlafen, Essen, Trinken und Jagen zu." Es ist diese Angabe des Tacitus in der Natur der Sache gegründet, aber kein Vorwurf für die Deutschen. Mit was hätten sie sich in der Zeit der Ruhe beschäftigen sollen? mit Wissenschaften, Künsten und den Freuden der höheren Geselligkeit konnten sie es nicht. Ihre Lust war Krieg. Auf diesen und die Jagd war ihre

---

als völlige Wilde. Einige vielgelesene Schriftsteller vergleichen sie besonders gern mit den americanischen, mit jenen Wilden, die bei der ersten Entdeckung des neuen Welttheils nicht einmal den Gebrauch des Eisens kannten, von denen mehre Stämme Menschenfresser waren und es noch sind, mehre andere in jeder Rücksicht auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Natur, an der äußersten Grenze der Thierheit stehen. Solche falsche Vergleichungen und übertriebene Schilderungen entstehen, wenn die Geschichtschreiber von vorgefaßten Meinungen ausgehen, besonders aber aus dem Mangel an richtigen Begriffen. An bestimmten Begriffen über Bildung und Wildheit hat es in diesem Falle ganz besonders gefehlt.

ganze Einrichtung berechnet, im Kriege hatten sie volle Thätigkeit, im Frieden nicht. Sie stellten während des Friedens keine kriegerischen Uebungen an, die Jagden ersetzten diese, und brachten ihnen Unterhalt. Waren sie also ermüdet, so durften sie wol auch ruhen. Viel Umgang konnten die Familien nicht mit einander pflegen, denn die Besitzer von Häusern und Gütern wohnten zerstreut im Lande umher, einzeln und isolirt. Mitten im Eigenthum hatte jeder seine Wohnung. Tacitus sagt, „die Germanen bewohnen keine Städte; sie leiden nicht einmal aneinander stehende Häuser [63]); eben so wenig legen sie Dörfer nach unserer Art an. Nicht einmal der Bruchsteine oder Ziegel bedienen sie sich, und der Stoff, aus dem sie das ganze Gebäude aufführen, ist roh und bietet kein anziehendes Aeußeres dar.“ In einem großen Theil des heutigen Westphalen und des Niederrheins findet man diese Einrichtungen, wo die Gutsbesitzer noch so isolirt auf ihrem Eigenthum leben. Die Angaben des Tacitus sind völlig begründet, und vergebens mühten sich einige Schriftsteller der neueren Zeit ab, den Deutschen Städte und geregelte Dörfer anzudichten. Es gehört diese anzunehmen schon ein hoher Grad von Civilisation und Handelsverkehr dazu. Am Rhein und an der Donau finden sich freilich Städte und Dörfer, da hatten aber die Römer festen Fuß gefaßt, und diese waren die Urheber davon. Solche römische festen Anlagen erschienen den Deutschen als Anlagen wider die gemeine Freiheit, als Zuchthäuser, in denen ihr unbezwinglicher Muth, gleich dem Grimm eines eingesperrten Bären, sich allmählig selbst verzehren sollte. Solche aneinander hängende Ortschaften haben daher alle kein hohes Alterthum, und es folgt

---

93) junctas sedes Cap. 16. Aneinander hängende Häuser konnten den Aufenthalt des Feindes begünstigen. Dem steht auch nicht entgegen, wenn wir z. B. in der Geschichte lesen, daß Segest von Hermann belagert wurde. Es mag dies eine einzelne feste Stelle von wenig Bedeutung gewesen seyn. Wir wissen auch, daß Marbod eine feste Residenz hatte, allein diese lag nicht in unserem Lande, so wenig wie die Hauptstadt der Chatten Mattiacum, die Germanicus verbrannte, und deren Entstehung wol auch mehr der früheren Verbindung mit den Römern angehört.

hieraus, daß die Geschichte der Länderstriche, die von ihrer Entstehung Daseyn und Namen erhalten, nicht sehr ins Alterthum zurückgehen können. Auch verlieren aus diesem Grunde die heutigen Länder ihre jetzigen Grenzen und Namen, sobald man über den bekannten Ursprung der Städte und Dörfer hinaus geht, und Alles vermischt sich in einer dunkeln Ferne, wenn man in die Zeiten aufsteigt, wo die Deutschen mit den Römern noch keine Kriege führten.

Im zwanzigsten Kapitel führt Tacitus Folgendes an: „Die Kinder jeder Familie (im ganzen Hause) wachsen in nackter, schmutziger Dürftigkeit zu dem Gliederbau, zu den Körpern empor, die wir anstaunen. Denn von den eigenen Mutter-Brüsten werden sie gesäugt und nicht der Dienerinnen und Ammen leichtsinnigen Pflege vertraut. Die Kinder des Eingehörigen oder Leibeigenen durch keine feinere Erziehung unterschieden, [64]) tummeln sich, Einer wie der Andere, unter den Hausthieren auf dem Boden umher, bis die Freigebornen, durch das Jünglingsalter von den andern getrennt, durch angestammte Tapferkeit beweisen, daß sie edler Geburt seyen. Spät werden die Jünglinge mit der Wollust bekannt, daher ist ihre Manneskraft noch unerschöpft. [65]) Auch die Jungfrauen werden nicht übereilt, gleich sich an Jahren, an Aufwuchs ähnlich, verbinden sie sich, und der Eltern Stärke lebt in den Kindern wieder auf. Die Schwestersöhne finden an des Oheims Brust dieselbe Stelle, die sie an dem Herzen des Vaters einnehmen. Ja Einige halten dies Blutband für heiliger noch und enger, und ziehen es bei der Stellung von Geißeln vor, als sey es eine festere Bürgschaft der Treue und das Band eines weiteren Familienkreises. Die Kinder sind die Erben des Vaters und es gibt keine Vermächtnißurkunden bei ihnen. Sind keine Kinder da, so rückt der nächste Grad in den Besitz, Brüder und Oheim von Vater und Mutter her. Je mehr Blutsverwandte da sind, je größer die Zahl der Verschwägerten ist, desto freudenvoller ist das Alter. Die Kinderlosigkeit belohnt kein

64) Nullis educationis deliciis.
65) inexhausta pubertas.

Vortheil. Tacitus übergeht die Gegenstände des Erbrechtes mit Stillschweigen; diese sind jedoch leicht aus dem damaligen Standpunkte der häuslichen Einrichtungen zu entnehmen. Der Grundboden war auf jeden Fall das, was den alten Deutschen am meisten anlag; nächstdem die Erzeugnisse desselben, Viehstand und Ackergeräthe. Da ihnen die Blutsbande so heilig waren, so mußte es auch für jeden Haus- und Familienvater eine der ersten Pflichten seyn und seine Gefühle am meisten ansprechen, daß seine Güter auf jene Blutsverwandte fiel. Da Jeder wußte, daß die Rechte dies so wollten, so bedurfte es auch keiner deßfallsigen Verfügung. Demgemäß versteht es sich von selbst, wenn es auch Tacitus nicht ausdrücklich erwähnte, daß die Kinder die ersten Erben waren. Bei den Tenkterern (die Altbergischen) war der älteste Sohn der Alleinerbe, nur die Rosse erhielt der tüchtigste Krieger unter den Brüdern. Tacitus 32 sagt: excipit filius, non, ut cetera, maximus natu, sed prout ferox bello et melior.

Nach diesem nennt er gleich die Brüder. Sollte hier nicht eine Lücke seyn? sollte nicht vor den Brüdern Enkel, wenn sie da waren, und namentlich Eltern unter derselben Voraussetzung als Erben in den Besitz eintreten?

Es ist Thatsache, daß noch mehre Jahrhunderte nach Tacitus Zeit Enkel wenigstens nicht neben den Geschwistern ihre Eltern erben ließen, wovon der Grund vielleicht darin zu suchen ist, daß Kinder, die verheurathet waren und selbst Kinder hatten, schon mehr von ihren Eltern bei Lebzeiten erhalten haben mochten, als andere Kinder derselben Eltern. Waren aber Enkel allein vorhanden, so erbten diese doch vor den Brüdern. Tacitus erwähnt dies wahrscheinlich darum nicht, weil er nicht aufs Einzelne eingeht. Aber auch die Großeltern wurden übergangen. Vermuthlich lag die Ursache darin, daß die Deutschen, freilich eine bloße Wahrscheinlichkeit, als Gewißheit annahmen, daß die Aeltern vor den Jüngern aus diesem Leben scheiden.

Aus diesem Wenigen, was ohnehin mehr Hypothese als Gewißheit ist, geht um so eher hervor, wie kümmerlich das Uebrige ausfallen müsse, was man über die Handhabung des Rechtes in anderen Fällen zu sagen habe. In der Zeit, die

uns Tacitus nachweis't, muß man vorsichtig von den Verfügungen der späteren Zeit abstrahiren, wo mit der Zunahme der Kultur natürlich auch neue Rechtssätze aufgestellt und in Ausführung gebracht wurden. In jener Zeit aber, wo Alles noch so einfach in Deutschland gestaltet war, konnten sich auch nur solche Gesetze oder vielmehr Gewohnheitsrechte darstellen, wie man ihrer für die nächsten Angelegenheiten der einzelnen Familien bedurfte. [66])

Die Alten kennen zwei Arten von Knechten in Deutschland; die Eine, gleich den römischen Sklaven, wurden als Waare angesehen, und demgemäß behandelt. Tacitus gibt Folgendes als die Entstehung dieser Knechtschaft an. „Sie spielten, die freien Deutschen," sagt er, „so leidenschaftlich, verwegen und halsstarrig mit Würfeln, daß sie, Alles aufs Spiel setzend, auch Leben und Freiheit auf einen Wurf wagten." [67])

Ueber die zweite Art theilt er Nachstehendes mit:

„Sie gebrauchen diese Knechte nicht nach römischer Weise. Ein Jeder hat seinen Wohnsitz und Heerd. Der Herr fodert von ihm einen Theil der Früchte, oder des Viehes, oder der Arbeit. Soweit gehorcht der Knecht. Die Geschäfte des Hauses besorgen Weib und Kinder. Selten wird ein Knecht geschlagen oder in Fesseln gelegt. Zuweilen wird wol einer getödtet, aber nicht der Zucht und Strenge wegen, sondern wie ein Feind im Zorn und in der Aufwallung. Und das wird nicht bestraft." Was diese Knechte waren, bedarf kaum einer Erläuterung; sie waren nichts anders, als Hintersassen auf dem Gute eines großen Gutsherrn. Dies geht auch noch aus Folgendem hervor. Zwischen der Lebensart der Herren und Knechte scheint kein großer Unterschied gewesen zu seyn, was man besonders aus der menschlichen Behandlung ersieht,

---

66) Berck, Geschichte der Westphäl. Fehmgerichte. S. 21. Ferner Münstersche Geschichte 1. Th. S. 18. §. 6.

67) Eine ähnliche Spielsucht oder Spielraserei war auch dem Hunnen eigen. Carver erzählt in seinen Reisen in die inneren Gegenden von Nordamerica von den Westindiern: Sie verspielen ohne Fluchen oder Murren, Waffen, Kleider und alle Habseligkeiten.

die Letzteren widerfuhr. Der Knecht hatte seine eigene Wohnung und Haushaltung wie der Herr, nur daß er ein Gewisses an Getreide, Vieh und Kleidungsstücken an den Grundherrn abzugeben schuldig war. Selbst die Kriegsgefangenen hatten bei den Deutschen im Allgemeinen kein härteres Schicksal, ungeachtet die ihrigen bei den Römern aufs Unmenschlichste behandelt wurden. Rom machte sogar Fechter aus ihnen, die sich entweder im öffentlichen Kampfe tödten, oder wilden Thieren ihr Leben preis geben mußten, oder man warf sie diesen gar wehrlos vor.

Solche große Gutsbesitzer oder Eigenthümer hießen Adelinge oder Edelinge, welches Wort Gutsbesitzer zu bedeuten scheint, während die kleinern Eigenthümer, die auf ihren ererbten oder erworbenen Erdschollen lebten, Frilinge, freie Männer, Keinem pflichtig waren. Tacitus nennt diese zwei Klassen nobiles und ingenui. An das erste Wort darf man sich nicht stoßen, da es gewöhnlich Adelich, Edeler übersetzt wird, und eben so wenig an dem andern zu fest halten. Nimmt man beide Wörter im Sinne der Römer, so gewinnt man einen ganz falschen Begriff. Der wahre Sinn derselben drückt, der Natur und den damaligen Verhältnissen gemäß nur obige Erläuterungen aus. Beide Classen bestanden aus freien, an Rechten gleichen Menschen, deren Unterschied in der Benennung nur auf dem Mehr oder Weniger der Besitzungen begründet war. Die deutschen Benennungen Adelinge und Frilinge erscheinen übrigens viel später.

Haben wir bisher eine Nachweisung über das Einzelne der Besitzthümer der Deutschen gegeben, so thun wir nun einen Schritt weiter, um sie näher in den staatsrechtlichen Verhältnissen kennen zu lernen.

Die größeren und kleineren Besitzthümer bildeten in einem, ziemlich lockeren, Verein die Gemeinden. Mehre derselben kann man unter dem Namen von Marken begreifen.

Unser Möser Th. 1, S. 13 der Osnabr. Gesch. sagt hierüber Nachstehendes.

Die gemeinschaftliche Nutzung eines Waldes, Weidegrundes, Moores oder Gebirges, wovon ein Jeder seinen Antheil nicht im Zaune haben konnte, vereinigte dem An-

scheine nach zuerst ihrer Einige in unseren Gegenden (Westphalen). Wir nennen dergleichen gemeinschaftliche Reviere Marken; und Markgenossen waren vielleicht die ersten Völker, da wo man sich einzeln anbaute u. s. w.

Die Staatsgesellschaft erheischt aber noch engere Verbindung unter den Menschen. Zur Erhaltung des Friedens, der Sicherheit, für Schutz und Trutz, mußten die sämmtlichen Grundbesitzer wieder in einem engeren Verbande mit einander stehen. Eine solche Gesellschaft hieß Gau [68]). Wann diese Gauen entstanden sind, überschreitet die Grenze unseres Wissens. Es ist ungewiß, ob die Gemeinden in Gaue traten, oder ob erstere aus den letzteren entsprangen. Eben so wenig ist zu bestimmen, wie viel Gaue es gegeben haben möge. Nur die freien Grundeigenthümer waren Gaugenossen. Sie bildeten in ihrer Gesammtheit die Volksgemeinde, worin alle gleiche Rechte hatten.

Da es von jeher ein Hauptzug im Charakter der Deutschen war, sich Gleichheit und Unabhängigkeit zu bewahren, so war ihre erste staatsrechtliche Einrichtung mehr die eines Freistaates als einer Alleinherrschaft.

Wahrscheinlich hatte in ihren frühesten Zeiten bei ihren Versammlungen der Aelteste den Vorsitz. Daraus entstand vermuthlich der Name Graue, Graven, Grafen. Tacitus hat natürlich diesen Namen nicht. Er spricht Cap. 7. von Königen und Fürsten. Sie nahmen sie aus dem Adel. Es gab aber sicher bei den ältesten Deutschen keine Könige im eigentlichen Sinne des Wortes. [69]) Vorsteher, wie oben be-

---

68) Gewässer, Anhöhen, Schneeschmelzen bestimmten die Gränzen der Gaue; man benannte sie nach Bergen, Wäldern, Völkern, den Namen der Volksbeherrscher. Die vielen Volksnamen sind offenbar zum Theil nur Benennungen der Gauleute, weßhalb sie so unbestimmt und vorübergehend erscheinen. Barth, Urgeschichte Th. 2. S. 379.

69) Nach Cäsar B. G. L. VI. c. 22 u. 23. scheinen die Könige, die er **principes** nennt, eine fortdauernde, die Heerführer (**magistratus**)

merkt wurde, gab es, und es auch keinen Adel gab, so wurden jene nur anfänglich aus den Aeltesten, später den Verständigsten und Einflußreichsten, zuletzt aus den Familien genommen (Adel), die sich vor Anderen durch ihren Reichthum und ihr Ansehen auszeichneten. Tacitus scheint mit dieser Benennung selbst nicht mit sich einig gewesen zu seyn, denn er sagt ferner im 7. Cap.: die Heerführer nahmen sie aus den Tapfersten."

Im Kriege gerade hätten aber bei einem so kriegerischen Volke die Könige an der Spitze stehen sollen. Wir können dessenungeachtet zugeben, daß in einer oder andern Gegend Deutschlands die Macht und das Ansehen solcher Graven größer war und sich dem königlichen näherte.

Der eine Zeitlang mit Erbitterung geführte Streit, ob Deutschland damals schon einen Adel gehabt habe, ist nach dem bisher Angeführten ziemlich leicht zu entscheiden. Der Geburt, dem Ansehen und Vermögen nach, gab es einen Adel, der in der Sache selbst begründet lag, aber einen eigenen, mit Vorrechten begabten Stand des Adels gab es nicht, da noch kein Unterschied der Rechte bestand. [70])

---

eine temporäre Gewalt gehabt zu haben. In pace nullus est communis magistratus, sed principes regionum atque pagorum inter suos jus dicunt, controversias minuunt.

70) Barth alleg. Werk S. 391 bemerkt über diesen Gegenstand Folgendes:

Unter diesem Adel dürfen wir uns nicht jenes edelmännische Wesen vorstellen, in dem schlechten Treiben des Mittelalters erzeugt, als der natürliche Menschensinn in dem Pfuhle der Selbstsucht vermodert und für die höhere Menschenwürde noch kein neuer aufgekeimt war.

Nicht eine Kaste, die König und Volk dort in verkleidetem, hier in offenem Widerstand entgegensteht, Beide gegen einander zu treiben versucht, um Beiden Vortheile abzulauern, welche dem Regenten nur bedingten Gehorsam zugestand, unbedingte Lasten allein zu tragen und klüglich beide Theile zu bereden wußte — es geschehe, es sey zu ihrem Besten. Nicht wer das Wenigste — wer das Meiste leistete, war von alt-deutschem Adel. . . Das Wort Adel, selbst in der älteren Sprachweise: Adal, Aethelo, heißt: das väterliche Geschlecht, ein berühmtes Geschlecht, nicht ein bevorzugtes, ein privi-

Die Gleichheit des Volkes bekundete sich in den öffentlichen Versammlungen und Berathungen. Der Graf als Vorstand trug vor, dann nahm Jeder in der Versammlung Antheil an den Verhandlungen. Das Mißfallen sprach sich durch Murren, der Beifall durch das Geräusch der zusammengeschlagenen Waffen aus. Alle Beschlüsse und Gesetze wurden in dieser Weise in offener Versammlung ausgesprochen. Nicht bloß über Krieg und Frieden, über Gegenstände der inneren Ruhe und des gemeinen Wesens verfügte man auf solche Art, sondern die Volksgemeinde bildete auch einen Gerichtshof, in peinlicher Frage über Leben und Tod eines Angeklagten. Denn die ganze Gemeinde glaubte sich berechtigt, Einem ihres Gleichen das Leben absprechen zu können.

Die Strafen im Allgemeinen zur Verhütung einer Verletzung fremden Eigenthums bestanden wol in nichts Anderem, als daß man dem Räuber das Entwendete wieder abnahm, oder ihm den Schadenersatz auflegte. Strafen, die bloß auf Erhaltung gingen, konnten nicht auf Leib und Leben gehen, denn selbst der Mörder konnte nach Tacitus Zeugniß (Germ. 21.) sein Blut und seinen Leib mit etlichen Stücken Vieh lösen.

Die Grafen waren auch mit dem Vollzug der Gesetze und Beschlüsse beauftragt. Sie erhielten ferner von fremden Völkern Geschenke, aber auch von ihrem Stamme Unterstützungen. Es scheint, daß solcher Grafen in jedem Gaue mehre waren. Mit dem späteren Entstehen der Könige (unter den Franken) standen sie unter diesen als Vasallen.

Der Gau scheint ferner wegen militairischer Ordnung in Kreise eingetheilt gewesen zu seyn, von welchen jeder hundert Grundeigenthümer in sich schloß, die allem Anscheine nach

---

legirtes. Eben das sagt das römische Wort, durch welches wir das Daseyn eines Adels im alten Deutschland kennen lernen. Und wer möchte solchen Adel aus der Geschichte verdrängen wollen, der aus Thaten erwachsen, in Thatkraft und Aufopferung für gemeines Wohl voranging?

Man vergl. von den Berken Beiträge zur Geschichte des Westphäl. Adels. 1804.

wieder zu zehn eingetheilt wurden und die Zehente hießen. Diese Eintheilung des Landes hatte mit der Markgenossenschaft nichts gemein, die durch sie hindurch lief. Dem Hunderte stand wieder ein Obmann und so einer den Zehenten vor. Diese Obmänner waren die Richter der Gemeinen in ihren Kreisen.

Da solche öffentliche Volksversammlungen gewöhnlich mit Schmauß und Gelag geschlossen wurden, so drückt sich der darüber verwunderte römische Geschichtschreiber so aus: „Ueber die Aussöhnung von Feinden, über Verschwägerungen, über die Wahl der Fürsten, über Krieg und Frieden rathschlagen sie — bei Gelagen, gleich als wenn zu keiner andern Zeit der Geist für einfache Gedanken so empfänglich und für große so erwärmt wäre. Das Volk, nicht hinterlistig, öffnet noch in freiem Scherze die Brust. Darum wird am folgenden Tage die aufgedeckte und entblößte Seele wieder zurückgezogen und beiden Zeiten wird ihr Recht erhalten. Sie rathschlagen, wenn sie sich nicht verstellen, sie beschließen, wenn sie nicht irre geführt werden können.“

So stand es um die Gauen. Diese waren aber nur ein Theil des Staates. Es mochten wol einzelne Gauen für sich allein bestanden haben, gewöhnlich umfaßten aber mehre unter einem eigenthümlichen Namen Einen Staat, wie die Cherusker und Chatten. Die Art der Verbindung ist dunkel. Beständige Bündnisse, nur zeitliche den Umständen nach, scheinen anfangs nicht bestanden zu haben. Der Zweck derselben konnte nicht leicht ein anderer seyn, als gemeinsame Vertheidigung, Wehr gegen Feinde. Die alten Schriftsteller erwähnen nicht der deutschen Benennung eines solchen Verbandes. Dasselbe wurde dagegen von den Deutschen Mannei, Mannia oder Mania benannt. Daraus ist die Vermuthung entsprungen, daß diese Verbindungen später Wehrmannien, Germanien genannt worden und zu der späteren Benennung Germanien und Germanen für Land und Volk im Allgemeinen in Aufnahme gekommen sey. (S. Möser alleg. Werk. §. 20. S. 34.) Luden desgl. Werk 509. sagt: Diese schwachen Spuren scheinen für die Ansicht zu zeugen, welche nach der Natur der Verhältnisse aufgestellt ist. Der Fortgang der

Geschichte, das Auftreten der Franken, der Sachsen und anderer Völker, wird dies Zeugniß verstärken, daß kaum ein Zweifel an der Wahrheit der Ansicht übrig bleibe."

Wie diese Wehrmannien im Innern gestaltet waren, ist nur zu errathen, nicht mit Gewißheit zu bestimmen. [71]) Die gemeinschaftliche Vertheidigung des Eigenthums, sagt Berk in seiner Geschichte der Westphälischen Fehmgerichte S. 18, oder die Rächung einer angethanen Schmach, oder endlich das Verlangen nach neuen Wohnsitzen, brachte zuerst die Vereinigung mehrer Stämme, oder eine sogenannte Heermanie zu Stande .... Ohne die Heermanien hätte Westphalen wol schwerlich seine Unabhängigkeit gegen die Römer behauptet und nachmals gegen die Franken so lange vertheidigen können. Sie lehrten die Nation ihre Kräfte kennen, die nun nach beendigter Fehde, den Bund auch in Friedenszeiten durch Volksversammlungen unterhielt.

V.

Kriegsverfassung.

Tacitus gibt uns wenig über die Kriegsverfassung der Deutschen, mehr über die Waffen und den Gebrauch derselben. Alles ist jedoch im Ganzen nicht viel.

Wir führen hier im Auszuge des sechsten Capitels der Germania seine eigenen Worte an: „Die Art der Waffen der Germanen beweis't, daß das Eisen nicht häufig bei ihnen war. Wenige bedienen sich Schwerter und Lanzen, die Meisten führen Spieße, Framen genannt, eine Waffe, die zwar nur mit einem schmalen und kurzen aber so spitzen und zum Gebrauch dienlichen Eisen versehen ist, daß sie mit derselben Waffe, dem Falle nach, in der Nähe und in der Ferne fechten. [72]) Der Reiter begnügt sich mit Schild und Frame. Die Fußgänger schleudern auch Wurfspieße, und da sie ent-

---

71) Barth Urgeschichte S. 443 2 Bd. 1.

72) Pfeile und Bogen schienen, da Tacitus ihrer nicht erwähnt, erst später bei den Deutschen aufgekommen zu seyn.

kleidet, oder doch nur mit einem leichten Mantel angethan, kämpfen, schleuderen sie zugleich und in ungeheure Entfernung. Ohne prahlerischen Kriegsschmuck unterscheiden sie die Schilder nur durch erwählte Farben. Wenige tragen Panzer, noch Weniger Helme oder Sturmhauben. Die Pferde sind nicht zu Schwenkungen dressirt. Sie gebrauchen dieselben nur zum Geradeausreiten, oder rechts durch eine Schwenkung, so daß Keiner der Letzte ist. Die Hauptstärke besteht im Fußvolke, das wegen seiner großen Schnelligkeit auch am Reiterkampfe Theil nimmt, so, daß die erlesene Jugend zwischen die Ordnung der Reiterei vor die Schlachtreihe gestellt wird. Auch die Zahl ist bestimmt. Die Zehnten aus jedem Gau sind es. Die Schlachtreihe wird kegelförmig geordnet. Es gilt bei ihnen nur als List, zurückzuweichen, nicht für Feigheit, nur muß alsdann wieder angegriffen werden. Sie sorgen für die Körper der Ihrigen, auch in noch unentschiedenen Gefechten. Der Verlust des Schildes bringt großen Schimpf, so daß, Die ihn eingebüßt, weder bei Opfern, noch in Versammlungen zugelassen werden. Viele endigten in eigener Strafe durch den Strang." 73)

Es erhellt aus dieser Schilderung des Tacitus, daß die Waffen der Deutschen äußerst einfach und die Römer ihnen darin weit überlegen waren. 74) Die großen Spieße, Lanzen, (eine schwere hölzerne Stange, mit einer starken, ein bis anderthalb Fuß langen handbreiten zweischneidigen Spitze von

---

73) Luden legt diese Stelle des Tacitus so aus, als seyen sie als Ehrlose vom Volke durch den Strang hingerichtet worden. Erstere Uebersetzung scheint dem Worte und der Sache nach richtiger zu seyn.

74) Man darf nicht übersehen, daß diese Waffen nicht nur nach Verschiedenheit der Stämme, sondern auch nach Beschaffenheit des Vermögens anders seyn mußten. Volksstämme, die mit den Römern in früherer und häufigerer Berührung gestanden, hatten manche Verbesserungen von diesen angenommen.

Eisen) scheint diesen nicht furchtbar gewesen zu seyn, denn Germanicus ermunterte einst die Römer zur Tapferkeit dadurch, daß er sie auf die großen ungeschickten Spieße der Deutschen aufmerksam machte. Ihre Schilde waren auch zu groß und anfangs nur von Weiden geflochten, oder bestanden aus angestrichenen Brettern ohne Leder und Eisen. Die Schilder scheinen gewöhnlich die Größe eines Mannes gehabt und den Mann, wenn er ihn vorhielt, ganz bedeckt zu haben. Wenn daher Schild an Schild gestellt wurde, entstand eine Art Schildwehr. In dieser Weise stellten sich die Deutschen des Ariovists nach der Niederlage auf, so daß die Römer ihnen nicht anders beizukommen wußten, als daß sie ihre Schilder niederrissen und sie so, wie sie ihnen beikamen, niedermachten.

Am meisten mochte den Deutschen geschadet haben, daß sie fast nackend waren. Die Frame scheint den Römern schrecklicher als jene Spieße gewesen zu seyn, denn Tacitus nennt sie an einer andern Stelle selbst die blutige und siegreiche Frame. [75])

Die Waffen der Deutschen mußten unvollkommen seyn, denn meistens waren sie noch in der Cultur zurück und ihnen die eigentliche Kriegskunst ganz fremd, dann waren bei ihnen die Waffen nicht auf Eroberung, sondern bloß auf Vertheidigung berechnet. Sie zogen munter und muthig gegen ihre Feinde zum Schutz von Weib und Kind, Eigenthum und Vaterland aus und darum widerstanden sie denn auch so erfolgreich den gut bewaffneten und disciplinirten Römern. Die große Anzahl Soldaten macht nicht allein die Stärke der Heere aus, und es gibt etwas Kräftigeres als eine militairische strenge Disciplin, als eine gute kriegerische Erziehung, als

---

75) Es war die Frame ein Spies mit kurzer, schmaler Eisenspitze, äußerst scharf und leicht zu handhaben, im nahen Kampf und als Wurfspieß. Die Benennung Frame (Frama) findet sich in der deutschen Sprache nicht vor. Man bedient sich gewöhnlich in den Uebersetzungen dafür des Wortes Phriemen, was jedoch etwas ganz Anderes ist. Die Frame unterschied sich vom Speer besonders durch ihre größere Leichtigkeit.

die Gewohnheit der Märsche, der Strapatzen, der Entbehrungen und der Schlachtfelder, als selbst der Ruhm, was Schlachten gewinnen macht, es ist das: die Liebe fürs Vaterland, das volksthümliche Gefühl, die innige Ueberzeugung, daß von dem Erfolg oder dem Unfall Einiger, der Verlust oder die Erhaltung der Rechte, der Unabhängigkeit Aller abhängt.

Der Ausdruck des Tacitus von den Centgrafen der sehr leichthin, von ihm gebraucht wird, scheint Führer zu bedeuten, die vor der Schlachtordnung standen. [76]) Die eigentlichen Feldherren waren aber die Heerführer (Herzoge?) von deren Wahl schon gesprochen wurde. Unter diesen, unter Fahnen, Thierbildern und anderen Zeichen, versammelten sich die Bewohner der Gauen, und zogen dem Feind muthig entgegen. Ueber die Tapferkeit der Deutschen drückt sich Seneca, man kann nicht ruhmvoller, folgendermaßen aus. Senec de Ira LI. C. 11. Was gibt es Kühneres als die Deutschen, was im Angriff Stürmischeres, was Begierigeres nach den Waffen, in denen sie geboren sind und erzogen worden, auf die sie ihre ganze Sorgfalt wenden, da sie alles Uebrige ver-

76) Anton sagt in seiner Germania des Tacitus über diese centeni ex singulis pagis, Folgendes, das wenigstens eine plausible Hypothese ist:

Germanien war in Gaue abgetheilt. Ein Gau ist die Verbindung mehrer Alloden zusammen, eine Vereinigung, die einen ganzen Distrikt einnahm, und die Zehnten zur Unterabtheilung hatte, wie schon oben angeführt worden. Zent ist, nach Fulda, ein ursprünglich deutsches Wort, bezeichnet einen Distrikt und sollte nicht von Centum hergeleitet werden. Allein ich überzeuge mich doch, daß diese Benennung römisch sey, man schlug nämlich hundert Alloden zusammen und benannte sie davon das Hundert. Bei jedem Kriege las der Staat oder jeder Gau aus seinen Hunderten eine mit der Menge der Reiter übereinstimmende Zahl Fußgänger aus, oder jede Hundert lieferte eine bestimmte Zahl, daher erhielten sie den Namen Hunderter, Zentner. Natürlich mußte es eine Ehre seyn, dies zu werden und zu heißen. Nicht ganz bekannt mit der Verfassung bildete Tacitus das Wort in der Benennung der Zahl um, die aber überdies zu rund ist, als daß sie stets mit der Reiterei hätte übereinstimmen können."

nachlässigen. Man gebe diesen Körpern, diesen Gemüthern, die nichts von der Ueppigkeit, dem Wohlleben und den Reichthümern wissen, Vernunft und Kriegsübung und wir werden bald genöthigt seyn, wieder die altrömischen Sitten anzunehmen.

Nicht allein die Römer aber, sondern auch die benachbarten Völker hielten die Deutschen für tapfer, ja in solcher Weise, daß sie sich darin nicht mit ihnen zu vergleichen wagten und Mehre darunter einen Ruhm darin suchten ihre Abstammung von ihnen herzuleiten.

Während des Gefechtes bedienten sich die Deutschen eines eigenen Schlachtgesanges, den sie Barritus nannten und der mit der Hoffnung des Sieges an Stärke und Furchtbarkeit zunahm. Ammian Marcellin. Histor. Lib. 16. Cap. 12. sagt: „Ihr Kriegsgeschrei fing mit einem leisen Gesäusel an, wuchs allmählig und stieg gleich dem Getöse der Wasserwogen, die an den Felsen prellen. Der Angriff der Deutschen in dieser Weise, außerdem unter Hörnerschall, Trommel- und Waffengerassel brachte manchmal einen solchen Schrecken über die Römer, daß sie in ihrem Streite schwankten, ehe sie noch die Faust des Feindes fühlten und dessen üblen Eindruck sie oft dadurch zu mildern suchten, daß sie den Barrit nachzuahmen sich bestrebten."

Wenn Tacitus zu verstehen scheint, als seyen die Weiber und Kinder bei den Schlachten zugegen gewesen, so muß ein Irrthum vorliegen, der sich wol auf die früheren Heerzüge der Cimbern und Teutonen begründet. Dies waren aber Züge eines ganzen Volkes in weite Ferne. Wie hätten aber die Frauen im Lande selbst, wo sie vor der Kriegsgefahr in den Wäldern und den vom Feinde unzugänglichen Oertern geschützt waren, der Schlacht folgen sollen! Uebrigens erwähnt auch solcher Beispiele die Geschichte nicht.

Da die Erhaltung und der Schutz der Unabhängigkeit bei den Deutschen bloß auf ihrem Muthe und auf der Stärke ihrer Körper beruhte, so versteht es sich von selbst, daß sie auch die ganze Erziehung der Jugend demgemäß eingerichtet hatten. Es war daher der Hauptzweck derselben, sie frühe

zu allen Mühseligkeiten abzuhärten und ihnen die Verachtung der Gefahr, selbst die des Todes einzuflößen. — Die Deutschen hatten nur wenig Reiterei in Verhältniß zu ihrem Fußvolk, was sie aber davon hatten, war ausnehmend wohl geübt, obgleich, wie schon erwähnt wurde, ihre Pferde den römischen an Schönheit und Geschwindigkeit nachstanden. Von der Reiterei der Chatten sagt Tacitus, sie habe entweder schnell gesiegt, oder sey schnell entflohen.

Die Deutschen bedienten sich weder der Steigbügel noch Sättel. Das Pferdegeschirr war überhaupt sehr einfach; nach ihren Sitten, bemerkt Cäsar von den Sueven, wird nichts für schändlicher gehalten, als sich der Sättel zu bedienen. Die Deutschen schwangen sich ohne Mithülfe auf und ab, und daß ihre Reiter auch mit unter zu Fuß fechten mußten, haben wir gesehen. Sie hatten zweierlei Fußvölker, nämlich schwer bepackte, die außer ihren Waffen auch noch eiserne Werkzeuge und Lebensmittel bei sich führten. Dahingegen die leichten Fußvölker zwischen der Reiterei standen, fochten und den Pferden gleich laufen mußten, deßwegen nicht anders als mit ihren Waffen beladen seyn konnten. Zu diesen Läufern wurden die geschicktesten aus dem ganzen Volke gewählt. Cäsar gibt über die Art, wie ein solch' gemischter Kampf Statt fand, im D. B. G. IV. 2. und 12. eine ausführliche Nachricht. „Es waren," führt er unter Anderem an: „sechstausend Reiter (beim Heere Ariovist's) und eben so viele sehr schnelle und tapfere Fußgänger, die aus der ganzen Menge, Einzelne der Einzelnen, ihrer Wohlfahrt wegen auserlesen waren. Mit diesen bestanden die Reiter die Schlachten, zu diesen zogen sie sich zurück: diese eilten, wenn es gefährlich ward, herbei. War Jemand nach einer schweren Wunde vom Pferde gefallen, so stellten sie sich um ihn; mußte man irgendwo weiter vorrücken, oder sich schnell zurückziehen, war ihre Geschwindigkeit so groß, daß sie, durch die Mähnen der Pferde unterstützt, dem Laufe derselben gleich kamen."

Die Schlachtordnung war gewöhnlich kegelförmig, oft auch rottenweise. Die verschiedenen Anführer und Schaa-

ren wurden durch Feldzeichen unterschieden. Zeichen und Bilder von Thieren, die in den heiligen Wäldern aufbewahrt wurden. [77])

VI.

Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft.

Bei der Bearbeitung keines Gegenstandes, der auf das gesellschaftliche Leben unserer Voreltern Bezug hat, sind wir mehr beengt und bloßen Muthmaßungen Preis gegeben, als bei dem gegenwärtigen. Die stolzen Römer, im Gefühle ihrer Ueberlegenheit, in allem die Civilisation Betreffenden, blicken nur vornehm aus weiter Höhe auf die rohen Germanen herab. Tacitus und andere Geschichtschreiber jener Zeit, unsere bisherigen Quellen, liefern darüber so viel als Nichts. Beachten wir nochmals Alles wol, was uns bisher durch unsere Forschungen über den Culturstand der alten Deutschen bekannt wurde, so wissen wir, daß sie Jäger, Hirten und ziemlich Ackerbauer waren, von Gewerben, Handel, Wissenschaften und Künsten beinahe nichts verlautete. Dennoch liegen viele Gründe vor, daß ihnen auch die Letztern nicht so ganz fremd waren.

Beginnen wir damit, aus der Art, wie sie ihren Ackerbau trieben, Folgerungen zu ziehen.

Plinius rühmte von den Dentschen, wie oben gehörigen Ortes nachgewiesen wurde, namentlich von den Ubiern, daß sie verstanden hätten, die Aecker gut zu bauen, zu düngen, und mit den nöthigen Mitteln gehörig bekannt gewesen seyen. Was können das aber für Mittel gewesen seyn, als die Ackerbauwerkzeuge, einige, wie der Pflug, Wagen und Karren, die überall vorkommen, diese mußten sie also zu fertigen verstanden haben. Da sie bedeutende Viehzucht trieben, und die Römer von ihrer Zubereitung der But-

77) Möser Osnabr. Gesch. I. folgert fälschlich hieraus, die Deutschen seyen unter der Fahne Gottes nicht eines Heeres ausgezogen! Auch der treffliche Möser irrte sich manchmal.

ter redeten, so bedurften sie auch dazu der nöthigen Gefäße, mußten also auch diese zu machen verstehen, wozu sie denn wieder wahrscheinlich eigene Handwerker hatten.

Außerdem ist bekannt, daß sie das Eisen zu graben und zu Waffen zu verarbeiten wußten, und die Römer gestehen selbst, bei ihnen Waffen gefunden zu haben, die sie sonst nicht getroffen hatten. Auch Schiffe bauten sie. Sie trugen Kleider und wußten sie aus Thierhäuten zu bereiten; daß sie Linnen zu weben verstanden, ist schon erwähnt worden, eben so mußten sie auch die Wolle ihrer Heerden zu verarbeiten, vielleicht auch zu färben verstanden haben. So schmucklos und einfach auch ihre Wohnungen waren, so bestanden sie doch aus Mauer- und Zimmerwerk, ja es fanden sich einige feste Anlagen vor, Alles das bekundet, daß sie auch mit diesen Gewerben nicht ganz unbekannt waren. Sind dies auch nur Andeutungen, unbedeutende Anfänge von Cultur, so mochten sie doch in Verbindung mit den Erzeugnissen des Bodens und der Natur, den Deutschen auch einen Gegenstand von frühem und nicht geringem Handel gewesen seyn. Dazu konnte man auch die Sklaven rechnen.

Daß in den aller ältesten Zeiten die Carthager und Phönicier schon durch ihre Schifffahrt im Norden Europa's mit den Deutschen in Handelsverbindungen standen, ist wol nicht ganz zu verkennen, aber weit entfernt waren sie von der Wichtigkeit, die man ihnen beilegte. Der Gegenstand dieses Handels war der Bernstein, den auch jener Marseiller Pytheas 320 Jahr vor Christus, an die Gestaden Norddeutschlands getrieben hatte. Aus allen den sehr entstellten und unwahrscheinlichen Berichten desselben, ist nur so viel zu entnehmen, daß wir die Thatsache nicht völlig in Abrede stellen, jedoch auch keine Folgerungen irgend einer Bedeutung daraus zu entnehmen vermögen. Der erste Handelsweg, von dem wir etwas mit Bestimmtheit wissen, war mit den Galliern eröffnet, wodurch Cäsar bei seiner Ankunft manche Kunde von dem innern Germanien erhielt.

Wie und in welcher Weise und welchen andern Völkern dieser Handel aber getrieben worden seyn mochte, ist durchaus nicht zu ermitteln. Tacitus erwähnt jedoch, daß die

Deutschen, die den Grenzen am nächsten wohnten, Gold und Silber des Handels wegen in Werth gehalten, daß sie römische Münzen vorzogen u. s. w. Warum sollen wir nun nicht annehmen dürfen, daß sie auch an andern Grenzen im Handel sich des Geldes bedient hätten, da überhaupt das Geld damals schon unter mehrern deutschen Stämmen, bei den Ubiern, Sygambern eine große Rolle spielte. Hermann bietet ja schon, wie wir in unserer Geschichte erwähnten, vor der Schlacht an der Weser jedem feindlichen Soldaten, der zu ihm übertreten wollte, einen täglichen Sold von hundert Sestertien an. Doch mögen wir wol annehmen können, daß dieser Handel von den Deutschen größtentheils im einfacheren Wege des Tausches betrieben worden sey. Jeder brachte das, woran sein Land Ueberfluß hatte, und tauschte das ihm Fehlende dagegen ein. Als die Lager der Römer sich in Städte und Festungen verwandelten, so nahm natürlich der Handel dahin seine vergrößerte Richtung. Die Niederländer handelten vorzüglich mit frischem und geräuchertem Schweinenfleisch, mit Schaafwolle u. s. w.

Adam Brehmer in seinen Entdeckungen im Alterthume, Weimar 1822, bezeichnet auch mehre Spuren einer Handelsgemeinschaft zwischen den Umwohnern der Nord- und Ostsee, mit ihren Stammgenossen am Rhein. Dieser Handel soll besonders die feinen Pelzwerke des Nordens zum Gegenstand gehabt haben, womit unsere Landsleute ihre Pelze besetzt hätten. Es ist jedoch allem Anscheine nach dieser Handelsweg hauptsächlich wo nicht ganz einer spätern Zeit angehörig.

Von Bildhauerei finden wir in unserm Lande keine Spur, wenige Spuren von Farbvermischungen und Tonkunst. Von der Letzteren wissen wir weiter nichts, als daß Bardengesänge bestanden, gesammelt worden und sich noch bis zu den Zeiten Carls des Großen vorgefunden hätten. Wie und wo Tacitus derselben erwähnt, ist gehörigen Ortes angeführt worden. Ueber das Alter derselben kann er nur Aporien geben. Argumentiren wir aus der Sache selbst, so scheinen

jene Gesänge nur dem Augenblick angehört und so interessante Ereignisse durch das Gehör fortgepflanzt zu haben. Der reiche Vorrath eigentlicher deutscher Volkslieder, dessen wir uns noch heute erfreuen, und die Erzeugnisse von mehr oder weniger Poesie sind, gehören einer weit späteren Zeit an. Damit steht auch die früher oft gehörte, nun so ziemlich verklungene Behauptung in Verbindung, daß die alten Deutschen eine eigene Classe von Dichtern unter dem Namen Barden gehabt hätten. Es findet sich durchaus dafür kein historischer Beweis vor, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Jeder ein Sänger für sich war, wie ihn eben eine äußere oder innere Veranlassung dazu bestimmte.

In welcher Weise und Form jene Gesänge ertönten, möchte wol niemand nachzuweisen im Stande seyn. Bedenken wir indeß das harte Clima und Leben der Deutschen, ihre wenige Cultur und geringe Sinnlichkeit, wodurch ihrer Phantasie alle wahrhaft belebende Stoffe abgingen, so dürfen wir so ziemlich gewiß annehmen, daß in ihren Gesängen sich nie das Gebilde einer orientalischen Phantasie abspiegeln, sondern nur, wie wir bereits bemerkten, die Ausdrücke kräftiger Aufwallungen seyn konnten.

Der Barrit war, wie wir unter der Rubrik „Kriegswesen" erwähnten, mehr Schlachtgeschrei als Schlachtgesang, der sich nach dem Gange des Kampfes richtete. Das Wort ist auch kein deutsches, und durch die Römer aufgebracht worden, nachdem sie es den Barbaren entlehnt hätten, daher es Festus auch Barbaricum nennt.

Die Schauspiele der Deutschen waren der Poesie fremd, sie waren Kriegs- und Jagdspiele. Von Wissenschaften liegen keine und von der Schreibekunst nur wenige Spuren vor.

VII.

Religion.

Das, was Cäsar und Tacitus über das Religionswesen der alten Deutschen mittheilen, muß als das Einzige, was wir darüber haben, mit besonderer Unbefangenheit und in einer, auf die Natur der Sache gegründeten Weise festgehalten und geprüft werden. Zur Gewißheit gelangt man darin nicht.

Cäsar sagt darüber sehr kurz: „die Germanen haben keine Druiden wie die Gallier, welche den göttlichen Dingen vorstehen, und suchen kein Heil in Opfern.) Neque sacrificiis student.) Sie erkennen nur diejenigen als Götter an, die sie sehen und von deren Macht sie unverkennbar unterstützt werden: den Sol, den Vulcanus und die Luna; die Uebrigen sind ihnen nicht einmal durch das Gerücht bekannt.

Wie kam's aber, daß dieser berühmte Feldherr und Geschichtschreiber so wenig über diesen Gegenstand berichtete? Da er Gelegenheit genug hatte, Mehres darüber zu erfahren, scheint es nur Mangel an Antheil daran gewesen zu seyn. Tacitus im 7. Cap. ist umständlicher. In seiner Befangenheit die römischen Götter auch bei den Deutschen wiederfindend, bleibt er sich bloß consequent, wenn er auch dieselben Attributen bei ihnen findet, und ihnen dieselben Namen beilegt. Er sagt: „Von den Göttern ist es Mercur, den sie am meisten verehren; sie halten es für religiöse Pflicht, ihm an bestimmten Tagen zu opfern. Den Hercules und Mars beschwichtigen sie durch Thiere, die sie ihnen opfern. Auch der Isis opfert ein Theil der Sueven. Ich habe über die Veranlassung zu diesem fremden Gottesdienst wenig erfahren können, außer daß das Bild selbst nach einer Art Liburen gestaltet, einen fremden Gottesdienst verräth. Uebrigens halten sie es für die Größe der Götter nicht würdig, sie in irgend einer menschlichen Gestalt in Mauern eingeschlossen zu verehren. Haine weihen sie ihnen und mit dem Namen der Götter benennen sie den Ort der Verehrung selber, den sie nur mit Ehrerbietung ansehen."

So Tacitus. Das Lückenhafte und Wenige in dem Berichte dieses Schriftstellers wird uns wenig durch Anderes und Besseres ersetzt, da auch über diese Angelegenheit uns frühere Nachrichten fehlen. Von älteren Zeiten wissen wir bloß, daß die Deutschen Wahrsagerinnen gehabt und daß sie ihre Gefangene opferten. Auch führten sie einen Stier von Erz, auf den sie nach Plutarch die gefangenen Römer schwören ließen. Tacitus spricht auch noch in einem früheren Capitel von einem der Erde entsprungenen Gott Thuiskon, von dessen Sohne, wie oben gelegentlich angeführt wurde, die Deutschen ihren Ursprung abgeleitet hätten. Dann scheint nach ihm die Mutter Erde auf einer Insel von mehren Völkern angebetet worden zu seyn. Einige weitere Aufschlüsse über diese Götter der Deutschen geben später, nach Verbreitung des Christenthums, die Missionsberichte. Schade, daß die Gewissen der Missionare zu zart gewesen zu seyn scheinen, um eine so gräuliche Materie als der heidnische Götzendienst, gleichsam ein Werk des Teufels, ausführlich zu behandeln. Man findet daher nur im Allgemeinen bei ihnen die Götter Wodan, Thor, Tyr, Frigga. Diesen Namen begegnet man auch in der deutschen Uebertragung der Wochentage wieder, wie wir weiter unten sehen werden, und sie sind hier mit der Deutung in Verbindung gesetzt, die ihnen die Römer mit Bezug auf die Götter gegeben hatten. Dieser Aufschluß war im Ganzen auch nicht weit her, als man damit aber die späteren Kenntnisse aus den isländischen Sagensammlungen, namentlich in der doppelten Edda, mit in Verbindung brachte, so bildete man endlich daraus ein ganzes System der deutschen Mythologie, woraus der Nachtheil entsprang, daß man Vieles in die Religion der Altdeutschen übertrug, das ihnen ganz fremd war. Möser hat auch wenig über die Eigenheiten der nordischen Götterwelt. Er scheint den Deutschen eine Art Fetischdienst zuzuschreiben, wenn er sagt, daß jeder Hausvater irgend einen Gegenstand als häuslichen Gott betrachtete und so sich unter den Frieden dieser Gottheit stellte.

Die meisten neueren deutschen Geschichtschreiber, selbst die darunter, welche sonst gründlich zu Werke gehen, schlüpften

leicht über diese Materie hinaus. Der treffliche Luden erkannte ebenfalls das Dunkle und Ungewisse des Ganzen und fühlte, wie wenig man selbst auf die Ueberlieferungen der Römer bauen dürfe, wie unwichtig die Erzählungen der Bekehrer seyen, die nicht die Absicht hatten, eine Darstellung des von ihnen verachteten Aberglaubens zu geben, sondern in ihren Ausdrücken den Glauben der verschiedensten Länder verdammten, wie selten endlich von der nordischen Mythologie Licht zu erwarten sey. Wenn er auch zugab, daß in den späteren Zeiten die nördlichen Völker Manches von den skandinavischen Inseln sich zueigneten, so hielt er doch eine allgemeine, auch auf Süddeutschland sich erstreckende Verehrung selbst des Wodans für unerweisbar. In der Erzählung des Tacitus, daß die Deutschen geglaubt hätten wegen der Größe der Himmlischen, die Götter weder in Wände einzuschließen, noch ihnen irgend eine menschliche Gestalt anzupassen u. s. w., findet er die Versicherung, daß die Deutschen weder religiöse Gebräuche noch Götterbilder gehabt, daß sie nur das Geheime, das Uebersinnliche und Waltende, das sie in Ehrfurcht anschauten, mit dem Namen der Götter verehrt hätten, daß folglich, die von Tacitus genannten Gottheiten bloß Geschöpfe der römischen Einbildung waren, welche die Aeußerungen des religiösen Gefühles der Deutschen in gewohnter Weise gestalteten. Einen Priesterstand hatten sie nicht und ihre Priester waren gewiß bloß zu den Geschäften von der Gemeinde gewählten Männer, vielleicht die Aeltesten des Stammes, vielleicht bloße Gebildete, der römischen Ansicht nach. Endlich macht Luden mit Recht darauf aufmerksam, daß Tacitus nur von den entfernteren und den Römern unbekannteren Nationen Eigenthümliches zu erzählen wußte, was fast zu der Vermuthung zu berechtigen scheint, als habe der Römer hier Gerüchte mitgetheilt, die stehen blieben, weil es an Gelegenheit fehlte, sie zu prüfen. Das Resultat von Ludens Ansichten ist: die Völker des alten Deutschlands erkannten das Göttliche an und fühlten ihre Abhängigkeit von einer höheren Macht, die, wie in der Natur, so auch im Menschenleben waltet. Sie hat das Bedürfniß, ihr Leben und Wallen dem Willen

dieser höheren Macht gemäß zu ordnen. Die Verehrung aber war an heilige Oerter des Vaterlandes geknüpft, an Wälder, an Haine, an Flüsse. —

Nehmen wir nun im Allgemeinen diese Bemerkungen Ludens als treffend und in der Natur der Sache gegründet an, so müssen wir uns um so fester und entschiedener gegen das aussprechen, was die darin liegende Idee anbetrifft, als hätten die alten Deutschen an die Verehrung eines einzigen höheren Wesens, wenn auch dunkel, gedacht. Völker, die auf der unteren Stufe der Cultur stehen, können sich zum Begriffe eines einigen Gottes noch nicht emporschwingen, dieß lehrt Vernunft, Geschichte und Offenbarung. So einfache Naturmenschen als die Deutschen, mochten wohl das geheime Walten einer Macht über den Göttern stehend fühlen, aber nicht erkennen den einigen Gott — und darum zweifeln wir keinen Augenblick, auch die Deutschen hatten ihre Götter. Nur die Namen und Wesen derselben zu ergründen, dürfte mehr als schwer seyn.

Es ist nicht zu verkennen, daß die verschiedenen deutschen Volksstämme im Allgemeinen in diesen religiösen Vorstellungen wol einander ähnlich seyn, doch im Einzelnen sehr von einander abweichen mußten. Die vielerlei Arten Berührung in die sie auf ihren Zügen mit Heidenvölkern standen, mußten ihnen auch Veranlassung geben, hie und da etwas von den besonderen Religionsgebräuchen derselben mit den ihrigen zu vereinigen, so wie selbst dann, als sie Christen wurden, manche unter ihnen noch Vieles von dem alten heidnischen Hefen beibehielten. Denn die religiösen Begriffe durchdringen so innig das ganze Innere eines Volkes und üben einen so dauernden Einfluß auf das ganze Leben desselben, daß sie selbst bei Annahme eines andern Glaubens noch fortdauern, denn sie übertragen christliche Sagen und Legenden sogar auf ihre Götter. Selbst die ersten christlichen Bekehrer schmiegten sich den heidnischen Begriffen an, um der christlichen Lehre um so eher Eingang zu verschaffen. Stellen wir nun die Gründe und Angaben der besten älteren und neueren Schriftsteller mit anderen Quellen prüfend zusammen, so ist

Folgendes, was wir über die Religion der Altdeutschen mittheilen können.

Die Deutschen beteten nicht die Sonne, den Mond und das Feuer an, sondern hatten eine göttliche Ehrerbietung für sie. Nehmen wir auch nicht Cäsar hierfür als gültigen Beleg an, so finden wir diesen so viel mehr in dem Stande der Kindschaft gegründet, worin sie sich damals noch befanden. Was ist natürlicher anzunehmen, als daß sie in einem so rauhen und unfreundlichen Clima, als ihr Land war, mit einer besonderen Liebe und Dankbarkeit für die Elemente durchdrungen seyn mußten, die ihnen die Nacht ihres Daseyns so wohlthätig erleuchteten und angenehm machten. Diese Abgötterei war übrigens die früheste bei allen Völkern im Urzustande. Das Volk konnte erst später seinen Helden eine Stelle im Himmel anweisen, wenn deren Großthaten im Nimbus der Jahrhunderte erst für die Nachkommen das Göttliche gewonnen hatten. Daher der Thuisco. Die Erscheinungen der Natur mußten auch ähnliche Begriffe ins Leben rufen. Unter Andern schien der Donner einen besonders erschütternden Einfluß auf diese Naturmenschen geübt zu haben; daher hatten die Deutschen gleich vielen andern Völkern, einen Gott des Donners. Thorus nannten sie den ihrigen und von ihm hat der Donnerstag seinen Namen. Thor, den sich Tacitus wahrscheinlich als den römischen Mars dachte, indem er ihn praecipuum Deorum, Hauptgott, Hist. IV, 64. nannte. Die späteren Schriftsteller halten ihn als Donnerstag für den Jupiter. Thor hatte, wie Adam Bremen sagt, einen Zepter, nach Andern einen Hammer in der Hand. Der mächtige Trieb zur Fortpflanzung ihrer Art, hatte bei ihnen seine Göttin unter dem Namen Freya, Frigga, oder Freja, von welcher der Freitag seinen Namen entlehnt, so wie bei den Römern und Griechen unter dem Namen Venus. Selbst der Name scheint hierauf zu deuten, indem Frigon bei Ufila Freon, lieben, heißt. Der Freitag, der gewöhnlich für einen Unglückstag gehalten wird, an dem nicht leicht ein Geschäft von Bedeutung vorgenommen wird, scheint in Westphalen jedoch sein altes Attribut beibehalten zu haben, indem man ihn da gerade für den glücklichsten zu Hoch-

zeiten hält. Endlich mußte ein kriegerisches Volk wie die Deutschen, auch seine Kriegsgötter haben, die ihm in seinen Kriegsunternehmungen Beistand leisteten. Ein solcher war Othin, der besonders im nördlichen Deutschland in Ehren war. Die Sachsen mußten später diesem Othin oder Wohan, wie ihn Andere nennen, förmlich abschwören, ehe sie zur Taufe zugelassen wurden. Der ihm gewidmete Dienst mußte sich sehr lange in Deutschland erhalten haben. Alles von diesem Othin war jedoch in einen dichten Nebel gehüllt. Nach einer andern Meinung ist aber Wodan als der Hauptgott aller germanischen Völker anzusehen; die Römer vergleichen ihn oft mit dem Mercurius, wahrscheinlich weil sie ihn als den Psychopompen betrachteten, der die Seelen der Tapferen in Walhalla versammelte. Der Mittwoch oder Mercurstag war der Wodonstag im Westphälischen, Jons oder Gonsdag. Freya wird als die Gemalin des Wodans angesehen.

Der Kriegsgott im eigentlichen Sinne war Tyr, dessen Andenken im dritten Wochentag Dienstag enthalten ist, ungeachtet man diesen Namen gewöhnlich von den Gerichten herleitet, die meistens an ihm gehalten wurden. Diese fanden aber nicht immer am Dienstag Statt, die Analogie unterstützt mehr obige Meinung, denn Tyr heißt (nord.) auch Tiig, Tis, also Tis-dag, vergl. Tuesdag. Daß die altdeutsche Mythologie an eigentlichen Götternamen arm seyn mußte, beweis't der Umstand, daß man für den letzten Tag der Woche den römischen Namen Saturnstag beibehielt. Samstag, im Westphälischen Saderdag, den Manche daher auch von einen Gott Sater ableiteten. Um nun auch von der Göttin Hertha, deren wir oben gedacht haben, das Nähere anzugeben, bemerken wir: unter ihr dachte man sich die Erdmutter, Tacitus nennt sie Herthum, der man bald vorzog, eine weibliche Form anzulegen, und Hertham die Hertha nannte. Wer diese Göttin, die in den Ländern des Niederrheins und in Westphalen nirgends eine Verehrung genossen zu haben scheint und daher nicht hierher gehört, näher kennen zu lernen wünscht, der findet vollständige Befriedigung über sie in Barths „Hertha.“ Augsburg 1828.

Daß die Deutschen in der Regel keine Tempel hatten ist oben schon angeführt worden, als wir erwähnten, daß die geheiligten Haine die Oerter ihrer Gottesverehrungen und Niederlagen ihrer Heiligthümer waren. Diese Haine wurden in höchster Ehre gehalten. Niemand wagte es, einen Baum darin zu fällen, indem sie glaubten, die Götter würden augenblicklich eine solche Missethat bestrafen. Sie glaubten an ein künftiges Leben, ohne eine Seelenwanderung anzunehmen. Alle Zeugnisse der Geschichte sprechen dafür, (Tacitus nicht) der Deutschen Tapferkeit zeugt ebenfalls dafür. Sie scheuten den Tod aus Liebe zum Vaterland nicht, jenseit des Grabes erwarteten sie den Lohn eines ehrenvollen Lebens und ruhmvollen Todes. Die Römer entwerfen, obwol ein wenig neidisch, die glänzendsten Gemälde von der Zuversicht, mit der die deutschen Männer in den Tod gingen. Appian Hist. Rom. IV, 3. sagt: „die Germanen sind Verächter des Todes wegen Hoffnung der Auferstehung. Die Helden erwartet eine immerdauernde Freude, ein stetes Gelag und unaufhörlicher Kampf in Wodans Wohnung.“ Ein anderes Zeugniß für den Glauben an eine Fortdauer ist die besondere Sorgfalt, die sie für die Leichname trugen. Tacitus erwähnt des rührenden, einfachen Grundes, warum sie den Prunk von Denkmälern verachteten. Sie möchten, sagt er, die Verstorbenen drücken. Endlich ist ein Zeugniß der bei ihnen allgemein verbreitet gewesene Glauben, der Todte könne im Grabe nicht ruhen, in jene Welt nicht eingehen, bis die Todtenfeierlichkeiten vollbracht seyen. Dieser Glaube an ein anderes Leben, übte seinen Einfluß auf die Begräbnißfeierlichkeiten. Man gab dem Todten gewöhnlich seine Waffen mit. Man verbrannte seine Pferde und Hunde, auch manchmal Knechte, um deren sich nach dem Tode zu bedienen. Auch Geld gab man den Todten zuweilen mit, damit sie auf der Reise und sonst keinen Mangel litten. Wir sagten eben, daß die Deutschen den Todten manchmal Knechte, die sie tödteten, beigesellten. Leider ist diese Thatsache nicht die einzige, welche dafür zeugt, daß die Deutschen auch Menschen opferten. Tacitus gedenkt dieser

abscheulichen Gewohnheit ganz gleichgültig, wahrscheinlich weil die Römer dieselbe bei so vielen barbarischen Völkern gefunden hatten. Unsere Vorfahren verdienen aber deßwegen nicht unseren Abscheu, sondern unser innigstes Mitleiden. Es war ihnen ja weder das Licht philosophischer Ansichten, die Folgen einer höheren Cultur geworden, noch weniger die göttliche Lehre Christus, daß ihnen dadurch das blinde Auge zur höheren Einsicht geöffnet worden wäre. Die Deutschen jedoch, wie wohlthuend ist noch heute für ihre spätesten Nachkommen diese Ueberzeugung, schlachteten keine Menschen gleich barbarischen Völkern älterer und neuerer Zeit z. B. in jener die Chartagenienser, in dieser die americanischen und anderen Wilden, in unsinnigem Götzendienste, nur Gefangene, oft mit dem Herzblute ihrer edelsten Streiter und der eigenen Todesgefahr errungen waren es, die sie opferten, wenn schon auch in dem schrecklichen Irrwahn, damit die Hülfe der Götter zu erkaufen. Ein zweiter, mildernder Zug ihres Charakters war dabei, daß sie diese Armen nicht mit Hohn und Martern opferten, sondern sie möglichst schnell und schmerzlos hinrichteten. Sind übrigens nicht noch in den neueren Zeiten, als längst schon das Licht der Christusreligion leuchtete, solche Opfer durch religiösen und politischen Fanatismus und noch dazu mit Verletzung der heiligsten Rechtsformen geschlachtet worden? Und man sollte die armen deutschen Heiden vor beinahe zweitausend Jahren verdammen wollen?

Was die Priester der Deutschen anbetrifft, so ist es schwierig, den Widerspruch zwischen den Berichten des Tacitus und Cäsar darüber zu heben. Wir hörten oben, daß Cäsar ausdrücklich der Worte sich bediente: „Die Germanen haben keine Druiden. Von Allem, was er von den Amtsverrichtungen der Druiden anführt, findet sich bei den Deutschen nichts vor. [78]) Tacitus spricht so von den deutschen Priestern, als einer Sache, die sich von selbst versteht. Al-

78) Möser Osnabr. Gesch. I. S. 50., geht darin auffallend leicht zu Werke, daß er Alles, was Cäsar von den Galliern sagt, unbedingt auf die Germanen anwendet.

les jedoch, was er von ihnen sagt, beschränkt sich darauf; die Priester haben das Recht der Züchtigung, das sie im Namen der Götter üben. Sie gebieten in den Volksversammlungen Schweigen und nöthigen dazu. Sie führen die weissagenden Rosse. Sie ziehen die Loose, wenn das Schicksal in öffentlichen Angelegenheiten befragt wird. Sie berühren das Gewand eines, auf entlegener Insel bewahrten, unbekannten Gottes. Ein Priester in Weiberkleidern findet sich bei den Nahemarealern.

Er kennt nur einen Priester in einem Gau. Ob die Priester Opfer besorgten, sagt er nicht.

Aus diesem Wenigen, um auch Cäsar und Tacitus mit einander in Einklang zu bringen, ziehen wir folgenden Schluß.

Die Deutschen hatten Priester, aber nicht in dem Sinne der Gallischen, noch viel weniger der Römischen. Da Cäsar sie, scheint es, von diesem beiderseitigen Gesichtspunkte als einen Stand mit Vorrechten und den eigentlichen Amtsverrichtungen in priesterlicher Weise beruhend, ansah, so konnte er allerdings sagen: die Deutschen hatten keine. Da Tacitus aber sie nur ganz einfach, als Männer ansah, die mit einigen religiösen Verrichtungen befaßt waren, so ist es zu erklären, wie er sie für Priester aber nicht in einem modificirten Sinne hielt, oder, um uns anders auszudrücken, Männer, die er solchen Geschäften sich widmen sah, so nannte, weil er ihnen ohne besonderen Sinn, jenen Namen beilegte. Nach dem aber, was er selbst von ihnen annimmt und was wir Weiteres davon wissen, ist es gewisser, daß sie keine Priester hatten, die einen eigenen Stand (eine Caste) bildeten, noch viel weniger als solcher, irgend einen Einfluß aufs Volk übten. Die Römer, die in Deutschland kriegten und wohnten, wurden nie von einem solchen Einfluß etwas gewahr, aber Priester hat es noch nie in einem Lande gegeben und wird es nie geben, die nicht auf irgend eine Weise Herrschaft zu üben wußten. Außerdem waren selbst ihre Verrichtungen keine amtliche, beinahe nicht einmal religiöse. Was Tacitus oben von ihnen sagt, ist nichts, als was jeder Hausvater in seinem eigenen Haushalte selbst verrichten

konnte und wirklich verrichtete. Höchstens waren sie eine Art bürgerlicher Hülfsbeamten. Auch selbst die Weissagungen waren den Priestern nicht allein übergeben. Auch Frauen hatten Antheil an den Weissagungen. Bei allen Völkern, sagt der treffliche Rühs, ist die Erforschung der Zukunft den Weibern vorzugsweise eigen, was sich auch wohl aus ihrer zarteren körperlichen Organisation und dem Spielraum ihrer Einbildungskraft erklärt, die nicht wie die Männer in einem thätigen und wirksamen Leben ihre Befriedigung findet, (daher, setzen wir zu, die Frauen auch eine vorherrschende Neigung zur religiösen Mystik haben). Die Stelle des Tacitus jedoch, wo er von den weissagenden Frauen spricht, darf nicht so verstanden werden, als sey der Glaube an sie allgemein gewesen. Es erhellt aus der Geschichte, daß, um von diesen Wahrsagerinnen zu reden, sie nur bei einzelnen denkwürdigen Ereignissen eine Rolle spielten. Nach Cäsar befanden sich ihrer beim Heere des Ariovists und wie Plutarch erzählt deuteten sie die Wirbel und Kreisungen des Wassers. Auch den Cimbern, bei ihrem Einfalle ins römische Gebiet 113 v. Chr. folgten einige wahrsagende Priesterinnen, mit grauen Haaren, weiß gekleidet, mit leinenen Oberröcken und einem ehernen Gürtel versehen, barfuß den Gefangenen. Sie gingen ihnen durch das Lager mit einem Schwert gerüstet entgegen. Umdrehend führten sie sie zu einem ehernen Kessel von zwanzig Maß, derselbe war mit einer Stiege versehen, welche hinaufsteigend, eine solche Priesterinn über den Kessel die Gurgel eines jeden durchschnitt. Aus dem, in den Becher fließenden Blut machten sie ihre Weissagung, andere aber den Körper zerlegend verkündigten aus den Eingeweihden den Ihrigen Sieg [79]. In den späteren Zeiten hörte man nichts von ihnen, als die Deutschen auf ihrem eigenen Boden für dessen Freiheit mit den Römern kämpften. Als über die Grenzen hinaus gezogen werden sollte, trat eine Jungfrau an der Lippe bei den Bructeren auf, Velleda benannt, die als Glückverkündende Prophetin einen bedeutenden Einfluß aufs Volk

---

79) Strabo VII. S. 249.

gewann.[80]) Tacitus sagt von ihr, sie sey lange für göttlich gehalten worden, aber, setzt er hinzu, die Auriina, eine frühere Wahrsagerin, und mehre andere (Gama z. B.) wurden einst auch verehrt, aber nicht angebetet als Göttinnen.

So wenig wir auch von dieser Velleda und den anderen weissagenden Frauen wissen, (jene scheint in Rom als Gefangene gewesen zu seyn[81]), so ist gewiß, daß sie in manchen Zeiten auf die Unternehmungen der Deutschen nicht wenig einwirkten. Es mögen einige derselben, besonders die Velleda, von reiner Begeisterung bei ihren Sehereien erfüllt gewesen, auch mehr oder weniger Divinationgaben besessen und viel Empfänglichkeit in den Gemüthern ihrer Landsleute gefunden und aus diesen beiden Gründen auch ihr Ansehen erlangt haben. Wie sie zu den Versuchen dieser Weissagungen kamen, ist nicht zu ergründen. Der Zutritt zu der Velleda war nicht Allen vergönnt, selbst die agrippinensischen Gesandten durften sich ihr nicht nähern oder mit ihr sprechen, damit die Ehrfurcht desto größer blieb. Sie selbst war auf einem Thurm, einer aus ihren Verwandten, dazu auserlesen, brachte wie der Vermittler eines höheren Wesens, ihre Rathschläge und Aussprüche. Velleda, Velida oder Vellida ist übrigens ein uralter germanischer weiblicher Eigennahme, und nicht eine Anspielung auf das Geschäft, wo es Veelweed (die Vielwissende, die Wählende) erklärt wird. Daß dem so ist, erhellt besonders daraus, daß die anderen Prophetinnen ohne Beziehungen auf ihre Kunst, Namen hatten. Was Tacitus noch viel von einzelnen deutschen Volksstämmen, besonders von denen im hohen Norden sagt, übergehen wir mit Stillschweigen, da wir uns auf die Mittheilungen beschränken, die unsere Germania im engeren Sinne angehen.

---

80) Die Thatsache ist oben in der geschichtlichen Darstellung erzählt.
81) Statii sylvae 1, 4. v. 89.

VIII.

Häusliches und geselliges Leben. Sitten und Gebräuche.

Tacitus scheint, was ihm nicht wenig zur Ehre gereicht, sich selbst in dem Gemälde gefallen zu haben, das er uns von dem häuslichen Leben der alten Deutschen entworfen hat. Zu verwundern ist es nicht, daß die Einfachheit und Reinheit der Sitten der Deutschen, besonders ihre Keuschheit und Häuslichkeit im ehelichen Leben die Römer ansprechen mußte, die den Contrast in der Sittenlosigkeit und Verdorbenheit unter der römischen Kaiserzeit vor Augen hatten. „Gute Sitten vermögen mehr," ruft er begeistert aus, „als bei anderen Völkern gute Gesetze." Ein besseres Lob konnte dieser Geschichtsschreiber unseren Voreltern nicht ertheilen. Er beginnt die Lebensweise der Deutschen im 13. Cap. mit einer so schönen Schilderung der Ehe, daß wir diese hier wörtlich mittheilen, indem wir den kräftigen Zügen nur Weniges zur Berichtigung beizufügen wissen.

„So strenge, sagt er, bei den Germanen die Ehen sind, so verdient doch kein Zug ihrer Sitten größeres Lob. Sie sind beinahe die Einzigen unter allen Barbaren, die sich nur mit Einer Frau begnügen und nur Wenige machen eine Ausnahme davon. Es veranlaßt aber bei ihnen nicht die Wollust, sondern der Glanz einer vornehmen Geburt, daß sie angegangen werden, mehr als eine Gattin zu nehmen. Das Weib bringt dem Manne nicht die Mitgift, sondern der Mann dem Weibe. Kinder und Verwandte wirken dabei mit (intersunt) und prüfen die Geschenke, deren Auswahl aber nicht die Befriedigung der weiblichen Eitelkeit, noch der Schmuck den Neuvermählten bestimmte. Stiere, ein gezäumtes Roß, ein Schild mit Frame und Schwert sind die Gaben, mit denen ihr der Gatte entgegen tritt und welche sie ihm mit einem Geschenke an Waffen erwiedert. Sie glauben nämlich, das bezeichne einen festern Bund, das vertrete die geheime Weihe, rufe den Schutz der, die Ehe schirmen-

den Götter herab. Das Weib soll nicht dem Gedanken der Tapferkeit entfremdet seyn, noch daß die Unfälle des Krieges sie nicht zu berühren vermöchten. Die erste Weihe der beginnenden Ehe soll ihm ins Gedächtniß rufen, daß sie, eine treue Gefährtinn des Mannes, auch Arbeiten und Gefahren mit ihm zu theilen habe. Die Stiere im Joche, das Roß in seiner Rüstung, die Gaben der Waffen bekunden, daß der Gattinn Bestimmung sey, im Frieden und Kriege, im Dulden und Wagen bei ihm auszuharren. Es gelte das im Leben und Tod. Was sie empfangen, müsse sie unverletzt und in würdiger Weise den Kindern überliefern, müsse der Verehligung der Söhne die Weihe geben und einst sogar auf die Enkeln gelangen lassen.“

Eine solche Ehe durfte und konnte nicht in der entwürdigenden Weise geschlossen werden, wie es oft jetzt bei den spätern Nachkommen jener Deutschen der Fall ist. Der junge Mann unter Uebungen der Jagd und des Kriegs, unter abhärtenden Arbeiten und Spielen, fremd allen sinnlichen Lockungen und Genüssen, die frühe den Geschlechtstrieb aufregen und zur Befriedigung desselben locken, ehe die nöthige physische Ausbildung dazu da ist, fühlte spät den Trieb zur Ehe. Die Jungfrau in einsamer Zurückgezogenheit der häuslichen Beschäftigung, unter der keuschen und abeitsamen Mutter strenger Aufsicht und ihr Beispiel vor Augen, war erst für ihre Bestimmung als Gattin ausgebildet, ehe sie zur Ehe begehrt wurde. So wurde eine nach den Bedürfnissen des damaligen Standes der Civilisation glückliche Ehe geschlossen, deren beständige Würze die Enthaltsamkeit und Treue beider Gatten war. Diese Tugend, beinahe allen Barbaren fremd, war bei unserem Volke einheimisch. Die Angaben des Tacitus, daß ein Mann manchmal zwei oder mehre Frauen nahm, fand gewiß nur in den von ihm bezeichneten Fällen, höchst selten Statt, wohl noch seltener als er selbst meint.

Eine Eigenthümlichkeit, die so sehr von den heutigen Gebräuchen abweicht, ist, daß die Frau keine Ausstattung erhielt, sondern der Mann für die Mitgift zu sorgen hatte, und dann ihr Gegengeschenk, das Tacitus so schön erklärt.

Dies Gegengeschenk war aber stets nur Neben- und die Mitgift des Mannes die Hauptsache. Welcher große Unterschied herrscht hierin heutzutage, wo nicht selten der Werth der Frau nach der Schwere ihres Heurathsgutes abgewogen wird, und der Mann sich zuweilen nicht schämt, statt die Sorge für den Unterhalt seiner Gattinn und Kinder durch eigene Anstrengung zu erfüllen, sich aus dem Ihrigen ernährt, nicht selten sein Gelüste mit Vergeutung desselben befriedigt.

Eine Ehe der Art wurde im Allgemeinen von beiden Seiten streng gehalten. Vergaß sich eine Frau, so hatte der Mann das Recht an ihr den Treubruch zu bestrafen.

Tacitus im 19. Cap.

Unter der Aegide der Keuschheit leben sie in dieser Weise. Die verführischen Lockungen der Schauspiele und Gelage bringen ihnen keine Gefahr. Weder Mann noch Frau verstehen es, das Geheimniß der kosenden Liebe der Schrift zu vertrauen. Der Ehebruch, selten für so zahlreiches Volk, wird auf der Stelle und von dem beleidigten Gatten selbst bestraft. Mit geschornem Haupte und entblößt wird die Verbrecherin von dem Gatten in Beiseyn der Verwandten aus dem Hause gestoßen und mit Schlägen durch das ganze Dorf gejagt Ein Weib, das der Keuschheit heiliges Gelübde gebrochen, darf weder Verzeihung noch eines Gatten Hand erwarten, mögen immerhin Schönheit, Jugend oder Vermögen für sie sprechen. Denn niemand belächelt dort die Laster, und allgemeine Verderbtheit wird nicht mit dem Zeitgeist entschuldigt.

Heiliger ist noch das Band der Ehe, wo, wie in einigen Ländern, wo es nur Jungfrauen zu schließen vergönnt ist, daß so die Gattin, allen ferneren Hoffnungen und Wünschen entsagend, wie Einen Körper und Ein Leben, so auch einen Gatten nur besitze, der ihrer Gedanken und Begierden letztes Ziel sey, indem sie nicht sowohl den Mann, als den Gatten liebe. Mit der Zeugung der Kinder, nach einer gewissen Zahl, einzuhalten, oder eins von den Mehrgebornen zu tödten, gilt für schändlich.

Wie schön und kräftig spricht sich auch hier Tacitus, der, selbst ein redlicher Gatte und Vater, gewiß das Gesagte lebhaft fühlte, über die eheliche Treue der Deutschen

aus. Es bedarf keiner weitern Erläuterung der Ursachen der Keuschheit unserer Voreltern, sie waren noch im Besitze dieser schönen Tugend, als Folge des Zustandes der reinen Naturbildung, in der sie sich noch befanden. Die ganze Familie, von denselben Gefühlen durchdrungen, wohnte der Bestrafung ihres entarteten Gliedes bei. Die Strafe der Ehebrecherin ward dadurch besonders verstärkt, daß sie mit abgeschorenem Haupte, mit Ruthenstreichen, vom Gatten selber öffentlich durch's Dorf gejagt wurde. Denn in dieser Behandlung bekundete sich, daß die Verbrecherin nun nicht mehr frei sey, sondern der Knechtschaft hingegeben wurde. Sie war nun moralisch und bürgerlich zernichtet. Nichts vermochte ihr die für immer verlorne Ehre wieder zu geben. Die Strafe mußte so streng seyn, da der Deutsche sein Weib so hoch stellte.

Schön sagt der edle Luden hier:

Auf solcher Sittlichkeit ruhte die erste und natürliche menschliche Verbindung bei den Deutschen: es ist nicht zu verwundern, daß das öffentliche Leben so reich war an Tüchtigkeit und Tugend. Als Mütter und Väter erfreuten sich solche Ehegatten, gesunder und starker Kinder; von Geschlecht zu Geschlecht ging die angestammte Kraft; Entartung, Schwäche und Siechheit war nicht möglich. Auch hier behielt die Natur ihren Lauf und ihr Recht. . . .

Die Kleidung war bei den Deutschen, wie es in Verhältniß zu dem Andern zu erwarten ist, äußerst einfach. Es fand darin kein großer Unterschied zwischen beiden Geschlechtern Statt. Im Hause gingen sie beinahe nackend, auswärts trugen die Wohlhabenderen ein den Körper eng anschließendes Kleid, über welches sie im Sommer einen Mantel aus Wolle oder Bast, manchmal auch nur ein viereckiges Stück Tuch, ohne Aermel, im Krieg einen kürzeren Mantel, oft farbigen mit einer Hafte oder Dorn zur Befestigung, im Winter einen Pelz warfen. Diesen letztern, der, je nach den Vermögensumständen bald ein Schaafsfell oder die Haut eines wilden Thieres, oft in mancherlei Weise schöner bearbeitet und verziert war. Am Rhein war schon ausländischer Schmuck bei den Vermögendern in Mode. Die Frauen, im Allgemeinen wie die Männer gekleidet, trugen

auch manchmal Leinwand mit Purpur verbrämt. Dies Kleid hatte keine Aermel, die Arme und ein Theil der Brust waren bloß, um den Leib trugen sie zum Theil Purpurstreife. Die Bau- und Wohnart war verschieden. Ueber deren einfache Construktion ist schon das Nähere erinnert worden. Sie hatten mehr das Aeußere von Zelten, geflochtenen Hütten, als eigentlicher Gebäude. Unter denselben waren Keller, die zu Vorrathsörtern für Früchte dienten, das Dach war von Stroh oder Gesträuch. Im Hauswesen sah man folgende Einrichtungen und Gewohnheiten. Die Deutschen hüteten lange ihr Lager, daher die von den Römern verbreitete Meinung ihrer Arbeitsscheu, die sie als im Widerspruch mit ihrer Gewandtheit und Thätigkeit im Kriege nicht begreifen konnten. Dies findet man noch sehr häufig bei der Klasse des Mittelstandes besonders der Acker- und Arbeitsleute. Der Landmann, der so fleißig im Frühjahr, Sommer und Herbst ist, wo die Landarbeiten ihn in Anspruch nehmen, kann den halben Winter verschlafen; eben so mag es mit den Deutschen gewesen seyn, die gewöhnlich von den Römern zu einer Zeit überrascht wurden, wo sie geschäftlos waren. Alsbald nach dem Aufstehen badeten sich die Deutschen des Winters in warmem Wasser, des Sommers in Flüssen, unter einander, wie Cäsar wissen will. Nach dem Bade nahmen sie eine reichliche Mahlzeit. Beim Essen, auf besonderen Sesseln sitzend, hatte ein Jeder, manchmal seinen eigenen Tisch, stets seinen eigenen Teller. Der erste Sitz war in der Mitte, dem Vorzüglichsten unter den Gästen bestimmt, welcher an Kriegsruhm, Biederkeit, Adel des Geschlechts oder Reichthum den Uebrigen vorging. Ihm zur Seite saß der Hauswirth, dann folgten auf beiden Reihen die Gäste nach Stand und Würden. Je höher der Mann war, desto reichlicher wurde ihm vorgelegt; Knaben und junge Mädchen bedienten die Gäste. Das Mahl bestand in den Früchten des Landes, in Milch, Butter, Käse, Brod, Wildpret und Fleisch von ihren Heerden. Das Fleisch wurde, noch im Fell des Thieres, durch Kneten mit Händen und Füßen mürbe gemacht, oft roh gegessen, seltener gebraten; das gewöhnliche Getränk war Wasser, bald findet sich auch Bier als Nationalgetränk,

Branntwein kannten sie glücklicher Weise noch nicht, Wein fing schon an, durch den Handel Eingang zu finden. Die Frauen besorgten die häuslichen Geschäfte, die Männer trieben sich auswärts auf der Jagd, im Feld und sonst wo in Geschäften umher. Die Greise hielten daheim Aufsicht.

Eine der schönsten Sitten unserer Voreltern war die Gastfreundschaft. Cäsar und Tacitus erschöpfen sich in Lob über diese Tugend der Altdeutschen, in der sie sich vor allen anderen Völkern auszeichneten. Der Handschlag galt ihnen statt Eid. Keinem Fremden, wer und woher er auch seyn mochte, war die Aufnahme versagt. Ja es wurde für ruchlos gehalten, Einem die Gastfreundschaft zu versagen. Er wurde mit Lager, Speise und Trank freundlich erfreut. Beim Scheiden wurde der Fremde noch beschenkt und gewöhnlich wurde nun zwischen Beiden eine Gastfreundschaft für die Zukunft verabredet.

Die Deutschen waren große Trinker. Dies Laster scheint zum Theil aus diesen gegenseitigen Bewirthungen entstanden zu seyn. Sie brauten ein berauschendes Bier; die Deutschen am Rhein hatten schon Wein, den sie von den Römern erhandelten. Bei solchen Zusammenkünften brachte nun jeder das Seinige zum Vorschein und gab es zum Besten. Bei den Versammlungen der Gaugenossen ging es denn eben so und jeder suchte im Trinken wie sonst beim Kämpfen sich auszuzeichnen. So entstand und bildete sich bei ihnen das Laster der Trunkenheit aus, ohne daß es dafür gehalten wurde, weil es Sitte war.

So über das Leben der Deutschen, über die Feierlichkeit der Beerdigung der Todten und ihre Begriffe von einem jenseitigen Leben ist oben schon das Nöthige mitgetheilt worden.

IX.

Völker am Niederrhein und in Westphalen.

In dem von den Alten angenommenen Raume Deutschlands haußten eine Menge Volksstämme, von denen nichts als der Name und dieser nicht einmal richtig auf die Nach-

welt gekommen ist. Wir übergehen mit Stillschweigen alle die, welche außer dem Plane dieses Werkes liegen, statt dessen aber eine um so größere Sorgfalt Denen widmend, die wir als unsere spezielleren Vorfahren ansehen, d. h. denjenigen, welche wir als erste Bewohner des Niederrheins und Westphalens kennen lernen, und berühren dabei die, welche als Nachbarn in der Geschichte unseres Landes Antheil an ihren Kämpfen mit den Römern hatten.

Von den Alten, denen wir die Kenntniß unseres Landes und dessen Bewohner zu verdanken haben, nennen wir hauptsächlich Cäsar, Strabo, Mela, Tacitus, Plinius, Vellejus Paterculus, Ptolemeus, Dio Cassius. In Bezug auf die Classifikation der Völker dienten uns Tacitus und Plinius zum Leitfaden. Der Erstere hatte, wie wir bereits früher bemerkten, aus alten deutschen Gesängen, welche bei ihnen die Stelle der Geschichte und Annalen vertraten, drei angenommen: die Ingäwohnen, Hermionen und Istäwonen, ohne uns den Grund dieser Eintheilung angeben zu können. Plinius setzt ihnen später noch zwei Hauptstämme zu: die Vindili und Peucini mit den Bastarni. Da aber auch er nur einige Völker jeder Classe nennt, und eben so wenig wie Tacitus den Grund seiner Eintheilung anzugeben vermag, so übergehen wir das Ganze als eine geographische Antiquität, die für unsere Zeit den Werth verloren hat. [82])

In seiner, durch die Kriege mit den Römern erhaltenen Kunde, führt Tacitus die einzelnen Volksstämme so auf, daß er dem Laufe des Rheins folgt, und indem er so bis zum Norden Germaniens unbedeutende und zum Theil in der Geschichte ganz unbekannte Namen nennt, erwähnt er eines im Kampfe der Freiheit so ausgezeichneten Volkes gar nicht, d. h. der herrlichen Marsen. Es scheint, daß er sie darum überging, weil er sie durch die Rache, welche Germanicus an ihnen nahm, vom deutschen Boden vertilgt glaubte. Gewiß ist es freilich, daß nach jener Epoche ihres Namens nicht mehr gedacht wird. Die übrigen Völker, denen Tacitus den

---

82) Wen dieser Gegenstand interessiren sollte, findet ihn umständlich behandelt in Titze alleg. Werk. S. 5. u. 6.

größten Theil Deutschlands einräumt, rechnet er zu den Sueven, die stets von den anderen Deutschen abgesondert waren. Doch gehören die Nachforschungen darüber nicht hierher. Da die Deutschen im Allgemeinen, so auch unsere Vorfahren weit von einander ausgedehnt über das Land verbreitet, ohne Städte, Dörfer und eigentlich ohne mit einander in Verbindung stehende Wohnsitze lebten, so ist es schwer, die Größe ihrer Bevölkerung zu bestimmen. Die Alten hielten diese für sehr bedeutend, sie schlugen dieselbe bloß nach allgemeinem aber unsicherem Maßstabe an; denkt man an die vielen Wälder und Sümpfe, an den geringen Grad von Cultur, so hätte man Gründe das Gegentheil anzunehmen. Diese werden jedoch siegreich widerlegt. Wenn man den erfolgreichen Widerstand in Anschlag bringt, den sie den Heeresmassen der Römer leisteten [83]), so kann man nicht umhin, eine starke Bevölkerung Deutschlands, und unseres Landes insbesondere, anzunehmen. Außerdem liegen auch einige bestimmte Thatsachen vor, welche dieselbe beinahe außer Zweifel setzen. So wird angegeben, daß die überrheinischen Deutschen 128,000 Wehrmänner ins Feld stellen konnten. Die Usipeter und Tenkterer schätzte man auf 430,000 Menschen; bei jenem in unserer Geschichte bemerkten Zuge über den Rhein wurden 40,000 Sueven und Sygambern weggeführt. Die Bructerer sollen in einer einzigen Schlacht 60,000 Mann verloren haben. Ariovist hatte nach und nach 120,000 Menschen über den Rhein gebracht u. s. w. [84]) Wenn aus diesen Angaben, nehmen wir sie auch nicht in Betreff des Numerischen als apodictisch an, eine bedeutende Bevölkerung jener Zeit in unseren Gegenden, denn diesen gehörten sie meistens an, hervorgeht, so dürfen wir sie doch auf keinen Fall als die erste, und noch weniger als die einzige Ursache der glücklichen

---

83) Die Armee des Germanicus allein auf seinem zweiten Feldzug diesseit des Rheins bestand aus acht Legionen und fünfzehntausend Mann Hülfsvölkern; nimmt man eine Legion, nach ihrem damaligen Bestand, zu 6000 Mann an, so gibt dies eine Masse mit obigen von 60 — 70,000 Mann. Tacit. Ann. I, 56.

84) Barths Urgeschichte. 2. Bd. S. 297.

Kämpfe ansehen, die unsere Voreltern gegen die disciplinirten und tapferen Römer führten. Die Geschichte aller Zeiten, aller Länder und Völker lehrt genügend, daß noch so große rohe Massen selten einem gut geführten, in Tactik und Disciplin geübten, obwol weit geringeren Heere Widerstand zu leisten noch weniger einen Kampf bis zur völligen Zernichtung eines solchen Feindes zu bestehen vermochten. Da aber die Altdeutschen in unseren Gauen die großen, ihnen an numerischer Stärke beinahe gleichen, sieggewohnten, disciplinirten und vollkommen ausgerüsteten Krieger damaliger Zeit, bei ihren schlechten Waffen und absolutem Mangel an strategischen Kenntnissen nicht bloß aus dem Feld schlugen, sondern mehr als einmal völlig aufrieben, so mußte etwas Anderes, Höheres Anlaß dazu gegeben haben, — und dem ist sicherlich so. Es war die Allgewalt des kriegerischen Geistes, die Stärke ihrer Sehnen, vor Allem ihre heiße Liebe für Freiheit und Vaterland, dabei die Kenntniß des Bodens, auf dem gestritten wurde, und die demselben anklebende Wunderkraft, die sie zu jenen Großthaten befähigten, es war endlich der Beistand des höchsten Lenkers der Geschicke der Völker wie des Einzelnen, der stets mit dem Schwachen ist und ihn stark macht, wenn er für Recht gegen Unrecht und Druck kämpft! Der kriegerische Geist, der die Deutschen jener Zeit beseelte, war auch ein mehr als gewöhnlicher, und bei keinem Volke leicht größer zu finden. Nicht patriotische Vorliebe gibt uns diese Bemerkung ein, sondern die Geschichte rechtfertigt sie, auch nicht bloß die Geschichte der ältesten Zeit, sonderr die aller Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag charakterisirt das deutsche Volk als ein tapferes einziges Volk, das nie von dieser Tugend ausgeartet ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß jener kriegerische Geist längst vor der Römerzeit in unseren Voreltern glühte, so viel ist gewiß, daß auch ihre ganze Lebensweise auf dessen Erhöhung und Ausbildung berechnet war. Ihre Erziehung, ihre Spiele, ihre religiösen und andere Feierlichkeiten, ihre Schauspiele waren kriegerisch, und eine ihrer Hauptbeschäftigungen, die Jagd, war nicht minder eine kriegerische Uebung für sie. Aber nicht die Männer allein waren von einem kriegerischen

Geiste beseelt, sondern auch ihre Weiber trugen ein muthiges Herz im Busen. Seneca sagt von den Germanen Lib. 1. de ira cap. 11. Armis innascuntur innutriunturque, quorum unica cura est, alia negligentibus. Sie werden in den Waffen geboren und erzogen, ihre einzige Sorge ist auf die Waffen gerichtet, alles Andere vernachlässigen sie.

Nach dieser Abschweifung, für die wir wohl keiner Entschuldigung bedürfen, gehen wir nun zu unserem Thema über, dem wir nur noch die einzige und oben schon berührte Bemerkung voraus schicken, daß die Beschreibung des Landes und der Bewohner Deutschlands, wie sie uns die Alten, besonders Tacitus gaben, für uns um so wichtiger und ansprechender ist, da sie gerade unseren Wohndistrikten entlehnt ist und die denkwürdigsten Ereignisse jener Zeit auf niederrheinisch-westphälischem Boden vorfielen, und ihn dadurch zu einem classischen für ganz Deutschland machen.

Wir beginnen unsere Darstellung der Deutschen am Niederrhein und in Westphalen in der Reihefolge, die wir oben beim Beginnen der Geschichte beobachtet hatten, mithin mit denjenigen Volksstämmen, die wir dort, dem Plane unseres Werkes gemäß, aufzählten.

I.

Römisches Niedergermanien.

1. Die Bataver und Caninefaten [85]).

Der Wohnsitz der Bataver, heutige Holländer, dehnte sich über den größten Theil der Insel aus, die unter dem Namen Batavien bekannt, von dem Rhein, der sich hier, nach

85) Tacit. Hist. IV. 12, 19, 32. Ann. II. 6. Plin. IV. 17.

dem Ausdruck des Tacitus: velut in duos amnes dividitur, gleichsam in zwei Flüsse sich theilt, der Waal und der Maas und dem Ocean, dann einem Theil der südlichen Waal begränzt ist. Um obigen Ausdruck des Tacitus zu verstehen und uns einen um so deutlicheren Begriff von der geographischen Lage des Landes, nach seiner damaligen Beschaffenheit zu machen, bemerken wir nach D'Anvilles Folgendes: Der Rhein bleibt ungetrennt bis an die Grenzen der Bataver. Hier aber trennt er sich in mehre Arme, deren genaue Bestimmung jedoch Schwierigkeiten unterworfen ist, die aus den großen Veränderungen entstehen, die das Terrain in jener Gegend erlitten hat; wobei man besonders im Voraus bemerken muß, daß an der Stelle des jetzigen Zuydersee, die erst im 13. Jahrhundert durch den Einbruch des Oceans ihre jetzige Gestalt erhalten hat, damals noch festes Land war, das jedoch große Seen, besonders den Fluß Flevo enthielt, und daß die Yssel, die jetzt mit dem Rhein verbunden ist, ursprünglich ein Fluß für sich war, der durch den Lacus Flevo sich in die Nordsee ergoß. Dies vorausgesetzt, kommen die Nachrichten der Alten auf Folgendes heraus. Der Rhein hatte drei Hauptmündungen. Die südlichste heißt die Vahalis (Waal), die sich mit der Mosa (Maas) vereinigt und auch gegenwärtig mit ihm zugleich in die Nordsee strömt. Die mittlere behielt den Namen Rhenus, und ergoß sich westwärts von Lugdunum (Leiden) in den Ocean. Es ist dies der Arm, der sich in jenen Gegenden im Sande verliert, nach dem der, nach Cellarius, im 3. Jahrhundert gegrabene Leck ihm sein meistes Wasser entzieht. Der dritte oder nördliche Arm entstand durch die künstliche Vereinigung der Yssel (Isala) mit dem Rhein vermöge eines Kanals, den Drusus graben ließ, und von dem gehörigen Ortes schon in der Geschichte das Nöthige gesagt wurde. In Bezug auf die anscheinenden Widersprüche der einzelnen Schriftsteller merke man sich Folgendes: Cäsar kennt nur bestimmt die Waal und spricht von dem nördlichen Arme nur im Allgemeinen. — Mela zählt bloß die zwei Arme, den mittlern und den nördlichen, weil er die Waal für eins mit der Maas nimmt, mit der sie sich vereinigt. Der linke Arm ist daher bei ihm der

eigentliche Rhein; der rechte die Yssel. Bei Plinius ist der Name Vahalis verändert in Helium. — Tacitus spricht nur von zwei Mündungen, der Waal und dem Rhein, und erwähnt die Yssel nicht, weil sie ein künstlicher Kanal war. — Ptolemäus endlich gibt dem Rhein zwar drei Ausflüsse, irrt aber nur darin, daß er die Mündung der Maas noch davon unterscheidet.

Wie die Bataver, ein deutscher Stamm, hierher gekommen, und daß er schon vor Cäsars Zeit sich da befand, ist bei dem Aufstande des Civilis nachgewiesen worden. Plinius gibt der Insel eine Ausdehnung von zwanzig deutschen Meilen. Ihr Name nimmt seinen Ursprung in dem Wort Bat-au, ein niedrig Land. Lange und frühe Verbündete der Römer, stritten die Bataver ihnen stets zur Seite mit Erbitterung gegen ihre früheren Landsleute, (sie hießen daher amici et fratres Romanorum imperii), denen sie es nicht vergeben konnten, einst von ihnen zur Auswanderung genöthigt worden zu seyn. Erst zur Zeit ihres Aufstandes unter Civilis kehrten sie ihre Waffen gegen die Römer, mit denen sie sich aber nachher wieder aussöhnten und ihnen dann lange abermals mit alter Treue anhingen.

2. Die Caninefaten [86])

waren mit den Batavern von gleichem Stamme, aber nicht so zahlreich und bewohnten mit ihnen einen Theil der Insel, in den nordwestlichen Gegenden, in der Nähe des Oceans. Auch sie nahmen, wie gelegentlich gezeigt wurde, Antheil an dem Aufstande des Civilis. Ihr Name kommt von Watten, im Niederländischen eine der Ueberschwemmung ausgesetzte Gegend her, und von Kaien, dämmen; auch machte man sie zu Kaninefassern (Jägern). Die Friesen, Chaucen und andere Völker bewohnten gleichfalls noch die Insel der Bataver, zwischen Helium und Flevum Ostium.

---

86) Tacit. Hist. IV. 25, 32.

3. Die Gungern [87]).

Die Gungern waren ein Theil der Sygambern, (m. s. weiter unten) die vom Kaiser Tiberius acht Jahre v. Chr. 40,000 Seelen stark, (oben geschichtlich nachgewiesen), vom rechten Rheinufer in das Land der Menapier verpflanzt wurden, nachdem jene von dem Rhein nach der Maas weggedrückt worden [88]). Erst in diesen ihnen angewiesenen neuen Wohnsitzen nahmen sie den Namen Gungern an und hatten zu Grenznachbarn die Ubier, Menapier, Bataver mit dem Rhein. Sie waren von den Römern zu einer Wehr gegen die diesseitigen Germanen bestimmt. Ihr Gebiet am Ufer des Flusses, von dem Punkte, wo sich die Waal vom Rhein trennt, beginnend, zog sich im Regierungsbezirk Cleve, um Cleve, Calcar, Xanten, Rheinsberg bis nach Meurs hin. Auch sie waren Bundesgenossen des Civilis. Denkwürdige Oerter im Lande der Gungern sind folgende: Burginaticum, 1 ⅕ Meile oberhalb Arenacum am Rhein, trifft genau auf die heutige Schenkenschanze, arx Schenkiana, unterhalb Gruithausen. Ammian XVIII, c. 2. nennt diesen Ort Gnariburgium. Es war hier das Standquartier eines Flügels der VI. Legion. Die dortige Straße führt von Xanten nach Calcar. Auf dem Monreberge oder Monterberge bei Calcar und unten im Thale sieht man Spuren einer römischen Niederlassung.

Colona Trajana, nach Cluver der kleine Ort Kellen, 1 Meile von dem vorigen entfernt. Hier war das Hauptquartier der XXX. Legion, Castra Ulpia benannt, vom Kaiser Ulpius Trajanus angelegt. Nach Fiedler tausend Schritte davon an der Stelle des heutigen Xanten.

Vetera (castra), eines der ältesten römischen Kastelle am Rhein, das noch Augustus selber, bei seiner Anwesenheit in Gallien, nach der Niederlage des Lollius, angelegt hatte. Es war das stärkste Bollwerk gegen die Germanen der rechten Rheinseite. Nach Tacitus lag es sechszig Millien von

87) Guberni Plinius IV, 17. 31. Tacit. Hist. IV, 26.
88) Sueton. Tib. c. 9. Eutrop. VII, c. 9.

Cöln und bei Vetera stand der sechzigste Meilenstein. Da aber nach gallischen Millien und nicht nach römischen gerechnet wurde, so betrug diese Entfernung nach den letzteren nur 24. Diese Angabe correspondirt genau mit dem Fürstenberg bei Xanten, (Reg.-Bez. von Cleve 1 ½ Meile westlich von Wesel und 3 ½ südlich von Cleve). Hier befand sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Brücke, an deren Eingang Agrippina, die Gemalin des Germanicus, die aus dem inneren Germanien zurückkehrenden Soldaten des Cäcina danksagend empfing. [89]) Die Beschreibung des Tacitus von der Stelle, wo dieses Lager sich befand, stimmt mit der Gegend, wie sie heutzutage noch ist, größtentheils überein. Das Lager, mit einer Mauer, mit der Thürme verbunden waren, faßte zwei Legionen. Noch sind die Spuren des Walles an einigen Stellen des Fürstenberges zu bemerken.

Asciburgium, 13 Millien von Vetera ist eine uralte Burg am Rhein, deren Entstehung die Sage dem Ulysses zuschreibt [90]), die wahrscheinlich von Drusus zu einem Castell umgeschaffen wurde. Asciburgium wird von Einigen nach Essenberg, Duisburg gegenüber am Rhein verlegt [91]), von Anderen nach Asberg an der hohen Straße von Meurs und eben so weit vom Rhein. Das Letztere scheint die richtigere Meinung zu seyn, wie mehre auf dem Hochfelde bei Asberg ausgegrabene Alterthümer, wie die beiden Löwen, die in Meurs vor dem Rathhause liegen, beweisen [92]).

Calo, 3 ⅗ Meilen von Vetera entfernt, auf der Straße von Meurs deutet auf das Dorf Kalthausen unter Uerdingen. Das Städtchen Uerdingen soll von Hordeonius Flac-

---

89) Tac. Ann. I, 69.

90) Germania 3. . . . sagt: Uebrigens meinen Einige auch, daß Ulixes auf seiner langen, mährchenhaften Irrfahrt in diesen Ocean verschlagen, die Länder Germaniens besucht habe, und daß Asciburgium, das, am Rhein liegend, noch heutiges Tages bewohnt wird, von ihm gegründet und . . . benannt.

Rühs Bemerk. hierzu in seiner Germania S. 133.

91) Barths Urgeschichte Bd. 2. S. 145.

92) Ausführlich über diesen Gegenstand Fiedlers Röm. Denkmäler. S. 127—161.

cus, dem Statthalter des Kaisers Vitelius im römischen Germanien seinen Namen haben, weil er sein Lager hier hatte, (castra Hordeoni).

4. Die Ubier [93]).

Es ist in der Geschichte die Veranlassung zu der Versetzung der Ubier im Jahr 36 v. Chr. aufs linke Rheinufer erwähnt worden, eben so, daß sie nachher eine Stadt anlegten, die den Namen Colonia Agrippinensis (Cöln) erhielt, von dem sie dann selber den Namen Agrippinenser annahmen. Sie grenzten in der Nähe von Meurs an das Gebiet der Gungerer.

Gelduba, der nördlichste Ort im Gebiet der Ubier, lag da, wo jetzt das Dorf Geldub oder Gelb im Reg.=Bez. Düsseldorf, bei Uerdingen liegt. Es war ein Castell hart am Rhein gelegen und allem Anschein nach von Drusus erbaut. Ein Flügel der IX. Legion hatte hier sein Standquartier.

Novesum, das heutige Neus oder Nuys, 4 1/6 Meile von Cöln. Der Rhein strömte einst nahe an der Stadt vorbei. Auch dies Castell ist wahrscheinlich von Drusus angelegt. Ein Flügel der 5. Legion hatte hier sein Standquartier.

Durnomagus, Dormagen, ebenfalls das Standquartier eines Flügels der 5. Legion. Auch hier sind viele römische Denkmäler ausgegraben worden.

Buruncum, das Standquartier eines andern Flügels der 5. Legion, ist das heutige Woringen, nach Anderen ist es das Schloß Birgel auf dem rechten Ufer des Rheins, das aber ehemals auf dem linken Ufer lag.

Sontinum oder Sunium, das heutige Zons; 3/4 Stunden seitswärts von Dormagen.

Colonia Agrippina, das heutige Cöln, Hauptstadt der Ubier und der ganzen römischen Germania secunda. In der geschichtlichen Darstellung ist schon das Nöthige über die Begründung dieser Stadt gesagt worden.

---

93) Strabo IV. Caesar B. G. IV. 16. Plin. IV, 17. Dio Cass. XXXIX. 48. Tac. Germania 28.

Bonna, Bonn, eine Feste des Drusus am Rhein, wo er eine Brücke uber denselben schlug, 3 ¼ Meile von Cöln entfernt.

Vom linken Rheinufer gehen wir nun zu den Völkern auf der rechten Rheinseite, dem eigentlichen Germanien, dem Freien über und nennen zuerst

5. die Tenkterer [94]).

Dieses für die heutigen Bewohner des Herzogthums Berg, für einen Theil des südlichen Cleve, die Grafschaft Recklinh a sen und den größten südwestlichen Theil der Grafschaft Mark besonders wichtige Volk, da sie, als ihre Stammväter dies Land bewohnten, waren mit den Usipetern aus dem südlichen Deutschland gekommen, über den Rhein nach Gallien gezogen und von Cäsar durch Verrath geschlagen, über den Rhein zurückgekehrt. Jetzt ließen sie sich, nachdem sich die Usipeter von ihnen getrennt hatten, im Lande der ausgewanderten Ubier, in dem Unsrigen, nieder. Ihre Grenzen waren am linken Ufer der Lippe gegen die Ruhr bis Cöln hinauf, den Ubiern gegenüber, von denen sie nur durch das Rheinbett geschieden waren. Zu Nachbarn hatten sie im Süden zuerst die Sygambern, dann die Chatten, als jene über den Rhein gingen, im Norden die Usipeter, das Annobaische-(Elbe-) Gebirg schied die Tenkterer von den Sygambern. Sie erreichten in diesem Wohnsitze ihre höchste Blüthe, und hier findet man sie später noch als Franken.

Die Tenkterer sollen ihren Namen von dem Klange eines kriegerischen Instrumentes (etwa einer Trompete?) haben. Wenn diese Angabe auch nicht erwiesen ist, so vermögen wir diese Herleitung doch auch nicht, wie Reichard, für bloße Grille zu erklären.

Die Tenkterer zeichneten sich zu Cäsars Zeiten und später noch in den Kriegen der Cherusker, denen sie nicht als Anhängsel wie die meisten anderen, sondern als ein freies, selbstständiges Volk unter eigenem Namen und eigenen

94) Caesar IV, 16. Tac. Ann. XIII, 56. Hist. IV, 21. Germania 32.

Oberhäuptern beiwohnten, durch ihren besonders muthigen und freiheitliebenden Charakter aus, der sich bei ihren Nachkommen bis auf die heutige Zeit so ehrenvoll behauptet hat. Ihre Reiterei war zu Cäsars Zeiten als die Erste anerkannt.

Tacitus [95]) sagt von ihnen: Die Tenkterer zeichnet neben gewohnter deutscher Tapferkeit der Reiterei Kriegskunst aus, und nicht größeres Loben legen die Chatten ihrem Fußvolk bei, als die Tenkterer ihrer Reiterei. So kam es durch die Vorfahren auf, so behielten es die Nachkommen bei. Das ist der Knaben Spiel, der Jünglinge Wetteifer, daran halten die Greise fest. Wie Sklaven, Haus und übriges Gut, so sind die Pferde ein Theil der Erbschaft, diese erhält aber nicht wie jenes, der älteste, sondern der im Kampfe tapferste und beste.

Was das Geschichtliche anbetrifft, wie namentlich die Tenkterer in Verbindung mit den Usipetern und Sygambern dem römischen Legaten Lollius jene berühmte Niederlage beibrachten, und wie sie später im Jahr 12 von einem neuen Rheinübergang von Drusus abgehalten wurden, und wie dieser dann das Land der Usipeter und Sygambern heimgesucht und auch die Wohnsitze der Tenkterer durchzog, ist oben nachgewiesen worden. Nachdem ihrer einige Zeit nicht erwähnt wurde, treten sie wieder im Jahr 59 nach Christus hervor, als Bojocalus sie, an der Spitze der Ansibarier, in seinem Aufstande um Hülfe anrief, die sie aber nicht zu leisten wagten, weil der römische Feldherr Avitus ihnen auf dem Nacken saß. Dagegen nahmen sie einen um so lebhafteren Antheil an dem Aufstande des Civilis und in der Schlacht bei Trier fochten sie tapfer mit [96]).

6. Die Sygambern [97]).

Die Sygambern waren eins der mächtigsten, kriegerigsten und für die Römer gefährlichsten Völker. Sie sind ein

---

95) Cap. 32. der Germania.
96) Tac. Hist. Lib. IV, c. 64. 65. 77.
97) Flor. IV. 12. Caes. B. G. IV, 16. Dio Cassius L. IV. 32. Tac. Ann. II, 26. IV, 42.

zweites Stammvolk unseres Landes, denn ihre Wohnsitze verbreiteten sich von Julius Cäsar bis Drusus, vom Rhein bis an die Sieg und Lippe, von wo aus der Kern des Volkes sich in die Gebirgsgegenden Westphalens das sogenannte Süderland oder Sauerland ausdehnte. Cäsar fand sie im blühendsten Zustande, und gibt uns die erste Nachricht von ihnen und dem Gebiete, das sie bewohnten. Er fand sie damals an der Lahn und Sieg, den Rhein abwärts, wo sie sich auch später von Drusus bis Tiberius immer wieder finden, trotz dessen daß Tacitus sie übereilter Weise als von Cäsar völlig vertilgt angibt. Von der Sieg entlehnen sie ihren Namen, der bald Sicambrer, Sigambrer, bald Sugambrer, Sygambern, ja manchmal Cimbrer, Gambriver und Cankabrer ist, so wie von dem alten Worte Gaue, der Mann, oder von Heim, Ham, die Wohnung. Sie zogen sich aber von der Sieg nordwärts bis zur Lippe, wo sie die Bructerer zu Nachbarn hatten [98]). Südlich grenzten sie an die Ubier als diese noch diesseit des Rheines wohnten. Als Drusus im Jahr 12 v. Chr. von der batavischen Insel aus über den Rhein setzte, zog er durch das Land der Usipeter (m. s. weiter unten) und überschwemmte das Land der Sygambern, das er furchtbar zerstörte. Bei seinem zweiten Rheinübergang an derselben Stelle, schlug er eine Brücke über die Lippe und fiel abermals in ihr Land ein. Da die Bewohner zu einem Krieg mit den Chatten ausgezogen waren, konnte er ungehindert ihr Gebiet verheeren. In der Schlacht, die dieser Feldherr auf dem Rückzug zu bestehen hatte, worin er beinahe unterlag, waren es die Sygambern, die am tapfersten und wüthensten gegen ihn kämpften, um an ihm die erlittenen Unbilden zu rächen. Sie wurden aber dadurch so entkräftet, daß es Tiberius vermochte, einen gro-

98) Grupen leitet das praefix des Volksnamens von dem niederdeutschen Siek, d. i. ein wässeriger, sumpfiger Boden, ab. Clostermeier im alleg. Werk S. 30. u. 139. sagt: daher werden auch die Sygamberer paludiculae und paludosi genannt, und zwar nicht etwa bloß in ihren neuen Wohnsitzen an der Mündung des Rheins, sondern in ihrer Heimath des quellenreichen Süderlandes.

ßen Theil derselben auf das rechte Rheinufer zu verpflanzen. Die Gungerer, wie schon bemerkt wurde, nahmen daraus größtentheils ihr Entstehen. Die Uebrigen, nunmehr in ihren Wohnsitzen zwischen der Lippe und dem Rhein, also nördlich von der vorigen, nahmen sie Antheil an den Kriegen der Cherusker mit den Römern. Einer ihrer Häuptlinge, Deudorix, befand sich unter den gefangenen deutschen Fürsten, die den Triumph des Germanicus zu verherrlichen gezwungen waren. Die Sygambern verloren sich endlich unter den Franken, aber nicht ruhmlos und spurlos, denn selbst Clodowig der Große und Charibert stammten aus ihnen; und es ist gewiß eine eigene Bestimmung, die diesem Volke ward, daß es die hartnäckigsten Feinde der Römer und von ihnen am heftigsten verfolgt, der Herrschaft dieser Letzteren in Gallien ein Ende machte, in welche das, wie eben bemerkt wurde, ihm entsprossene Merovàische Geschlecht das neue Frankreich gründete.

7. Die Chatten [99]).

Dies mächtige Volk, das nur zum Theil dem Kreise unserer Geschichte angehört, wohnte in den heutigen Provinzen Fulda, Hanau, Nieder- und Oberhessen, im Herzogthum Nassau und in einem Ende der Provinz Westphalen. Ihre Grenzen nach der Bennung jener Zeit waren östlich: Semana sylva; nördlich die Chamaver und Dulgibier, westlich die Incriones, südlich an dem Hercynischen Wald.

Den Krieg, welchen die Chatten mit Germanicus führten, erzählt Tacitus in seinen Annalen I, 56. Auch an dem Kriege unter Ariovist gegen den Cäsar scheinen sie früher Antheil genommen zu haben. Sie werden von ihm aber immer Sueven genannt. Man erinnere sich, daß die Ubier einen Theil der Sueven, die dem Ariovist nach dem Rheine zu Hülfe zogen, überfielen und hart mitnahmen. Dies waren vermuthlich Chatten. Darum sind sie aber noch nicht Sueven, was sich aus der völligen Verschiedenheit ihrer Sitten und Gebräuche von jenem Volke unterscheidet. Man

---

99) Tac. Ann. I, 55. 56. II, 7. 25. XII, 27. XIII, sub. fin. Id. Germania c. 30. 31. 32. 36: Id. Hist. IV, 12. 37. Eutr. VII, 23.

könnte also höchstens annehmen, daß sie sehr lange vor Cäsar als ein Zweig der Sueven ihre eigene Bildung genommen hätten. In den Feldzügen des Drusus hebt sich der Zweifel über sie, da sie da zum ersten Mal als Chatten bekannt werden. Sie fochten damals vereint mit den Sygambern und Cheruskern gegen die hart bedrängten Römer in der Schlacht von Arbalo (11 v. Chr.) wo sie große Tapferkeit bewiesen.

8. Die Cherusker [100]).

Kein Volk in der alten germanischen Welt besteht noch so lebendig in der Erinnerung der Nachkommen fort als dieses. Die herrlichen Ereignisse im Teutoburger Wald sind es ja, die ihm dieses unvergängliche Denkmal stifteten. Die Cherusker waren es freilich nicht allein, die jene Großthaten verrichteten, denn beinahe alle von uns hier gefeierten Völker, nahmen mehr oder weniger ruhmvollen Antheil daran, allein daß Hermann ein Cherusker war und die klassische Stelle im Teutoburgerwald, wo die dreitägige Schlacht Germaniens Freiheit und der römischen Legionen Zernichtung entschied, auf cheruscischem Gebiete lag, trug nicht wenig zu einer besondern Berühmtheit dieses deutschen Volkstammes bei. Man hätte erwarten sollen, daß man aus diesem Grunde auch recht viel und bestimmt von ihm zu sagen wüßte, und dennoch ruht solche Dunkelheit über den Cheruskern und ihren Wohnsitzen, daß es beinahe unmöglich ist damit, bei den vielen herrschenden Widersprüchen ins Reine zu kommen. Um so viel als möglich auch hier etwas Licht über das geschichtliche und geographische Dunkel zu bringen, müssen wir vor Allem im Auge behalten daß es ein Volk Cherusker und ein Cherusker-Bündniß gab. Das Letztere betrachtet, finden wir die Völker, woraus es bestand, auch Cherusker genannt in weiter Ausdehnung auf beiden Seiten der Weser. Tacitus erwähnt ihrer so als von den Schlachten auf dem Idistavischen Felde und an der Grenze der Angriwarier die

100) Tacit. Ann. I, 56. 59. II, 17. 26. 41. 45. 64. XI, 16. XII, 28. XIII, 56. Id. Germ. c. 36. Caes. Gall. VI, 10. Plin. IV, 14. Paterc. II, 105. Dio Cass, L. V, 1.

Rede ist, und Vellej. Paterculus L. II. c. 105 sagt, als er von der Varianischen Niederlage spricht: Visurgis amnis mox nostra clade nobilis. Der da angenommenen Ausdehnung gemäß, kann man die Grenze so annehmen: zwischen den Angrivarii im Norden; der Weichsel (Visurgis) im Westen; der Chatten (durch den Baceniswald) im Süden; und der Saale oder Elbe im Osten. Das Bündniß bestand beinahe aus allen kleineren Völkerstämmen, die sich zur eigenen Vertheidigung nicht stark genug hielten, und welche die Römer gewöhnlich Clienten der Cherusker nannten. Die Dulgibiner, die Ansibarier, die Chasuaren u. a. m. die Sygambern, die Tubanten, Marsen, Bructerer, selbst die Tenkterer gehörten dazu und trugen alle das Ihrige zur Verherrlichung des Cherusker-Namens bei. Hat man nun eine strenge Heerschau über alle diese einzelne Volksstämme gehalten und ihre Wohnsitze möglichst genau kennen gelernt, dann erhält man auch eine ziemlich richtige Kenntniß des Cheruskervolkes im speziellen Sinne.

Fest steht ein Theil der Westgränze der Cherusker gegen die Chatten, die durch Cäsar bestimmt und so bezeichnet wird, daß er den Baceniswald als Grenzscheide angibt. Dieser auch Buchonia genannt, lag südwestlich von den Chatten, nördlich vom Main, war ein Theil der Hercynii Montes und bildete den westlichen Theil des Thüringer Waldes. Beweis ist der letzte Zug des Drusus, der, bis an die fränkische Saale vorgedrungen, sich dann nordwärts wendend, zum Gebiete der Cherusker kam. Verfolgt man diesen Zug immer weiter bis an die Elbe und erfährt, daß er überall nur Cherusker fand, so stellt sich auch dahin ihre Südost-Grenze ins Klare, so daß man die sächsische Saale von Rudolstadt bis Weißenfels als solche annehmen, dann eine Linie bis zur Mulde bei Eilenberg und endlich bis zur Elbe bei Torgau zieht.

Zur Zeit der Statthalterschaft des Quinctilius Varus traten die Cherusker im Norden und Westen des Harzes auf, wo man sie früher noch nicht gesehen hatte und damals war es auch, wo sich jene kleinere Völker ihnen anschlossen, die meistens an der Lippe und Weser wohnten. Als Germanicus seine Heereszüge, und besonders den

von der Seeseite her, unternahm, lernte auch er ihre nordwestliche Grenze so kennen. Sie läuft durch eine nordwärts gekrümmte Bogen-Linie von den Ufern der Weser bei Oldendorf bis an die Aller bei Celle und von hier nach den Ufern der Elbe in der Nähe bei Magdeburg. Das Cheruskervolk breitete sich also in der Zeit seiner Macht und Blüthe ziemlich gleichweit auf allen Seiten des Harzes aus.

Die Marsen [101]).

Wie viele verschiedene Meinungen über die Wohnsitze dieses ausgezeichneten deutschen Volksstammes herrschen, geht aus nachstehender Uebersicht derselben hervor.

Reichard. Die Marsen haußten in dem östlichen Strich von Paderborn, so weit jetzt das königlich preußische Gebiet bis an die Weser geht, und stießen westlich an die südliche Fortsetzung des Teutoburger Waldes, mithin lag auch Corvey in ihrem Ländchen, und ihre Grenze gegen die Cherusker machte die jetzige preußische gegen Lippe und Hannover aus.

Kruse schränkt ihren Wohnsitz zwischen der Lippe, Ruhr und dem Rhein ein.

Wilhelm. Ihre Besitzungen umfaßten die Umgegend der Stadt Münster, die Grafschaft Rietburg und einen Theil der Landschaft südlich von Hamm. Ihre Grenzen nach den alten Völkern waren folgende. Im Norden an die Bructerer, im Westen an die Usipeter, im Süden an die Tenkterer und Sygambern und vielleicht auch an die Chatten, im Osten an die Tubanten und Dulgibirer und gegen Nordost an die Ansibarier.

v. Ledebur weis't den Marsen ihren Wohnsitz in dem Osnabrückischen an, und zwar mit Berücksichtigung der späteren kirchlichen und politischen Eintheilungen in demjenigen Theile des osnabrückischen Sprengels, der an das Nordland, d. i. an den Emsgau und Hasegau oder an das Land der Ansivarier und Chasuarier grenzend, ganz zu Westphalen gehörte.

---

101) Tacit. Ann. I, 50. 56. II, 25. Id. Hist. III, 59. Strabo VII.

L. Koch [102]) ist der Meinung, daß sich das Marsengebiet über die Marschgegenden der Ems von etwa Münster bis Steinfurth und Bentheim erstreckt habe. Wie viel weiter? ob noch über die Ems hinaus, kann nicht ermittelt werden. Eine Menge bald einander mehr sich nähernder bald noch weiter von einander abweichender Ansichten über diesen Gegenstand mit Stillschweigen übergehend, sind wir der Meinung, daß da uns durchaus alle geographische Mittheilungen von Seiten der Alten über die Marsen fehlen, uns bloß die geschichtlichen Thatsachen darüber einigermaßen zurecht weisen können. Die Feldzüge des Cäcina und Germanicus führen uns zu der wohl zu beachtenden Gewißheit, daß sie der Schlacht im Teutoburger Wald im Bunde der Cherusker beigewohnt haben. Geht hieraus nun auch nicht apodiktisch hervor, daß sie Angrenzer der Cherusker auf diesem Punkte waren, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß sie in der Nähe des Schlachtfeldes wohnten, und Nachbarn der Bructerer waren. (M. s. weiter unten.) Daraus folgt aber noch nicht, daß sie nach Ledebur, so weit hinauf ins Osnabrückische zu verweisen wären, sondern es scheint uns wahrscheinlicher, daß sie dem Rheine näher gewohnt haben müssen, da sie Germanicus nach einem zweitägigen Marsche von Vetera aus schon erreichte, so daß die ihnen von Wilhelm angewiesene Stelle wol die richtigere zu seyn scheint, womit auch die Reichardsche leicht in Uebereinstimmung zu bringen seyn möchte. Diese Ansicht scheint auch darin ihre Bestätigung zu erhalten, daß ihr Gebiet so leicht von den Römern überzogen werden konnte. Im Marsengebiete befand sich auch der berühmte Tempel der Tofana. Unser Raum würde nicht hinreichen, wenn wir alle die Meinungen anführen wollten über die Stelle wo sich der Tempel der Tofana befand. Es gibt sogar Schriftsteller die dessen einstiges Daseyn bezweifeln und den Namen einem heiligen Haine beilegen [103]). Er lag freilich in dem Gebiete der Marsen, aber

---

102) In seiner vortrefflichen Abhandlung in den Westphälischen Provincial-Blättern. 1. B. 2. Heft.

103) Barth, Hertha 1828.

da man sich über dieses selber nicht vereinigen konnte, so unterlag es noch mehr Schwierigkeiten, sich über einen so kleinen Punkt darin zu verständigen. Bald sollte dieser Tempel im Münsterschen, im Paderbornischen, bald in der Grafschaft Mark, in dem Corveyschen, in der Grafschaft Ravensberg, bald im Bentheimischen oder sonst wo gelegen seyn. Möser, Wilhelm, Tyrell, und andere gewichtige Männer verlegen ihn in die Nähe des heutigen Münsters. Diese letztere Meinung gründet sich hauptsächlich auf Strabo, nach dessen Versicherung er nahe bei einer Stadt mit Namen Bogadium lag, die man als das heutige Münster annahm. Mehr als dies spricht aber für diese Lage des Tofanen-Tempels der Zug des Cäcina, auf welchem derselbe dem Boden gleich gemacht wurde. Clostermeier verlegt die Tofana in die Gegend von Cösfeld, von Stromberg nach Hamm, Rosenmeier nach Duisburg, Cluver und Adelung in den Teutoburger Wald. Diese Streitfrage wird so lange unentschieden bleiben, als es die Geographen-Bestimmungen über die Wohnsitze der Marsen sind — also wahrscheinlich immer!

Zum Beleg für diese Meinung, der auch wir beipflichten, wiederholen wir folgende, bereits oben in der Geschichte erwähnte Thatsache. Germanicus, der bei Vetera über den Rhein ging, zog durch den Wald Cäsia, Heserwald, die Lippe aufwärts. Er lagerte darin auf Tibers Linien, ließ vorwärt recognosciren, lichten, Alles in demselben fortlaufenden Wald. Außerhalb desselben kam er an die Weiler der Marsen, 10 Meilen umher, wurde von ihm das Land verheert, und hier muß das Heiligthum der Tofana gestanden haben, das zerstört wurde. Germanicus war weit ab vom Rhein gekommen, denn die Nachbarvölker Bructerer, Tubanten, Usipeter standen auf, den Frevel zu rächen, und gewannen noch Zeit ihm in den Wald zuvor zukommen, durch den der Rückzug ging, und der wieder kein anderer als der Heserwald war, nur daß er zum Rückzug den kürzern gebahnteren Weg gewählt haben mag. Demgemäß muß der Tempel der Tofana weiter abwärts von Cösfeld tiefer im Münsterschen gelegen seyn.

Was den Namen des Tempels und seine Bestimmung betrifft, ist bereits oben unter der Rubrik, Religion der Deutschen, erwähnt worden.

10) Die Bructerer [104]).

Die Lage und die Grenzen dieses mächtigen Volkes, der Istäwonen auf dem rechten Rheinufer, ist schwer zu bestimmen und unterliegt heute noch, nach so vielen Forschungen, manchem Zweifel. Leopold v. Ledebur hat sich in seiner gehaltreichen Schrift [105]) entschiedene Verdienste um die Erledigung dieses Gegenstandes erworben.

Barth sagt: [106]) Neben den Sygambern längs der Lippe und an der Ems wohnten die Bructerer, ein Localname von Bruch, Brok, eine von Sümpfen unterbrochene Gegend. Sie werden daher auch Boructwari genannt, Männer am Brokland. Wir finden die großen und kleinen Bructerer bemerkt, diese längst der Lippe, jene also an der Ems. Wilhelm [107]) sagt: Die Bructerer auf dem rechten Rheinufer bewohnten den größten Theil des im Norden der Lippe bewohnten Gebietes, von der Yssel bis zur Ems und von der Ems bis in die Nähe der Weser. Im Norden grenzten sie an die Friesen und die Chauken. Nach Reichard [108]) bewohnten die Bructerer das Land von ungefähr folgendem Umkreise. Von Meppen wo sie an die Friesen und Chauken grenzten westlich nach der nahen Vecht, deren Lauf hinab bis zur Regge; diesen Fluß aufwärts bis zur Lippe, an diesen hinauf bis zum Teutoburger Wald. Längs diesem an den Grenzen der Cherusker wieder zurück, und auf der südlichen Grenze der Angriwarier fort bis Emsbüren.

Vergleicht man diese verschiedene, jedoch in der Hauptsache nicht bedeutend von einander abweichende Ansichten,

---

104) Tac. Ann. I., 55, 60; Id. German. c. 33. Vell. Paterc. II. 105. Strab. VII., Ptol.
105) Das Land und Volk der Bructerer. 1827.
106) Urgeschichte. 2 Bd. S. 209.
107) Germania S. 126.
108) Germanien. S. 25.

nach dem von Ledebur in seiner Untersuchung eingeschlagenen Gang, so scheint sich uns nachstehendes ziemlich genügendes Resultat zu ergeben.

Die Bructerer bewohnten den größten Theil des Landes oberhalb der Lippe unfern der Yssel bis an die Ems, von da abwärts bis gegen den Teutoburger Wald, so daß sie das ganze rechte Ufer der Lippe inne hatten, nicht gewiß aber wahrscheinlich ist es, daß sie auch als Nachbarn der Sygambern einen Theil des linken Lippe-Ufers bis an die Cherusker Grenze bewohnten. Wilhelm ist nicht der Meinung, daß sich das Land, wenigstens nicht in der füheren Zeit bis an die Lippe erstreckt habe; da aber Strabo bestimmt angibt, daß die Lippe das Gebiet durchflossen habe, und, wie wir in der Geschichte erwähnten, die Bataver jenen von den Römern eroberten Dreiruderer der Velleda, die im Bructerland wohnte, wie wir gleich noch näher nachweisen werden, der Lippe aufwärts zuführte, so ist auch als eine sichere Thatsache anzunehmen, daß die Lippe im Land floß. Wilhelm meint zwar, daß daraus nichts erhelle, als daß man der Velleda habe auf der Lippe nahen können, freilich, aber warum auch gerade das annehmen? es dünkt uns, das Andere eher daraus hervorzuhen. Ledebur bekennt sich ohne Weiteres zu dieser Meinung, auch Reichard, um so mehr, da Beide den Sitz der Velleda an der Lippe annehmen.

Daß die Nordgrenze der Bructerer bis an die Ems und zwar bis zur Schiffbarwerdung, das heißt bis zu deren mittleren Lauf bei Embsbüren sich ausdehnte, erhellt aus dem Schiffgefechte, das Drusus im Lande der Bructerer auf der Emse bestand. Die Westgrenze erstreckte sich aber allem Anscheine nach nicht bis an den Rhein, sondern nur bis an das Gebiet der Usipeter. 109) Als Beweis, daß ihre Südgrenze sich bis auf die linke Seite der Lippe ausdehnte, möchte Folgendes dienen:

Claudian nennt sie Anwohner des Hercynischen Waldes, worunter die Römer nicht bloß die Gebirgswaldungen im

109) Sulpitius Alexander ap. Gregor Tur. Lib. II. c. 9. Transgressus Rhenum Bricteros ripae proximos...depopulatus est.

südlichen und mittleren Deutschland, sondern auch die nordwärts vom Maine zwischen Weser und Rhein hinziehenden Gebirge Hessens und Westphalens und noch weiter hinaus, die Lage von Arbalo, auf die wir bald zurückkommen werden, verstanden.

Die Südost und Ostgrenze ist unbestritten das Cherusker- und das Marsengebiet, dies Letztere nach unserer Annahme oben.

Aus dieser Grenzannahme geht also evident hervor, daß die Bructerer, vom ersten Bekanntwerden mit ihnen bis auf ihr Verschwinden im Sassenvolke, da sie nie ihre Wohnsitze veränderten, zu Westphalen gehörten d. h. in der mittleren Geographie, denn in der neuern erhielt Westphalen eine weitere Ausdehnung. Sie bewohnten nämlich nordwärts den größten Theil des Hochstifts Münster, einen Theil des Osnabrückischen und Paderbornischen bis an die Grenze Westphalens gegen Engern. Südlich sind die Grenzen der nördliche Theil des Herzogthums Westphalen, die Grafschaft Mark, die Veste Recklinghausen und das Fürstenthum Essen.

Folgende zwei merkwürdige Oerter befanden sich im Lande der Bructerer.

a) Turris Velledae, Thurm der Velleda.[110])

Ueber die Velleda selbst ist das Nöthige gelegentlich bei der Religion der Deutschen mitgetheilt worden, und das Gegenwärtige hat bloß die Bestimmung ihren Wohnsitz zu erläutern. Der bedeutendste und entscheidendste geschichtliche Beleg für den Aufenthaltsort dieser Weissagerin ist die allegirte erste Stelle des Tacitus darin heißt es: Ea virgo nationis Bructerae, daraus erfahren wir also, daß sie eine Bructerin war, dann entnehmen wir aus der andern, daß sie unter ihren Verwandten in einem Thurm lebte, und durch das ihr zugesandte, schon mehr erwähnte Geschenk eines Dreiruderers, daß man die Lippe aufwärts zur ihr gelangte, endlich aus der ihr zugeschickten Gesandtschaft im batavischen Aufstands-Kriege, um den Frieden zwischen den Römern und Batavern

110) Tacit. Hist. IV, 61. 65. V, c. 22. 24. Dio Cass. L. 67. c. 5.

zu vermitteln, daß jene von Cöln aus die Reise dahin antraten. Da wir also annehmen müssen, daß der Thurm der Velleda im Bructerlande lag, daß er an der Lippe lag, wie wir glauben bereits oben mit überwiegenden Gründen dargethan zu haben, so muß er, nach Ledebur zwischen Schermbeck und Lünen gewesen seyn und hat demnach keins der vielen Orten, die von andern Schriftstellern aufgeführt werden, darauf Anspruch aus dem einzigen und einfachen Grunde, weil keins derselben in dem Bructerland, nach unserer Bestimmung lag. Namentlich fällt die sonst ziemlich plausible Hypothese Reichards weg, wo er den Thurm nicht weit von der Diemel, nördlich von Arolsen bei Vollmarshausen sucht, wo er aus dem Namen des da liegenden Dorfes Velleda oder Welleda und den Ruinen auf dem Berge seinen Beweis entlehnt. Weil Reichard dies Dorf außerhalb des Bructerlandes annimmt, so entschuldigt er sich damit, daß er sagt, die Angabe des Tacitus, daß die Velleda eine Bructerin gewesen, beweise noch nicht, daß der Thurm auch im Lande selber gestanden. Möglich wäre dies freilich, aber nicht wahrscheinlich, und so lange dies der Fall ist, müssen wir uns eher daran halten als an das Andere.

b) Arbalo.[111])

Reichard ist der Meinung, daß es im Lande der Chatten gelegen habe. Wir wissen aus der geschichtlichen Darstellung, durch was diese Stelle berühmt geworden ist, nämlich durch den mörderischen Kampf des Drusus und der Germanen. Auch über den Punkt, wo dies Arbalo, wahrscheinlich eine römische Ansidelung, zu suchen, wird man sich nie vereinigen; so leiten einige den Ursprung der Stadt Arnsberg daher ab. Wir können darüber nur durch genaue Beleuchtung der Geschichtsstelle ins Klare kommen, die jene Schlacht erzählt. Plinius der die Beschreibung davon liefert, hat, bis jetzt ist wenigstens diese Meinung noch allgemein als die richtigere angenommen, unter demselben dasselbe Gefecht verstanden, in dem Drusus über die ihn hart drängenden Sygambern einen blutigen Sieg erfocht. Dann aber fiel das Gefecht auf

111) Dio Cassius L. IV. 33. Plinius XI. 17.

der Rückzuglinie von der Weser in der Gegend von der Dimel-Mündung nach der Lippe Festung Aliso zu, vor, und Arbalo lag auf dem Bructerboden nahe an der Cheruskergrenze [112]).

c. Silva Caesia

im Lande der Bructerer, ist in der besondern Rubrik „Wälder" behandelt.

d. Die Befestigungslinie von Aliso bis Castra Vetera.

Die Limites der Römer, Landwehren, Grenzbefestigungslinien, befanden sich der Natur der Sache gemäß in den meisten Ländern, deren Eroberung sie sich sichern wollten. Auf dem rechten Ufer der Lippe finden wir die, von denen hier die Rede seyn soll. Sie nehmen ihren Anfang bei der Festung Aliso bis Vetera castra, um so eine feste Verbindungslinie bei ihren Einfällen in Deutschland zu unterhalten. Ueber diese ist bereits der limites Tiberii erwähnt worden, vermittelst deren es diesem Kaiser gelang die Bructerer zu unterjochen, welche sich in ihrem Gebiete zwischen der silva Caesia und dem Gebiet der Marsen angegeben. [113]) Wir finden ferner darunter die Limites zwischen Aliso und dem Rhein, [114]) die Germanicus wiederherstellte, (sie waren also früher da). Dr. Fiedler i. s. mehr alleg. Werkchen gibt eine umständliche Beschreibung einer Landwehr, welche sich vom Meer in einem Halbkreise um Wesel herum zieht, und dann über Schermbeck parallel mit der Lippe fortlaufend wahrscheinlich ein Ueberrest jener alten Militairstraße zwischen Aliso und Vetera ist.

Wir verbinden mit Gegenwärtigem auch eine Notiz von den Pontes longi deren geschichtlich gedacht wurde.

Diese Pontes longi, lange Brücken, führten an verschiedenen Punkten über die Moorgründe, welche sich auf der

112) v. Ledebur alleg. Werk. S. 303.
Clostermeier alleg. Werk. S. 64. Barths idem Bd. 1. S. 453. sucht den Ort an der Weser zwischen Hörter und Minden, und Wilhelm und Andere in den Engpässen des Eggerwaldes.

113) Tacit. Ann. L. I., 50.

114) Id. Lib. II, 7.

Heerstraße der Römer zeigen, auf denen Cäcina seinen Rückmarsch nach dem Rhein antrat. Da sich auch über diesen verschiedene Meinungen vorfinden, so konnte man sich bisher auch nicht über die Lage der langen Brücken verständigen. Clostermeier, Wilhelm und viele Andere suchten ihre abweichenden Ansichten darüber geltend zu machen, deren Prüfung uns für die stimmte, welche Hauptmann Flensberg in der Zeitschrift Hermann, Jahrgang 1819, äußert, der sie zwischen Ems und Rhein und zwar auf der großen Straße sucht, die Cäcina auf seinen verschiedenen Zügen durch das Bructerland gegen die Marsen und an die Ems kennen lernte.

e. Ara Drusi.

Wir haben bereits oben gehört, daß die ara Drusi ein, dem Andenken des Drusus geweihter Altar war. Da die Stelle wo er sich befand durch keine Forschung genau zu ermitteln ist, so folgen wir der uns am meisten genügenden Ansicht Clostermeiers, der dies Denkmal innerhalb des römischen Grenzwalls, also ins Land der Bructerer verlegt.

Von Ledebur glaubt sogar, daß es sich innerhalb der Festungswerken von Aliso selbst befunden habe. Es war, sagt dieser Gelehrte, wohl kein Punkt geeigneter, dem Drusus ein Denkmal zu setzen, als gerade jenes Castell, zu dem er selber den Grund gelegt hatte. Nirgends war es wol so sicher gegen Zerstörung als innerhalb der Festung selber. Mit Eroberung derselben, nach der Niederlage des Varus, ward natürlich auch der Altar des Drusus umgestürzt.

f. Städte des Ptolemäus im Lande der Bructerer.

Die Unbestimmtheit, welche sich in allen Städten-Angaben des Ptolemäus vorfindet und das Verschwinden aller Spuren zur Auffindung der Stellen, wohin er sie verlegt, machen das Ganze zu einer Antiquität, die alles Interesse für die neue Zeit verloren hat, da doch keine genügende Ansicht darüber mehr zu geben ist. Aliso ist eine darunter, das er nahe an den Rhein, nur 3½ gr. Meilen von Castra verlegt, da wir doch ein Aliso nach ganz bestimmten Nachrichten, wovon auch hier allein die Rede seyn soll, an der Lippe beim

Dorf Elsen im Paderbornischen kennen. Beide können nicht eins seyn, das erste muß also, wenn wir den Ptolemäus nicht eines groben Irrthums über dessen einstige Existenz bezüchtigen wollen, ganz außer dem Bereich unserer Forschungen liegen. Da wir aber über das Aliso im Lande der Bructerer in der Geschichte das Nöthigste mitgetheilt haben, so bemerken wir hier nur noch nachträglich Folgendes: Aliso darf nicht nach den unbedeutenden Ruinen beurtheilt werden, die sich jetzt noch zwischen den beiden Dörfern Elsen und Neuhaus vorfinden. Im Gegentheil können die Festungsanlagen nur groß und beinahe uneinnehmbar nach den Aeußerungen des Tacitus und Dio, so wie aller übrigen Schriftsteller, gewesen seyn. Sie faßten, wie Reichard meint, wahrscheinlich einen Umfang von, was wol zuviel gesagt seyn möchte, mehren geographischen Meilen, besonders gegen den Teutoburger Wald hin. 115)

Wir nennen nun die zweite sogenannte Stadt des Ptolemäus: Borgadium, welche die Meisten für die Stadt Münster halten, im Gebiet der Marsen, Reichard nimmt dafür Bocholt im Münsterschen; auch in Bögge in der Grafschaft Mark suchte man es. Ledebur nimmt Bockum an der Lippe dafür an — dann läge es in seinem Land der Bructerer. Er ist aber auch diesmal nicht ohne gute Gründe für diese Meinung, weil Bockum auf der großen Römerstraße zwischen Aliso und Vetera lag, vielleicht eine befestigte Zwischenstation war.

Mediolanium. Dieser Ort ist wahrscheinlich, wenn er je existirte, das heutige Städtchen Meteln an der Vechte. Viele nehmen ebenfalls dafür die Stadt Münster.

Munitium wird von Einigen im Ravensbergischen, von Reichard bei Osnabrück gesucht, Ledebur nimmt es für Stromberg. Stereontium lag im Münsterland, seine Stelle ist eben so ungewiß, wie bei den übrigen. Ledebur entscheidet sich für Steveren. Da eben diese Ungewißheit noch

115) Man lese die gründliche Untersuchung des trefflichen Clostermeier über Aliso in seiner Schrift: „Wo Hermann den Varus schlug" S. 65. ff., worin alle Zweifel über die wahre Lage dieser berühmten Feste definitiv gelößt sind.

mit folgenden Oertern Statt findet, als Amassa, Cäduum, nach Wilhelm zwischen Soest und Paderborn bei Geseke, also im Lande der Bructerer, nach Anderen aber in ganz verschiedenen Gegenden, Pheugarum, ebenfalls nach Wilhelm bei Paderborn u. s. w. so thun wir derselben hier bloß Erwähnung, um sie nicht mit Stillschweigen übergangen zu haben, da das eben Mitgetheilte unsere Meinung rechtfertigen mag, daß die Ptolemäischen Städte am besten nur als eine historische Antiquität angesehen werden.

11. Die Usipeter [116]).

Die Usipeter, gleich den Ubiern von den Sueven aus den Gegenden im südlichen Deutschland verjagt, drangen an den Niederrhein, setzten über den Rhein und suchten sich Wohnplätze in Gallien. Von Cäsar geschlagen, kehrten sie über den Rhein zurück und nahmen nun das Gebiet im Norden der Lippe ein, bis an die östliche Mündung des Rheins, also im heutigen Clevischen des rechten Rheinufers. Hier fand sie Drusus, als er neben der Insel der Bataver über den Rhein setzte. Zur Zeit des Germanicus wohnten sie mehr südwärts zusammengedrängt an der Lippemündung. Den Namen Usipeter sollen sie von dem Flüßchen Use in der Wetterau und dem alten Zeitwort beiten (wohnen) haben. Sie gehörten übrigens zu den kleineren deutschen Volksstämmen, die sich jedoch bei allen Kämpfen mit den Römern und namentlich auch in der Schlacht im Teutoburgerwald durch große Tapferkeit und Wildheit auszeichneten.

12. Die Chattuarier [117]).

Dies Volk wohnte nahe bei den Usipetern, nördlich von den Tenkterern, östlich von den Sygambern und westlich längs dem Rhein den Ubiern gegenüber. Unter der Regierung des Tibers werden sie als von diesem besiegt, erwähnt.

---

116) Caes. IV, 1. Tacit. Ann. I, 51. Flor. IV, 12. Strabo VII.
117) Tacit. Germ. c. 34. nennt sie Chasuari.
Vellej. Paterc. Lib. II, c. 105. nennt sie Altuarii.

13. 14. und 15. Die Dulgibier [118]).

Tacitus setzt uns über die Wohnsitze dieses Volkes dadurch in Verwirrung, daß er, die Zernichtung der Bructerer irrig annehmend, in Betreff mehrer Völker im Westen in seinen Angaben verdächtig wird. Da man nun aber weiß, daß wegen Fortbestehen der Bructerer unter diesen, die im Tacit. Germ. genannten Angrivarii und Chamaver verstanden werden müssen, so bleibt man nicht länger in Ungewißheit über den Wohnsitz dieses Volkes. Die Dulgibier wohnten nach Tacitus [119]) im Rücken der Bructerer, nämlich vom Rhein aus gerechnet, man kann also annehmen, daß sie am Teutoburger Walde d. h. westlich an der Lippe bis an die Weser wohnten. Die Gegenden von Lemgo, Pyrmont, Hörter, Paderborn und Detmold müssen ihr Stammland gewesen seyn. [120]) Sie waren im engsten Bund mit den Cheruskern, und werden daher meist unter diesem Namen aufgeführt.

Ptolemäus nennt in dem Gebiete der Dulgibier eine Stadt Tulisurgium (vielleicht Detmold wenigstens nach der Gradbestimmung.), ferner Pheugarum in der Nähe von Paderborn und Tropea Drusi, ein Siegesdenkmal des Drusus an der Weser, in der Gegend von Hörter. Die Ansibarier, [121]) dieses Volk, dessen völlige Zernichtung Tacitus angibt, das aber zur Zeit der Franken wieder besteht, wohnte nach muthmaßlichen Angaben auf den westlichen Ufern der Weser, nördlich von den Quellen der Lippe, im heutigen Minden einem Theile des Ravensbergischen, Lippischen und Paderborn.

---

118) Tacit. Germ. c. 34. nennt sie Dulgibiri. Ptol. II, 11. Dulgumnii.

119) Angrivarios et Chamavos a tergo Dulgibini et Chasuarii cludunt, aliaeque gentes haud perinde memoratae; a fronte Frisii excipiunt. Seine Frons ist die nördliche und Tergum die südliche Seite gegen die untere Hälfte der Lippe.

120) Andere verlegen ihre Wohnsitze südlich von Eimbeck im Hanövrischen.

121) Tacit. Ann. XIII, 55. et 56. cf. Am. Marcell.

Zweite Abtheilung.

I. Abschnitt.

I.

Kriegerische Ereignisse von der Beendigung des Aufstandes der Bataver bis auf die erste Kunde von den Franken.

Ehe wir zu der wichtigen Periode unserer Geschichte, als Zweiten Abtheilung derselben übergehen, in der wir die Völker unseres Landes unter einem anderen Namen und in andern Verhältnissen kennen lernen, ist es nöthig, diesen Uebergang durch eine gedrängte Darstellung der Zwischenereignisse vorzubereiten.

Nach dem ruhmvollen und erfolgreichen Aufstande des Claudius Civilis und der Bataver und dessen Ausgange, herrschte eine lange Ruhe in den niederrheinisch-westphälischen Gauen. Vielleicht war dem nicht ganz so, als aber Tacitus, mit dem Schlusse des ersten Jahrhunderts, aufgehört hatte, unser Geleitsmann auf der geschichtlichen Wanderung jener Zeit zu seyn, sehen wir uns auf sehr armselige und verwirrende Mittheilungen für eine lange Reihe von Jahren beschränkt. Das Erste, was wir hier geben, haben wir auch meistens ihm, dann Einiges dem Dio Cassius, Sue-

tonius Eutropius und Ammianus Marcellinus zu verdanken, was, da die Zwischenzeit ohne Interesse für uns ist, mit der Regierung des Kaisers Titus Flavius Domitianus beginnt [122]). Dieser, 51 nach Christus geboren, jüngerer Sohn Vespasians und Bruder des Titus erhielt nach des Letzteren Tod, 81 n. Chr. Geb., das kaiserliche Diadem. Das römische Volk, an die ruhmvolle und segensreiche Regierung dieser beiden ihm vorangegangenen Kaiser gewöhnt, sah darin mit bangen Besorgnissen einen Prinzen folgen, dessen Charakter ihm schon frühe als einer der Schlechtesten bekannt geworden war. Denn Tücke und ein unmäßiger Hang zur Wollust und zu Grausamkeiten aller Art waren Hauptzüge desselben und durch so manche Greuelthat nur allzusehr ruchbar geworden. Um so mehr fühlte man sich in angenehmer Weise überrascht, als der junge Herrscher seine Thronbesteigung nur mit Handlungen der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit begann. Die Furcht fing daher schon an zu schwinden, und an ihrer Stelle die beruhigende Hoffnung auf eine schöne Zukunft, sich zu eröffnen, als leider bald die Ueberzeugung überwiegend ward, daß man sich in dem wahren Charakter des neuen Kaisers nicht geirrt hatte, denn alle bisher angeführten Züge desselben, traten plötzlich in gräßlicher Klarheit ans Tageslicht. Da seine Thaten, d. h. wie Luden sich ausdrückt, die Thaten eines der schlechtesten Kaiser unter den Schlechten der römischen Geschichte

122) Wir schalten jedoch hier eine Bemerkung des trefflichen Ledebur S. 239. seines oft allegirten Werkes ein, die folgendermaßen lautet. Die Feindseligkeiten mit den Bructerern müssen wol sehr bald wieder, nämlich nach Beendigung des batavischen Aufstandes, begonnen und unglücklich für diese geendigt haben; denn Statius, ein Zeitgenosse dieser Begebenheiten, erzählt, daß die Velleda gefangen im Triumph nach Rom geführt worden sey. (Statius Papinianus sylvarum Lib. 1. c. IV. v. 90.) Wahrscheinlich geschah dies noch zu Lebzeiten des Vespasians (79) denn ein Feldzug des Domitians gegen die überrheinischen Germanen, war wol gegen die Chatten gerichtet, und zu dem wird ums Jahr 84 Velleda bereits als todt und an ihrer Stelle die Semnonin Ganna als Wahrsagerin der Deutschen genannt.

angehören, so beschränken wir uns nur auf das Wenige aus seinem Leben, was in Berührung mit unserer Arbeit steht.

Domitian hatte bereits zu Anfang der Regierung seines Vaters Vespasians einen Zug über die Alpen gemacht, wegen des batavischen Kriegs, heißt es in der Geschichte, ohne daß sie etwas Weiteres über seine Thaten berichtet. Nach Suetonius in Domit. cap. 6. fand er für nöthig, von Gallien aus einen Einfall ins Land der Chatten zu machen, warum? ist nicht bekannt. Gewiß ist bloß, daß er, ohne einen Feind gesehen zu haben, wie Dio Cassius bestimmt und trocken versichert, zurückkehrte, dennoch, was aber nicht befremden darf, wenn man sich ähnlicher Spiegelfechtereien einiger seiner verderbten Vorgänger erinnert, einen feierlichen Triumph wegen seiner vorgeblichen Großthaten hielt [123]).

84 In den ersten Jahren seiner Regierung (84 oder 85) be-
oder 85 tritt Domitian abermals die Kriegsbühne und zwar als Bundesgenosse eines deutschen Volksstammes, Lygier genannt, gegen die Sueven, mit denen jene in eine Fehde verwickelt waren. Auch über diesen Kriegszug wissen wir so wenig etwas Näheres, als von dem folgenden, den er gegen die Marcomannen und Quaden unternahm, außer daß er von den Ersteren einmal eine Niederlage erlitt und sich in Folge derselben zu einem schimpflichen Frieden mit ihnen genöthigt sah. Kaum daß wir dies Wenige von Domitian mittheilen konnten, das nicht einmal direkt auf unser Volk Bezug hat, müs-
96—98 sen wir wieder von ihm Abschied nehmen. Kaiser Nerva, sein Nachfolger, würde von uns gar nicht erwähnt werden,
93 wenn er nicht den edlen Trajan, bereits Statthalter in Niedergermanien, zu seinem Mitregenten und Nachfolger in der kaiserlichen Regierung ernannt hätte. Dieser Zeitpunkt ist wegen nachstehenden denkwürdigen Ereignisses wichtig, das eines unserer Völker, die Bructerer, so hart betraf.

---

123) Tacitus sagt, der Triumph sey lügenhaft gewesen und allgemein verspottet worden. An einem andern Orte behauptet dieser große Geschichtschreiber, Domitian habe eine bedeutende Niederlage erlitten.

Wir vermögen nicht einen Bericht, der auf den Charakter eines geschichtlichen Anspruch machen könnte, von diesem Ereigniß zu geben, besonders über die Veranlassung dazu, da uns alle historische Belege fehlen, doch wissen wir aus der einzigen Quelle, aus der wir schöpfen können, aus dem 33. Buch der Germania des Tacitus, daß die Bructerer in einen Krieg mit den benachbarten beiden Völkern den Angrivariern und Chamavern 124) verwickelt wurden und von ihnen eine solche Niederlage erlitten hätten, daß ihrer nicht weniger als 60,000 auf dem Platz geblieben seyen. Tacitus erzählt den unglücklichen Vorfall folgendermaßen:

Die Bructerer haus'ten vordem neben den Tenkterern; jetzt sind, wie erzählt wird (ut narratur) nach Besiegung und Aufreibung der Bructerer (pulsis Bructeris ac penitus excisis) die Angrivarier und Chamaven in das eroberte Land eingewandert und theilten dies mit Begünstigung der benachbarten Nationen, mag sie nun der Uebermuth der Bructerer dazu gereizt, oder die Beutelust angetrieben haben, oder geschah die That aus Begünstigung der Götter Roms, die uns selbst das liebliche Schauspiel der Schlacht gönnten. Ueber 60,000 kamen um, aber nicht durch die römischen Waffen und Geschosse, sondern sie fielen zu um so größerer Ergötzung der Augen (sed quod magnificentius est, oblectationi oculisque ceciderunt), (wie Fechter im Fechtspiele.)

Diese Anzeige schließt Tacitus mit folgendem Wunsch: Möge uns doch für alle Zeiten, wenn nicht die Liebe, doch der Haß dieser Völker gegen uns bleiben als Erbtheil, da uns das Glück bei dem drängenden Verderben unseres Reiches nichts Höheres verleihen kann als die Zwiespalt der Feinde.

Man sieht wie unvollständig diese Nachricht des römischen Geschichtschreibers ist, worüber man sich um so mehr wundern darf, als solche Ungewißheit sonst durchaus nicht in seiner Darstellungs-Weise liegt, und zweitens er gerade dieselbe als Zeitgenosse gab, was bei seinen andern Werken nicht

---

124) Die Angrivarier wohnten an und über der Wesel (zwischen Hunte und Leina), die Chamaver dagegen haus'ten am Rhein und an der Yssel. Die Bructerer hatten also ihr Gebiet zwischen beiden.

der Fall ist. Die Nachricht ist aber nicht bloß unvollständig, sondern sogar falsch, in soweit wenigstens als sie den völligen Untergang der Bructerer betrifft; denn dieses berühmte Volk erscheint noch mehr als einmal, wie wir sehen werden, in der spätern Zeit, nur finden wir sie etwas mehr den Rhein aufwärts. Es ist wahrscheinlich bloß so viel an der Sache, daß, da die Bructerer ein schweres Geschick heimsuchte, sie nach großem Verluste aus einem Theil ihrer Wohnsitze verdrängt wurden, später aber sich wieder erholten. Tacitus verliert daher nichts an seinem Werth bei uns, denn sein narratur rettet ihn. Wenn er auch gerade um jene Zeit seine Germania schrieb, so befand er sich doch nicht als Augenzeuge zur Stelle, sondern mußte sich an das ihm Mitgetheilte halten. Auffallend ist noch, daß Plinius L. II. epist. 7. [125]) eine andere Begebenheit beim Volke der Bructerer als zu gleicher Zeit mit eben erzählter anführt, mit der sie doch geradezu im Widerspruche steht. Er berichtet, daß der Kaiser befohlen habe, dem Vestritius Spurinna (seinem Feldherrn) eine Bildsäule in Rom zu setzen, weil er dies mächtige und kriegerische Volk so in die Enge getrieben habe, daß es den von ihm vertriebenen König wieder annehmen mußte, ohne nur ein Treffen gewagt zu haben. Um diesen Widerspruch zu heben, müssen wir annehmen, daß Vestritius Spurinna früher mit ihnen zu thun gehabt hätte, als sie die Niederlage erlitten, indem letztere auf jeden Fall unter Trajans Regierung Statt fand, später aber die Bructerer kein mächtiges und kriegerisches Volk mehr hätten genannt werden können. Außerdem ist es darum wahrscheinlich, daß jener Vorfall sich früher zutrug, da Vestritius sein Mannsalter, wo er Großthaten zu verrichten

---

125) Dies Schreiben des Plinius lautet wörtlich so: Heri a Senatu Vestritio Spurinnae, Principe autore, triumphalis statua decreta est: non ita, ut multis, qui nunquam castra viderunt, nunquam denique tubarum sonum, nisi in spectaculis audierunt: verum ut illis, qui decus istud sudore et sanguine, et factis, assequebantur. Nam Spurinna Bructerorum regem vi et armis induxit in regnum: ostentatoque bello ferocissimam gentem (quod est pulcherrimum victoriae genus) terrore perdomuit.

fähig war, nicht unter Trajan, sondern unter Nerva oder Domitian verlebte, unter Trajan aber bereits ein starker Siebziger war. Plinius nennt übrigens keinen Kaiser mit Namen, er bedient sich nur bei Erwähnung der decretirten Bildsäule des Ausdrucks princeps, womit er auch einen jeden Vorgänger des Trajan's gemeint haben konnte.[126]

Trajan trat die Regierung zu Cöln an. Imperium, 97 oder
heißt es bei Victor junior in Trajano, hic apud Anfang
Agrippinam, nobilem Galliae coloniam suscepit, aus welcher 98
Stadt zum zweitenmale ein Kaiser ausging.

Unter der Regierung dieses weisen Fürsten schreiben sich für unsere Deutschen nur Denkmäler des Friedens her, indem er nie seine Waffen, so gut er sie auch zu führen verstand, gegen sie gebrauchte. Seine Sorgfalt beschränkte sich nicht auf die eigentliche römische Germania, sondern auch diesseit des Rheins finden sich noch Spuren von solchen Anlagen vor. Eutropius L. VIII, c. 2. sagt ausdrücklich Urbes trans Rhenum in Germania reparavit, er besserte die Städte jenseit (für uns diesseit) des Rheins aus, was freilich mehr auf Städte am Oberrhein zu verstehen ist, wie man denn noch 1533 in Darmstadt bei Abtragung eines alten Thurmes im Fundamente Münzen von Trajan fand.[127]

Auf der linken Rheinseite stiftete er eine römische Colonie, in der Nähe der damals ziemlich gesunkenen Castra Vetera bei Xanten, die seinen Namen Colonia Trajana führte. Er errichtete ferner zwei neue Legionen, die er in die römische Germania legte, wovon die Eine Ulpia, die Andere Trajana benannt wurde. Von ihnen entnahmen die Castra

---

126) Ueber den Beweis, daß es die Chamaven und Angrivarier waren, welche die Macht der Bructerer brachen, lese man Ledebur S. 243 u. 44.

127) J. F. Knapp, Römische Alterthümer im Odenwald. Heidelberg 1814. S. 184 u. ff.

Ulpia und Trajana ihren Namen. Die Ulpia war die XXX. und hatte ihr Standquartier in Castra Vetera; sie führte den Beinamen Ulpia Victrix. Von dieser Legion befinden sich noch heutzutage bei Xanten, so wie bei Ulpen, Denkmäler.

v. 117 bis 138 Von dem Nachfolger Trajans, dem Kaiser Aelius Hadrianus, ist nichts in Bezug auf die Deutschen am Niederrhein zu erwähnen. Man schrieb ihm zwar die Stadt Cleve zu, als eine von ihm begründete Colonie, was aber nicht erwiesen ist. Sein Hauptbestreben war auf die Befestigung des römischen Reichs im Allgemeinen und auf die der römischen Germania im Besondern gerichtet. Der von ihm unterhaltene Frieden wurde während der Regierung des edelsten

v. 138 bis 161 der römischen Kaiser, Antonius Pius, nicht unterbrochen. Auch lebt sein Andenken am Niederrhein in einigen Denkmälern fort. Ein Zeichen von einer von ihm angelegten oder wiederhergestellten Heerstraße ist ein Millienstein, der auf dem Schlosse Loh bei Xanten bewahrt wird und seinen Namen trägt.

Von einigen auf Antonius Pius folgenden Kaisern wissen wir nichts für uns Merkwürdiges zu sagen, außer daß die Kaiser Marcus Aurelius Antoninus, Philosophus und L. Aurelius Varus eine durch Brand zerstörte Schule der Colonie Trajana Ulpia wieder aufgebaut haben. [128]) Kaiser Antoninus, Philosophus, hatte übrigens auch Krieg mit unseren Deutschen geführt, was aus einer bei Xanten gefundenen Münze hervorgeht, die seine über jene erfochtenen Siege bezeugt.

v. 180 bis 192 Von Titus Commodus Antoninus wissen wir bloß, daß er mit den Friesen in Streitigkeiten verwickelt wurde, über die sein Feldherr Clodius Albinus, später auch auf kurze Zeit Kaiser, einen Sieg erfochten habe, dessen Ehre er sich jedoch allein zueignete.

Nach dem Tode dieses Fürsten schweigt die Geschichte einige Zeit gänzlich über Niederdeutschland, indem das römische Reich seinem Verfalle nah, mit sich selber im Innern zu viel zu thun hatte, um sich mit auswärtigen Händeln befassen zu können.

v. 211 bis 217 Antoninus Caracalla ist der erste Kaiser, dessen wieder im Kriege mit den Chatten gedacht wird. Unter den Völkern,

128) Fiedlers alleg. W. S. 99.

die er überwand, kommt zum ersten Male der Namen Alemannen vor, von denen Caracalla außer dem schon gewöhnlich gewordenen Beinamen Germanicus den Alemanicus annahm. Diese Volksstämme verbreiteten sich von da an über alle Länder des südwestlichen Deutschlands, von Mainz bis an die Alpen. Caracalla hatte während seiner Kriege mit den Deutschen eine solche Vorliebe für sie bekommen, daß er sich oft deutsch kleidete, und eine Perrüke von blonden Haaren trug.

Während der Regierung des trefflichen Kaisers Alexander Severus thaten unsere Landsleute einen Einfall über den Rhein in Gallien und hausten da sehr übel. Alexander aber von seinem siegreichen Feldzuge gegen die Perser zurück, zog gegen sie zu Felde. Er gelangte glücklich über die Alpen zum Rheinstrome, ließ auch eine Brücke schlagen, um über denselben die Feinde im Herzen ihres Landes zu verwunden — da ward Alexander von seinen eigenen Soldaten ermordet, und Maximin an seine Stelle erwählt. Von der XXX. Legion, die sich von Kaiser Alexander Severus die Alexandrina Severia nannte, befindet sich in Bonn eine ara votiva, die bei Xanten aufgefunden wurde.

v. 222 bis 225 — 234

Maximin setzte den Krieg gegen die Niederdeutschen fort, und er soll so tief als Keiner vor ihm in unser Land eingedrungen seyn, und alle Dörfer darin verbrannt haben. Seinem Sohne legte er den Namen Germanicus bei, ließ die gefochtenen Schlachten abmalen und sandte diese Gemälde nach Rom. Mit welchen Volksstämmen er im diesseitigen Lande gefochten, welche er besiegt, ist nicht bekannt.

v. 235 bis 237

Unter Gordian III. hören wir zum erstenmale von den Franken, er führte Krieg mit ihnen und auf seinem Grabmale figurirte er als ein Ueberwinder der Deutschen.

v. 238 bis 244

So wären wir also auf diesen Punkt unserer Geschichte gekommen und benutzen denselben als Endpunkt unseres Ueberganges auf die Franken, unter welchem Gesammtnamen von jetzt an von uns unserer Voreltern größtentheils gedacht werden wird. Ehe wir uns jedoch mit ihnen beschäftigen, halten wir für nicht unzweckmäßig auf die bisherigen Ereignisse einen kurzen Rückblick zu werfen.

II.

Ereignisse in Nieder-Rheinland und Westphalen von Christus bis zur Epoche der Franken.

Die kriegerischen Vorfälle dieser dritthalbhundertjährigen Periode waren bis zum Aufstande der Bataver unter Claudius Civilis von eben so hohem geschichtlichem Interesse, als sie es von da an nicht sind, wenigstens nicht in Bezug auf die Römer. Wichtiger möchten die Thatsachen auch dann noch im Innern unserer Länder gewesen seyn, wenn uns nicht so ganz eine sichere Kunde daraus abginge. Nur Andeutungen können wir daher geben. Vorherrschend und ziemlich bestimmt zeigt sich jedoch im ganzen Zeitraume die Neigung der Niederdeutschen an beiden Ufern des Rheins zu innern Spaltungen. Früher hatten wir nur zu sehr Gelegenheit gehabt zu finden, daß immer Deutsche gegen Deutsche im Kampf begriffen waren, die Ubier, Agrippinenser, die Trevirer u. a. m. zeichneten sich durch diesen verderblichen Sinn besonders aus. Die Friesen standen mit den Bructerern in offener Fehde. Der Verein zwischen den Cheruskern, Sygambern, Bructerern, Chatten u. s. w. hielt nicht einmal fest zusammen, die schlauen Römer verstanden es zu allen Zeiten nur zu gut, ein Glied nach dem andern von der Bundeskette loszureißen. Die Cherusker standen ihnen sogar zur Unterwerfung der Chauken bei. Hermann, dem Unsterblichen, ward der bleibende Ruhm, dieser Politik eine andere Richtung zu geben, seine Cherusker zuerst gegen die Römer zu führen, und dann durch den Cheruskerbund Deutschland von dem Römerjoche zu befreien. Aber bald nach seinem frühen Tode entstehen auch neue Spaltungen. Als Civilis sich mit seinen Batavern erhob, vereinigten sich mehre deutsche Volksstämme zu neuen Verbündungen, diesmal an ihrer Spitze die Bructerer. Zusammenwirkung, die allein durch ungetrübte Einigkeit veranlaßt werden kann, fand jedoch nicht Statt. Jetzt wurde auch ein König der Bructerer Bundesgenosse der Römer, hierauf fielen die Meisten dieses Volkes im Krieg mit den Frie-

sen, unterm Schwerte der vereinigten Nachbarvölker. Die Sygambern, von den Römern zerstreut, und zum Theil, wie wir wissen, aufs linke Rheinufer verpflanzt, lernen wir später wieder als Franken kennen. Einige unserer Völker, wie die Marsen, wurden von den Römern völlig ausgerottet, die Ansibarier wurden dies von den Deutschen selber. Von den Tubanten hört man auch nichts mehr. Diese Entvölkerung des diesseitigen Landes war also der höchste Gewinn für die Römer, und wenn wir es nach Verlauf dieser Zeit dennoch frei sehen, so können wir zwar als ruhmvolles Resultat annehmen, daß unsere Voreltern diese Befreiung von der römischen Oberherrschaft durch ihre Tapferkeit errungen, die Behauptung derselben aber mehr den innern Zerwürfnissen Roms und dessen sinkender Macht, als ihrer Klugheit und Einigkeit zu verdanken haben, und endlich daß für ihr inneres Wohl daraus nicht viel Ersprießliches erwuchs.

III.

Namen und Ursprung der Franken und des Frankenbundes.

Der Ursprung des Volkes oder der Volksstämme, die wir so unvermuthet zur Zeit des Kaisers Gordian III., wie vorhin bemerkt worden, nennen hören, unterlag beinahe eben so vielen Erörterungen und abweichenden Ansichten als der Ursprung des deutschen Volkes selber. Je gewichtiger und erfolgreicher sie an dem westlichen Rheine auftraten, desto mehr nahmen sie auch die Theilnahme der Historiker aller Zeiten, eben so der deutschen als französischen, in Anspruch, die gleich stark dabei interessirt waren. Für uns sind die Franken noch ein um so werthvollerer Gegenstand, als gerade unsere Länder es waren, deren Grund und Boden ihnen gehörte und wodurch er in zweiter Epoche der deutschen Geschichte zu einem klassischen wurde.

Wir beginnen die Untersuchung des Ursprunges der Franken, indem wir von der geschichtlich feststehenden Thatsache ausgehen, daß plötzlich, wie durch einen Zauber, in Nieder-

rheinland und Westphalen die meisten Namen derjenigen Völker verschwinden, die wir als die Bewohner derselben im 2. Abschnitt der Ersten Abtheilung aufgeführt und dargestellt haben. Wir hören von nun an nicht mehr, oder doch nur im Einzelnen und Vorübergehenden, die Bructerer, die Sygambern, Tenkterer, Chamaven u. s. w., mit Ausnahme der Cherusker, und an ihrer Statt nur den Namen Franken, alle die Wohnsitze in ihrem Besitze findend, welche wir als jenen zugehörig nachgewiesen haben. Wie ist dies merkwürdige geschichtlich-ethnographische Phänomen zu erklären?

Sicherlich ist es dies nur in zweierlei Weise. Entweder haben die Franken, als ein fremdes eingedrungenes Volk die Bewohner unseres Landes, wo nicht mit Feuer und Schwert ausgerottet, doch größtentheils aufgerieben und den Ueberrest bis zur völligen Vergessenheit in sich aufgenommen, jedenfalls nicht bloß vertrieben, sonst müßten in einem andern Lande Spuren von ihnen zurückgeblieben seyn, deren jedoch keine zu ermitteln sind; oder die Bewohner sind unberührt geblieben und durch eine, noch nicht geschichtlich aufgeklärte Veranlassung, in den Gesammtnamen der Franken zusammengeschmolzen. Da wir die erste Meinung nicht annehmen können, so entscheiden wir uns für die Letztere, darin den meisten und besten deutschen Schriftstellern folgend.

Die Gründe für die Behauptung, daß die Franken ein neues eingedrungenes Volk seyen, sind ungefähr folgende:

Die älteren Geschichtschreiber sagen, die Franken seyen eben so ein eigenes Volk wie die Sachsen, Langobarden, Gothen, Alemannen u. a. m., welche in früheren Zeiten, ohne geschichtlichen oder unter einem andern Namen, aus dem Norden (doch über das Woher? sind sie auch nicht alle einig) in die Länder eingefallen, wo dann von dem dritten Jahrhundert an ihr Namen durch ihre Waffenthaten herrschend geworden sey und den früheren verdrängt habe, so daß sie die Bewohner des Landes aufgerieben oder mit sich vereinigt hätten. Veranlaßt wurden jene Schriftsteller zu einer solchen Annahme durch keine geschichtlichen Belege die ihnen durchaus abgehen, sondern bloß durch die Begriffe, welche die Alten sich von dem Charakter und der Lebensweise der Germa-

nen bildeten. Ihre Beweglichkeit und Wanderungslust, das Abweichende in ihren Sitten und Waffen mit den Franken, ihre frühere Herkunft und Schicksale, setzten sie so in Bewegung, daß sie, von einer Muthmaßung zur anderen übergehend,[129]) vom Schatz ihres Combinationsgeistes und ihrer Gelehrsamkeit unterstützt, endlich jene Hypothese so ausbildeten, daß man Jahrhunderte lang dem Glauben vertraute, daß die Franken ein selbstständiges eingewandertes, obwol ursprünglich germanisches, Volk gewesen seyen. Einige ihrer Gründe sind an sich so ohne Halt,[130]) daß wir sie nicht einmal zu erwähnen, noch viel weniger zu widerlegen für nöthig erachten, eben so genügt gegen den oben aufgenommenen, aus dem Charakter und der Lebensweise der Deutschen entlehnten Grund, nur die einzige Bemerkung, daß die Franken, streng genommen, nur in unbedeutenden Schattirungen von den Deutschen des Tacitus abweichen, was weiter nichts als dem Verlaufe der Zeit d. h. jener Epoche, der des Tacitus bis aufs dritte Jahrhundert, der Zeit der Franken, nothwendig eintreffen mußte, man in beiden Völkern diese Abweichung berücksichtigend, immer Dieselben unzweifelhaft erkennt.

Wir leihen demnach unsere Aufmerksamkeit bloß dem anderen Grund, der aus der Beweglichkeit und Wanderungslust der Germanen hergeleitet wurde.

---

129) So stellten Einige derselben die Behauptung auf, die Franken seyen ein aus Pannonien vom Mäotidischen See eingewandertes aus Troja abstammendes Volk. Der gelehrte critische Geschichtsforscher Grupen jedoch, in s. Abhandlung: Tractatus de origine Francorum 1715. zeigte bereits gründlich, daß Franken nichts als der Gesammtname mehrerer verbündeter Völker im nordwestlichen Deutschland bedeutet. Der Name Franken wird zuerst in Niederdeutschland längs dem Rhein gehört.

130) So erzählt man unter Anderem: Ein trojanischer Fürst, Franko genannt, sey unmittelbar nach Deutschland an den Niederrhein gekommen, erbaute sich da ein zweites Troja, das er Xanten nannte, von dem Flusse der Heimath. Unser Xanten wäre dann freilich noch weit älteren und berühmteren Ursprunges, als man ihm jetzt schon beimißt. Für die Quelle aller dieser trojanischen Sagen gilt ein fränkischer Schriftsteller Namens Hunibald, der im sechsten Jahrhundert lebte.

Wir sagen hier geradezu, und haben auch früher schon gelegentlich davon geredet, daß dies gar kein Charakterzug der Deutschen war. Die Alten behaupteten es freilich zu allen Zeiten, aber nie konnten sie einzelne beweisende Thatsachen anführen. Die ältere Geschichte davon, und unsere nicht weniger, zeugt vielmehr gerade fürs Gegentheil. Haben wir nicht überall in den Heldenkämpfen unsere Vorfahren gesehen, wie sie nicht wankten und wichen in den vaterländischen Gauen, und wie sie den Römern jeden Fußbreit Landes streitig machten, so daß diese nie festen Fuß darin zu fassen vermochten? Nur in der äußersten Noth wichen sie und mehre gingen eher unter, als sie wichen. Ist aber im Sturme der Zeit und der Noth einmal ein oder das andere Volk ausgezogen, so suchte es sich keine Wohnsitze mit Verdrängung des eigenen Volkes, sondern in andern Römerprovinzen. Sollte auch selbst eine ähnliche frühere Thatsache nachzuweisen seyn, so war sie jedenfalls nur eine Ausnahme von der Regel, die schon als solche wenig und streng geprüft, nichts bewiese. Aber gerade in der Zeit des Auftretens der Franken liegt nicht die geringste Spur einer solchen Thatsache vor. So viel wir aus jener Zeit wissen so waren die Deutschen unseres Landes gerade damals durchaus ruhig im Innern, und selbst ihrer Seits nur auf Streifereien und Einfälle in das schlecht geschützte römische Gebiet bedacht. Der Wirrwarr würde wahrscheinlich nicht so groß in Betreff dieser Angelegenheit seyn, wenn die Franzosen sich nicht eingemischt hätten. Da Gallien von den Franken überschwemmt und übermannt wurde, und daher die heutigen Franzosen großen Theils als Nachkommen derselben zu betrachten sind, so hielten sie es in ihrem bekannten eitlen Sinn für eine Schande, dem beneideten deutschen Volke ihren Ursprung verdanken zu müssen. Sie mühten sich daher ab, aber vergebens, zu beweisen, daß die Franken von einer gallischen Colonie herstammten. Die Franken sind und bleiben jedoch, trotz dessen, Deutsche, und keine Gallier, sie sind nichts anders als ursprünglich unsere Voreltern vom Niederrhein und West-

phalen [131]), also deutschen und reinen unverfälschten Ursprungs [132]).

Geht nun schon aus der bisherigen Wiederlegung der Gründe für die Meinung, daß die Franken ein selbstständiges eingewandertes Volk seyen, das Gegentheil hervor, als negativer Beweis, so können wir aus Nachstehendem auch den positiven führen, daß sie durch eine Vereinigung der einheimischen Völker entstanden sind.

Zuerst berufen wir uns auf den Besitzstand, den wir auf die bereits berührte Thatsache begründen, daß unsere Voreltern in dem Augenblick noch das Land inne hatten, als ohne irgend eine geschichtliche Erwähnung von Zwang der Name Franken mitten unter ihnen aufkam. [133]) Er muß also nothwendig durch irgend eine Veranlassung in der Mitte dieser Völker in ihrem inneren Zustande jener Zeit und aus sonst keiner Ursache entstanden seyn. Als solche erkennen wir als die geeignetste einen unter ihnen gebildeten Bund, denn als geschichtliche Thatsache finden wir von jetzt an wirklich einen solchen unter dem Namen Frankenbund, und dies wäre denn unser zweiter positiver Beweis. Was veranlaßte aber diesen Bund? Allem Anscheine nach waren es die Langobarden und Sachsen als zwei Völker, die durch ihre damalige Stellung den Bund wol nicht eigentlich erzeugten, sondern nur die

---

131) Wir sagen nicht ohne Grund ursprünglich, denn in der Folge als das fränkische Reich immer mehr an Umfang gewann, schlossen sich so viele, zum Theil aus weiter Fremde gekommene Kriegsgenossen, den Franken während ihrer vielen Heereszüge an, daß eine Schattirung in den ursprünglichen Stämmen nothwendiger Weise eintreten mußte. Aus dieser Thatsache möchte sich wol auch am besten der eingetretene Unterschied in den Sitten und Gebräuchen, in den Waffen, ja im Charakter der späteren Franken zu den Deutschen des Tacitus am Niederrhein erklären lassen.

132) v. Werserbe alleg. W. S. 122. f. früher Adelungs älteste Gesch. der Deutschen 6. Abschn. §. 57. S. 267. u. flg. Wenks Hess. Landesgeschichte 2. Bd. S. 127. u. f. Mannerts Germania, Luden u. s. w.

133) Pfister alleg. Geschichte der Deutschen S. 182.

von der Cheruskerzeit in Schlummer versenkten Keime ins rege Leben riefen.

Erstere, längst bekannt als ein deutsches, an der Elbe bis zur Weser wohnendes Volk, treten jetzt auf einmal von der Weser bis zum Rhein auf, in dem Striche längs der Lippe. Wie und durch welche Umwälzung jenes Volk zwischen die anderen da wohnenden, uns bekannten Völkern sich einzwängte, sagt uns kein Geschichtschreiber, die Thatsache ist jedoch durch Ptolemäus erwiesen. Da sie früher auf der Seite Hermanns gegen Marbod fochten, so ist es wahrscheinlich, daß dieser Zug Veranlaßung dazu gab, um so mehr ist dies anzunehmen, da man sie hernach mitten unten den Cheruskern wieder fand, deren beste Stütze sie in der Zeit ihrer Gesunkenheit blieben.

Von da aus mag denn ein Theil derselben aus den ihnen zu eng begrenzt gewordenen Wohnsitzen an den Rhein vorgedrungen seyn, und sich zwischen die dortigen Völker eingedrängt haben, ohne diese geradezu zu vertreiben. Eine zweite Veranlassung mag ein anderes, oben schon kurz berührtes Volk (zum Theil in den Wohnsitzen der ausgewanderten Langobarden) die Sachsen an der Niederelbe, im heutigen Holsteinischen seßhaft, geworden seyn. Dieses Volk, das in unserer Geschichte später eine so wichtige Rolle spielt und einen nicht unbedeutenden Raum unseres nördlichen und östlichen Landes einnimmt, das seinen Namen von den krummen Säbeln oder Messern hat, die es führte, und die es selber Saxen nannte, [134]) waren ebenfalls beinahe um dieselbe Zeit (287) zum erstenmal in einem ähnlichen Vordringen erschienen, nur in einem noch gewaltsamern, wegen anderer Völker, die sich ihnen anschlossen. Der Zustand zweier, in solcher stürmischen Weise am Niederrhein und in Westphalen auf-

134) Ein Messer nennt man noch in einigen Theilen Westphalens — Sachs. Daß Sax ein langes Messer geheißen und der Namen Sachsen davon entlehnt ist, hat besonders Du Cange voce Saxa sehr deutlich auseinander gesetzt. Möser nennt die Sachsen Sassen, Landeigenthümer, die auf ihren Höfen sitzen blieben. Eine Idee, die keine Aufnahme fand.

getretener Völker, mußte die Einheimischen in höchste Bewegung versetzen. Was weiter geschah, wissen wir nicht, außer daß die Langobarden, plötzlich wieder unser Land verlassend, ihr voriges Gebiet von neuem aufsuchten, wogegen aber die Sachsen, in Vereinigung mit den Angrivariern und Chauken, die ihnen zufielen, bis an die Grenze der Chatten, also im Märkischen und einem großen Theil des Bergischen, stehen blieben. Durch dieses Vordringen und nachheriges Feststehen, mußte aber über unsere Völker die Furcht kommen, nach und nach immer mehr in dem Raum ihrer Wohnsitze beengt oder endlich gar aus denselben vertrieben zu werden, so mußten sie sich dadurch bewogen sehen, durch engeres Zusammenhalten, dem Strome eine festere Wehre entgegen zu setzen, als es ihren getheilten Kräften möglich gewesen wäre. Die Langobarden waren vermuthlich hierdurch schon zu ihrem Rückzuge veranlaßt worden. Da aber die Sachsen, mächtiger und kriegerischer, noch schwieriger abzuhalten waren, so bedurften sie einer noch größeren Energie und Einheit gegen sie und darum vereinigten sie sich jetzt in einen förmlichen Bund zum gemeinsamen Widerstand, und diesen finden wir in der Geschichte unter dem Namen Frankenbund, Bund der Franken, Franci, Freien, (Freibeuter.) [135])

Diese Ursache des Entstehends des Frankenbundes ist freilich nicht geschichtlich erwiesen, aber von allen Gründen der Wahrscheinlichkeit unterstützt. Die Römer gaben schwerlich Veranlassung zu demselben, weil gerade um die Entstehungszeit des Bundes unter den beiden Antoninen, die Römer so sehr anderswo beschäftigt waren und gedrängt wurden, daß durchaus von ihnen nichts zu fürchten war, und also auch kein Grund vorlag, gegen sie in einem besonderen Vereine

---

135) Auch die Bedeutung des Namens Franken ist keineswegs ermittelt. Außer der von uns oben bemerkten, leiteten die Griechen den Namen von dem Wort Geharnischte her (φραγ τοι). Neuerer entlehnten ihn von Franziska, einer den Franken eigenthümlichen Angriffswaffe her. Da diese aber in einer spätern Zeit bei den Franken erst in Gebrauch war, als der Name aufkam, so scheint der von Freie hergeleitete der am ersten annehmbare zu seyn.

eine Wehre zu bilden. Wir wissen auch von keinem Krieg mit ihnen in jener Zeit.

Wir glauben hinlänglich durch diese Gründe erwiesen zu haben, daß die Franken kein besonderes fremdes eingedrungenes Volk waren, sondern der Collectivname der Völker am Niederrhein und in Westphalen sind, wie wir sie bisher kennen lernten, jedoch mit Ausnahme der Cherusker, die, sogleich von den Sachsen in sich aufgenommen, in diesem Namen verschwinden. Ein Hauptbeweis hierfür ist auch noch, daß der Name Franken zuerst in Niederdeutschland längs dem Rhein, gehört wird; in der peutingerischen Tabelle heißt das rechte Uferland des Niederrheins Francia.[136])

Diese peutinger'sche Tafel, die nichts anders als ein Verzeichniß der Straßen im römischen Reich ist, entstand unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus, ungefähr 230 Jahre n. Chr., und in ihr tritt der Frankenbund schon in voller Ausbildung hervor, so daß wir also diese Zeit bestimmt als die Zeit des Beginnens seiner Wirksamkeit ansehen können. Ptolemäus, gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts, kennt noch keine Franken. Von jetzt an hört man den alten Namen unserer Völker selten.[137])

IV.

Kriegsgeschichte der Franken bis zur völligen Vertreibung der Römer am Niederrhein.

Bis auf die Regierungszeit des P. Licinius Gallienus
259 hört man nichts von kriegerischen Auftritten am Niederrhein.
bis 268 Auch dieser Kaiser würde nicht zu erwähnen seyn, wenn nicht

136) v. Ledebur S. 249. Anm. 814.

137) Luden in s. Geschichte des deutschen Volkes S. 65 u. ff. verdient auch hier vorzugsweise nachgelesen zu werden. Gern allegiren wir hier zum erstenmal das neueste Werk des gelehrten Mannert Geschichte der alten Deutschen. Stuttgardt bei Cotta 1829.

Zosimus L. I. c. 36. von Münzen spräche (man hat deren bei Xanten gefunden) welche Gallienus als den Sieger in drei mit den Franken gefochtenen Schlachten anführen. Es scheint, daß sich auch Aurelianus in diesen Feldzügen auszeichnete, weil ihn Vopiscus in vita Aureliani cap. 9. den Wiederhersteller von Gallien nennt. Gallienus weilte nicht lange am Rhein, weil ein Schwarm fremder Völker, die über die Alpen eingedrungen, seine Rückkehr nothwendig machte.

Kaiser Posthumus brach auch gegen die Franken auf und legte sogar diesseit des Rheins einige Castelle an. Pollio XXX. c. 3. Er wurde bei Mainz von seinen Soldaten 265
ermordet, weil er diese Stadt, die sich empört hatte, ihnen nicht zur Plünderung preisgeben wollte. Sein Gegner Lällianus hatte auch mit den Deutschen zu thun. Auch er wurde getödtet. Seines Nachfolgers Victorinus würden wir gar nicht erwähnen, wenn er nicht mit seinem Sohne in Köln das Ziel seiner Thaten gefunden hätte. Ein gewisser Allicanus ermordete sie, und beide liegen in Köln begraben, wo noch ein Grabmal mit der Inschrift: Hic duo Victorini tyranni ihr Andenken erhält. Unter der Regierung Aurelians hören wir von einer Niederlage der Niederdeutschen in Gallien, die dahin Einfälle gemacht hatten und von ihm zum eiligen Rückzug gezwungen wurden. Auch dieser Kaiser starb keines natürlichen Todes. 275

Sein Nachfolger Probus, wenn schon ein panonischer Bauer, doch ein tüchtiger Krieger und edler Mann, fand bei v. 276
seinem Regierungs-Antritte die Grenzen Galliens von allen bis 282
Seiten durch eine Masse Völker, worunter auch die Franken genannt werden, angefallen und zum Theil überschritten. Er war so glücklich ihnen in mehren blutigen Schlachten schwere Wunden beizubringen, so daß er überall das Obere gewann. Die Franken wurden von seinem Feldherrn geschlagen und über den Rhein zurückgetrieben. Als Probus Gallien völlig gesäubert hatte, gedachte er, durch seine Siege ermuthigt, durch Bezwingung des diesseitigen Landes und durch Anlegung von Castellen und Schanzen die Gefahr eines künftigen Einfalls aus dem Norden für immer zu beseitigen. In dieser Absicht

überschritt er den Rhein und den Neckar. Vopiscus rühmt, daß ihm dieser Plan vollkommen gelungen sey und er nicht bloß die Grenzen des römischen Reichs auf dem rechten Rheinufer erweitert, sondern auch durch viele feste Anlagen gesichert habe. Das Land wurde außerdem an die Soldaten, in Bezirke vertheilt, abgegeben, so daß sie sich selbst unterhalten und dennoch Kriegsdienste verrichten konnten. Die römischen Soldaten der Grenzfestungen streiften oft tief in Deutschland hinein, da der Kaiser einen Goldgulden für jeden eingelieferten deutschen Kopf aussetzte. Alle diese schweren Umstände fielen den Deutschen so lästig, daß neun deutsche Fürsten den Kaiser um Frieden flehten, Geißeln stellten und sich zu Lieferungen an Korn und Vieh verstanden. Der Kaiser bewilligte ihnen aber erst dann den Frieden, als sie alle Güter und Gefangenen, die sie aus den römischen Provinzen weggeführt hatten, zurückgegeben und die Räuber derselben, zu bestrafen gelobt hatten. Damit noch nicht genug, mußten sie sich sogar die Aushebung von sechszehntausend deutschen Jünglingen gefallen lassen, um die römischen Heere zu verstärken. Man sieht aus diesem Frieden, daß Probus sich den Deutschen sehr furchtbar gemacht haben mußte, und er scheint keiner Prahlerei beschuldigt werden zu dürfen, wenn man nachstehendes Schreiben liest, das er damals an den römischen Senat erließ. Wir geben es der Merkwürdigkeit wegen hier wörtlich. „Ich danke den unsterblichen Göttern, beginnt dasselbe, daß sie euer Urtheil über mich bestätigten. So weit sich Deutschland in die Breite ausdehnt, ist es bezwungen. Neun Könige verschiedener Völker liegen demüthig zu meinen, oder vielmehr zu euren Füßen. Alle Barbaren pflügen und säen für uns, sie kämpfen für uns wie die inneren Völkern. Darum beschließt Dankgebete nach eurer Weise: denn viermal hunderttausend Feinde sind erschlagen, sechszehntausend derselben dienen unter unseren Fahnen, siebzig Städte sind der Knechtschaft erledigt und ganz Gallien ist frei. Alle Beute ist wieder gewonnen und deren mehr gemacht worden als vorher verloren gewesen. Von deutschem Zugvieh werden deutsche Fluren gepflügt, und Germaniens Boden streckt seinen bekriegten Nacken unter das Joch unserer

Bauern; seine Heerden werden für uns gemästet, seine Rosse wachsen für unsere Reiter heran, seine Saaten reifen für unsere Scheuern. Nur den Boden lassen wir ihnen, das Uebrige alles, was das Ihrige war, ist das Unsrige geworden. Darum sind wir auch willens gewesen, einen neuen Statthalter über Deutschland zu setzen, haben dies indeß noch auf Weiteres verschoben, bis die göttliche Vorsehung unsere Waffen ferner gesegnet haben wird."

Das Langweilige der unbedeutenden kriegerischen Ereignisse, woran nothwendig unsere bisher gegebene gedrängte Darstellung derselben, wegen Mangel befriedigender Quellen, leiden mußte, wird einigermaßen durch eine Episode unterbrochen, die einem Theil der Franken eine Stelle neben den Argonauten in der Geschichte anweis't.

In den verschiedenen bisher berührten Kriegen mit den Römern, und namentlich in dem des Kaisers Probus, war nach und nach eine nicht unbedeutende Zahl der Deutschen in römische Gefangenschaft gerathen und in römischen Provinzen zur Anlegung neuer Colonieen zurückgehalten worden. Dort vergaßen sie aber ihr Vaterland nicht, im Gegentheil wurden sie von einer unruhigen Sehnsucht dahin und nach Wiedererlangung ihrer Freiheit unablässig gepeinigt. Endlich da sie, wenn schon in abliegenden und geschiedenen Distrikten vertheilt, Gelegenheit fanden, sich über einen Plan zu verständigen, und sie sich überzeugten, daß ihre Befreiung zu Land unmöglich fallen dürfte, faßten sie den kühnen Entschluß, sie zur See zu suchen. Sie verließen daher ihre Wohnplätze, bemächtigten sich möglichst vieler Schiffe und Fahrzeuge, und vertrauten ihr Glück Wind und Meere. Die meisten dieser Deutschen waren aus unserem Lande d. h. Franken. Bei den einzelnen Gefechten auf der See und in den Ländern wo sie auf ihrer Fahrt landeten, legten sie Proben einer besondern Tapferkeit ab. Sie landeten auf den Küsten Asiens und von Griechenland und plünderten sie, auch in Afrika traten sie ans Land. Dann landeten sie in Sizilien, plünderten Syrakus und erschlugen viele Einwohner. Von da durchsegelten sie das Mittelländische Meer und fuhren in die Westsee, umschifften die Küsten von Spanien und Gallien

so endlich glücklich die deutschen Küsten erreichend. Schade, daß wir keine umständlichere Nachrichten von diesem deutschen Argonauten-Zuge haben, der wahrscheinlich einen noch schöneren Stoff als jener zu einem Epos abgegeben hätte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserer eigentlichen Geschichte zurück.

Auch der heldenmüthige Probus unterlag bald dem immer gewöhnlicher werdenden Schicksal der römischen Kaiser, d. h. von seinen eigenen Soldaten ermordet zu werden.
v. 285 Sein Andenken ist den Niederrheinisch-Deutschen theuer, weil
bis 304 er es war, der am Rhein und an der Mosel den Anbau des Weins förderte, von wo aus er sich in andern deutschen Länder verbreitete [138].

Kaiser Marcus Valerianus Maximian, ein Illyrier von Geburt, war schon unter Kaiser Diocletian nach Gallien geschickt worden, wo unter den dortigen Bauern eine furchtbare Empörung ausgebrochen war, die unter dem Namen Bagauden, das halbe Land verheerten und zerstörten. Ihre Wuth war besonders gegen den Adel gerichtet, weil die von ihm erlittenen Mißhandlungen sie zu diesem verzweifelten Schritte verleiteten. Er suchte flüchtend in den römischen Festen Schutz, und fand ihn. Maximinian mit seinen Legionen gelang es, die Aufrührer zu bändigen und nach und nach die Ruhe wieder herzustellen. Bald darauf trat ein Ereigniß, wie unter Kaiser Probus, ein, nämlich neue Völkerzüge wälzten sich jetzt wieder nach den gallischen Grenzen, nachdem sie alle Festen und Grenzwehren jenes Kaisers, wie? ist unbekannt, in ihre Gewalt bekommen hatten. Unter ihnen befanden sich die Burgunder, die bis zum Mittelrhein vorgedrungen waren. Maximinian war so glücklich, auch sie zurückzuschlagen und den größten Theil davon aufzureiben, doch soll Pest und Hungersnoth ihnen noch mehr Verderben als die Schwerter der Römer gebracht haben.

Bald hernach, oder beinahe um dieselbe Zeit machte eine vereinigte Schaar Sachsen und Franken die Nordsee durch ihre Räubereien unsicher. Ihren Haupthaltpunkt hatten sie

138) Mamert. panegyr. Maximiniano cap. 7.

an der belgischen Küste. Gegen sie sandte Maximinian, jetzt Kaiser, den Carausius aus, einen erfahrenen Seemann und Menapier von Geburt. Nach mehren glücklichen Unternehmungen gegen diese Seeräuber, schloß er plötzlich mit ihnen Frieden und eben so schnell ein Bündniß. Die Ursache dieses Wechsels zeigte sich, als er nach Britannien übersetzte und sich zum Kaiser proklamirte. Maximinian, nachdem er von diesem Abfall seines Feldherrn Kunde erhalten hatte, brach im folgenden Jahre nach dem Niederrhein auf, um ihn zu züchtigen. Bei Trier stieß er auf einen Frankenhaufen, schlug ihn, setzte über den Rhein und drang tief im nördlichen Deutschland ein. Während dessen befand sich der größere Theil der Franken in Britannien, dem Carausius getreu bleibend, ein anderer Theil hatte sich im nördlichen Belgien gelagert, welches Land es mit den Römern hielt. Hier wurden diese jetzt von Maximinian angegriffen, geschlagen und größtentheils aufgerieben oder gefangen. Die Chamaver und Friesen werden hier ausdrücklich als Franken aufgeführt [139]. Sein Hauptzweck, den Carausius zu stürzen, hatte er jedoch verfehlt, dieser behauptete sich vielmehr sieben Jahre hindurch, bis an seinen Tod, in Britannien, während er zugleich auch Herr der gegenüberliegenden Küste war.

Als Constantin der Große Kaiser geworden war, empfanden die Franken die ersten Proben seiner Tapferkeit, da sie sich neuerdings in Batavien festgesetzt und den Rhein überschritten hatten. Constantin beging die Grausamkeit, (er nannte dies ein heilsames Beispiel der Strenge üben), einen Fürsten der Franken, den er gefangen bekommen hatte, den wilden Thieren im Circus zu Trier vorwerfen zu lassen [140]. v. 307 bis 337

Ein Theil der Franken, die ehemaligen Bructerer besonders, auch die Chamaver und Tubanten werden genannt, rüsteten sich indessen zu einem kräftigen Widerstand gegen ihren großen und mächtigen Feind, wobei sie noch andere deutsche Völker in ihren Bund zogen. Constantin setzte jedoch schnell über den Rhein, überfiel sie, ehe ihr Verein völ-

139) Mamert. panegyr. Maximiniano. c. 7.
140) Eutrop. L. X. cap. 2.

lig zu Stand gekommen war, und zerstreute sie nach einer blutigen Schlacht. Auch diesmal machte der kaiserliche Sieger von dem schon einmal geübten barbarischen Mittel Gebrauch, indem er die Gefangenen mit wilden Thieren so lange kämpfen ließ, bis sie von ihnen zerrissen worden waren.

Ein für unser Land wichtiges Unternehmen war, daß Constantin eine Brücke über den Rhein von Cöln nach Deutz anlegte [141]). Seine Absicht war unstreitig, dadurch den Römern den Rheinübergang für die Zukunft weniger beschwerlich zu machen, es bedachte aber der mächtige Kaiser in seinem Siegesrausche nicht, daß er dadurch auch den Franken diesseits den Uebergang in ähnlicher Weise erleichterte.

Constantin war indessen, als der Erste römische Kaiser, feierlich (im 38 Jahre seines Alters) zum Christenthum übergetreten. Es hatte dies wichtige und erfolgreiche Ereigniß bei Niemagen an der Mosel, 3 Meilen unter Trier Statt. (Darüber Mehres im 2. Abschnitt.)

Constantin hatte vor seinem Tode das Reich unter seine drei Söhne Constantin II., Constantius und Constans vertheilt, und da dieselben bald unter sich und mit Magrentius und Decentius in einen Krieg verwickelt wurden, so gab dies auch zu blutigen Ereignissen mit den Barbaren Veranlassung Magrentius, selbst ein Fremder, zog viele Franken und Sach-

141) Eumeni paneg. Constantino c. 13. Diese Brücke war (Fiedler mehr alleg. Werkchen S. 105. 106.) durch ein römisches Fort zu Deutz (castrum Divitense) gedeckt. Die Brücke stand an der heutigen Salzgasse in Cöln, fing am sogenannten Gappstock an, führte auf die sonst im Rhein befindliche Martinsinsel und ging von da in der größten Weite bis Deutz. In den trockenen Jahren 1750, 1767 und 1800 zeigten sich noch Spuren von Pfeilern. Die Rudera am Beyerthurm zu Cöln rühren aber nicht von der Römerbrücke her, sondern sind ein abgebrochener Ausbau, worauf sonst ein Wachhäuschen stand. Diese Brücke war noch zur Zeit des Kaisers Otto I. in gutem Stande, dessen Bruder, Bruno von Cöln, sie auf Geheiß des Kaisers abbrechen ließ, und die Steine zum Bau der Pantaleonskirche verwendete. Sie soll so breit gewesen seyn, daß sieben Wagen neben einander darauf fahren konnten, also ein riesenhaftes Werk, dessen Verlust unersetzlich ist.

sen in seine Dienste, als er sich zum Kaiser gegen Constan-
tius ausrufen ließ. Dagegen trat nach der Schlacht bei
Mursa, an der Drave, der Sohn des Franken Bonitus, Si-
lan mit den Seinigen zu Constantius über, von dem wir gleich
mehr hören werden. Die Regierung dieses Kaisers ist für
die Geschichte unseres Landes nicht unwichtig, indem dieselbe v. 337
durch mehre kriegerische Ereignisse am Unterrhein ausgezeich- bis 361
net ist.

Wir hatten schon erwähnt, was den Barbaren zu neuen
Kämpfen mit den Römern Veranlassung gab. Auch unsere
Franken wurden durch dieselben Ursachen in Aufregung ver-
setzt und angetrieben, Einfälle in Gallien zu thun. Constan-
tius zu sehr mit seinen andern Händeln besonders mit Ma-
gentius beschäftigt, konnte nicht in Person an den Nieder-
rhein aufbrechen. Er sah sich daher genöthigt, einen Unter-
feldherrn dahin zu senden und seine Wahl fiel auf den eben
erwähnten Silan. Dieser Franke, ein eben so tapferer und
kluger Heerführer als selbst wissenschaftlich gebildeter Mann,
entledigte sich der ihm gewordenen Aufgabe mit solchem
Glück, daß er seine Landsleute mit blutigen Köpfen auf das
rechte Rheinufer zurücktrieb. Seine Thaten, die uns im Ein-
zelnen nicht bekannt sind, müssen sehr ruhmvoll gewesen seyn,
da sie ihm am kaiserlichen Hof großen Neid zuzogen, der
Kaiser selbst wurde durch das Ansehen, welches Silan bei
dem Heere am Niederrhein erlangte in solche Unruhe versetzt,
daß er, alle seine bisherigen treue Dienste vergessend, in
ihm nichts als einen Verräther erblickte, der ihm nach Krone
und Leben stände. Silan, dem bald sein Mißtrauen kund
ward und der befürchtete, ein Opfer desselben zu werden, sah
sich nun wirklich zu dem Schritte wegen seiner Selbsterhal-
tnng genöthigt, an den er vorher nicht gedacht hatte. Er
benutzte seinen Einfluß auf das seinen Befehlen untergeord-
nete Heer und ließ sich in Cöln zum Kaiser ausrufen. 355

Constantius hiervon bald in Kenntniß gesetzt und die
Macht Silans bei einem offenen Bruch fürchtend, machte den
Heuchler. Er sandte einen seiner Unterfeldherrn, den Ursici-
nus an den Niederrhein, mit dem Auftrage ihn unter den
gnädigsten Ausdrücken abzulösen. Ursicinus, da angekommen,

stellte sich ganz überrascht, den Silan als Cäsar zu finden, und, wie wenn er sich besönne, trat er zu ihm über. Dies that der feine Heuchler in der Absicht Zeit zu gewinnen, um sich während deß einen Anhang im Heere zu verschaffen, wodurch ihm die Ausführung seines Vorhabens möglich gemacht würde. Es gelang ihm auch wirklich einige Soldaten zu gewinnen, die den leichtgläubigen Silan aus dem Wege räumten, nachdem er kaum vier Wochen die kaiserliche Würde bekleidet hatte. Ammianus Marcellinus beklagt ihn als einen sehr tapfern Mann.

Ursicinus, der jetzt an seines ermordeten Vorgängers Stelle den Oberbefehl über die römische Legion in Niedergermanien führte, war nicht so glücklich als jener gegen die dortigen Deutschen. Sie unternahmen im Gegentheil einige erfolgreiche Züge gegen ihn, und in einem derselben zerstör-
355 ten sie sogar Cöln. Constantius, der den 6. November 355 den Flavius Julianus, nachdem er ihn mit seiner Schwester Helena vermählt, zu seinem Feldherrn ernannt hatte, schickte ihn im Juni des folgenden Jahres nach Gallien, ihm den Oberbefehl über alle Truppen dort und in der römischen Germania übergebend. Nachdem er als Folge mehrer siegreichen Gefechte im innern Deutschland, dies völlig von den Feinden gesäubert hatte [142]) rückte er vor Cöln. Diese Stadt und Rigomagum (Remagen) waren noch die einzigen Oerter von 40 Rheinstädten im römischen Germanien, da die Franken das ganze Land verwüstet hatten. Cöln selber, beinah völlig zerstört, konnte den Römern keinen Widerstand leisten und wurde daher von ihnen erobert [143]).

357 Die Franken schlossen jetzt einen Stillstand, und Julian, diesen benutzend, zog gegen die Alemannen zu Feld, die er
358 in einer mörderischen Schlacht bei Strasburg besiegte. Das Jahr darauf bekriegte er die salischen Franken, welche sich in Toxandrien niedergelassen hatten, besiegte die Chamaven [144]) und stellte beinah sämmtliche zerstörte Städte am Niederrhein

142) Zosimi hist. Lib. III.
143) Amm. Marcellin. Lib. XVI, c. 3.
144) Ibid. Lib. XVII, c. 8. 10.

wieder her, legte auch Magazine an, um das aus Britannien eingeführte Getreide aufzubewahren. Dieser treffliche Feldherr hatte[145]) den Franken sieben Städte abgenommen nämlich: Castra Herculis (Hervelt in Holland), Quadriburgium (wahrscheinlich Monreberg bei Calcar), Tricesimae (die Colonia Trajana bei Xanten), Novesium (Neuß), Bonna (Bonn), Antannacum (Andernach) und Bingium (Bingen). Julian hatte indessen ebenfalls durch seine glücklichen Kriegsthaten das Mißtrauen des Kaisers gegen sich erregt, und um seine Heeresmacht zu schwächen, forderte er von jeder Legion derselben 300 Mann ab, was einen solchen ungünstigen Eindruck auf die Legionen machte, daß sie ihn gleichsam wider Willen in Paris zum Kaiser ausriefen. Ein Bürgerkrieg v. 361
stand jetzt zwischen den beiden Kaisern und Schwägern bevor, bis 363
und Julian rüstete sich zum Aufbruche nach Italien. Ehe er jedoch dahin abging, unternahm er noch von Tricesimä aus 360
über den Rhein einen Einfall in das Gebiet der fränkischen Attuarier (Chattuarier) und züchtigte sie. Zum Ausbruch des Bürgerkriegs kam es aber nicht, denn Constantius starb den 5. October 361. Aber da auch Julian bereits 363 in einem Krieg gegen die Perser starb, so war dies die Loosung zu neuen kriegerischen Unruhen auf allen Seiten, die Alemannen und Burgunder am Ober- und der Franken und Sachsen am Niederrhein. Der neue Kaiser Valentinian I. schützte v. 364
zwar die Grenzen und legte Festungen auf beiden Ufern des bis 375
Rheins an, besiegte die Sachsen bei Deutz, die durch das Bructerland vorgedrungen waren, doch zeigte sich trotz Alles dessen die immer mehr zunehmende Schwäche der römischen Herrschaft und die Ueberlegenheit der Deutschen. Denn schon im Jahr 388 brachen die Anfälle derselben gegen jene furcht- 388
barer als je los. Drei Fürsten der Franken: Genobaudes, Marcomer und Sunno fielen verheerend in Gallien ein. Entweder unternahmen sie diesen Zug aus eigenem Antrieb, aus Beutelust und Kriegeslust oder um dem dermaligen Kaiser Theodosius, der mit seinem Gegenkaiser Maximus einen Kampf um die Alleinherrschaft führte, eine Diversion zu machen. Auf

145) Ibid. XVIII, c. 2.

die Nachricht hiervon brachen die Feldherren dieses Letzteren Nanienus und Quintinus von Trier gegen Cöln auf, welches von den Franken bedroht war. Diese waren jedoch bereits beutebeladen, mit Ausnahme eines kleinen Haufens umgekehrt, die von den Römern angegriffen und zerstreut wurden. Quintinius führte hierauf sein Heer bei Neuß über den Rhein, und hoffte, die Franken diesseits im eigenen Lande für die in Gallien verübten Thaten zu züchtigen. Diese flüchteten sich aber in ihre Wälder, deckten sich durch Verhaue und tödteten von da aus mit Pfeilen und Wurfgeschoß eine große Anzahl Römer, von denen überdies noch eine Menge in den Sümpfen und Morästen versunken, umkamen. Wenige retteten sich über den Rhein zurück. Nach Minola geschah dies im Duisburger Wald. Indessen hatte Kaiser Theodosius sei-
v. 376 nen Gegner besiegt (starb 388) und mit Valentinian II., als
bis 392 Collegen im Reich eine Abkunft getroffen, wornach dieser auch die Hut der Germania übernahm und sich selber an den Niederrhein verfügte, um daselbst gegen die immer mächtiger werdenden Franken Sicherheitsanstalten zu treffen, denn darauf sahen sich damals die Römer schon so ziemlich beschränkt. Die beiden Fürsten, Marcomer und Sunno, schlossen einen Vertrag mit ihm, durch den die alten Freundschaftsbündnisse erneuert wurden, so daß er sich nach Trier zurückbegab, um daselbst den Winter zuzubringen. Dies freundschaftliche Verhältniß scheint jedoch von kurzer Dauer gewesen zu seyn, denn wir vernehmen von Sulpitius Alexander, [146]) daß Argobästes, einer der besten Generale des
391 Cäsars, im Winter 391 oder im Anfang des folgenden Jahres von Cöln aus wieder einen feindlichen Zug gegen die überrheinischen Franken unternommen habe; die Bructerer, Chamaven und Chatten werden hier wieder einmal als Franken aufgeführt. Die Bructerer wurden zuerst, dann die Chamaven von den Römern angegriffen. Bedeutendes scheint aber nicht vorgegangen zu seyn, denn Arbogastes ging bald über den Rhein zurück. Arbogastes war selber ein geborner

---

146) In seinem verloren gegangenen, von Gregor von Tours in einzelnen Bruchstücken geretteten, Werke.

Franke und stand bei dem Kaiser Theodosius und der ganzen Armee in großem Ansehen, aus dessen Diensten er bei der Theilung des Reichs denen des Valentinian überwiesen worden war. Er hatte aber nicht Achtung für diesen Kaiser, dessen Neid er auf sich gezogen hatte, und aus dieser und noch bedeutenderen Ursachen mag auch der Verdacht entsprungen seyn, daß man ihm Valentinians Tod zuschrieb, als dieser 392 zu Vienne ermordet wurde. Arbogast bestellte nämlich gleich nach diesem Morde den Eugenius zum Kaiser des Occidents, der die Verträge mit den Franken erneuerte. Dieser konnte aber gegen Theodosius nicht lange bestehen und Arbogast selber endete nach seinem Ausgange durch Selbstmord. Kaiser Theodosius, in dieser Weise im alleinigen Besitze des Thrones, erfreute sich dessen nicht lange. Er starb 395
395 und das Reich ging, in zwei Theile geschieden, auf seine Söhne Honorius und Arcadius für immer, unter der Benennung des abend- und morgenländischen Reiches, über. Honorius, dem der Occident, d. h. das Altrömische mit Rom, zugefallen war und noch unter Vormundschaft des ausgezeichneten Heerführers und Staatsmannes Stilicho stand, erneuerte ebenfalls die mit den Franken geschlossenen Verträge, die jedoch bald wieder von Marcomer und Sunno gebrochen wurden. Beider Geschick blieb aber auch nicht lange unentschieden, Ersterer, der den Römern in die Hände gefallen war, wurde nach Hetrurien verbannt, und Sunno wurde, als er sich an den Römern wegen dieser Gefangennehmung seines Bruders [147]) rächen wollte, von seinen eigenen Landsleuten getödtet.

Indessen ereignete sich jener eben so schreckliche als denkwürdige Zeitabschnitt in der Geschichte, wo Alarich [148]) mit 396
seinen Westgothen das unglückliche Italien überschwemmte. Stilicho, in der höchsten Verlegenheit diesem stürmischen Einfalle der Barbaren zu wehren, sah sich genöthigt, alle römischen Truppen vom Rhein ab nach Italien zu Hülfe zu ru-

---

147) Wenk (Hess. Landesgeschichte II, 136.) nennt diese beiden Fürsten Brüder.

148) Auf der Insel Peuke geboren, aus dem Geschlechte der Balten.

fen. Hierdurch ward aber ein für allemal die römische Herrschaft am Niederrhein zernichtet, und nichts stand nun mehr dem Eindringen der deutschen Völker von diesseits über den Rhein und ihrer Ausbreitung bis tief in Gallien hinein entgegen. Die Franken machten sich aber auch diese Freiheit trefflich zu nutze und lange sehen wir sie von jetzt an in unaufhaltsamem Vordringen dahin begriffen, und das römische Reich während dieser Zeit immermehr in Trümmer zerfallen.

Schrecklich haus'ten zugleich die Franken bei allen diesen Zügen und so sehr sie zerstörten und verheerten, wo sie nur irgend auf eine römische Anlage stießen, so schien ihre Rachgier gegen alles Römische dennoch immer nur zu wachsen. Abgesehen von den schmerzlichen Ereignissen, welche die Menschheit verletzten, kann man auch nicht genug bedauern, daß die Zerstörungswuth der rachedürstenden Franken sich an so manchem Denkmal der römischen Kunst ausließ. Allein sie wollten auch bis in die letzte Erinnerung die Zeichen der römischen Zwingherrschaft zernichten. Alle Städte des Niederrheins wurden von ihnen zerstört. Colonia, bisher der Regierungssitz der Germania secunda, ward von nun an der Mittelpunkt einer fränkischen Provinz, die Ripuarien benannt, auf beiden Rheinufern, zwischen dem Hercynischen Walde und der Maas, und zwar über das Land der Usipeter, Chatuarier und Tenkterer (Bergischen) auf der rechten und über das Land der Gungerner und Ubier, auf der linken Rheinseite sich erstreckte. Der nördliche Theil der Germania secunda, mit dem Lande der Tungerer, Menapier, Sygambern, Bataver, so wie das angrenzende Hamm- und Salland fiel in die Hände der Salischen Franken. Die ostwärts wohnenden Völker, wohin auch die Bructerer, mit Ausschluß der zu Ripuarien gehörigen Chattuarier, zu rechnen sind, wurden Ostfranken genannt, und traten allmälig, je mehr sich zwischen den heidnischen und christlichen Germanen ein Gegensatz zu entwickeln begann, in den immer mächtiger werdenden Bund der sächsischen Völker über. [149]).

149) Ledebur allg. W. S. 265. u. 266.

Ein Sturm folgte von jetzt an auf den andern im römischen Occident, immer durch neue Barbarenhorden herbeigeführt, die darin miteinander wetteiferten, dem im Todeskampf liegenden Reich den Gnadenstoß zu geben und sich als Erbe in dasselbe zu theilen. Beinah fünfzig Jahren nach den verheerenden Zügen der Gothen brachen die noch fürchterlicheren 447
Hunnen unter ihrem Könige, dem Wütherich Attila ein.
Valentinian III. saß damals auf dem morschen Kaiserthrone, v. 424
auf dem er sich gar nicht zu erwehren gewußt, wenn er nicht b. 455
glücklicher Weise in dem trefflichen Feldherrn Aetius eine tüchtige Stütze gehabt hätte. Dieser war so glücklich das Hunnenheer, unter Attila's eigener Anführung auf den Catalaunischen Feldern bei Chalons sur Marne in einer der mörderischten Schlachten zu vernichten. 451
An diesem Kampfe hatten die meisten deutschen Völker wie gewöhnlich auf beiden Seiten, mitgefochten. Die Bructerer waren mit Attila gezogen, als seine kräftigsten Bundesgenossen, daher befanden sich bei ihm auch die meisten Ostfranken, die Ripuarier dagegen und die Salier stritten auf Seiten der Römer.

Bei diesem Raubzuge der Hunnen über den Rhein in Gallien, wo sie nachher ihren Untergang fanden, traf ein neues, beinahe noch härteres Geschick die Gegenden des jenseitigen Ober- und Niederrheins. Jene Barbaren und die ihnen nachziehenden Franken zerstörten noch den Rest der römischen Anlagen. Wir erwähnen folgender darunter aus den Gegenden des Niederrheins, welche von Grund aus zerstört wurden. Abermals Cöln, Novesium (Neuß) Vetera bei Xanten, Asciburgium, Noviomagus (Noyon). Alle römischen Denkmäler verschwanden seit dieser Zeit und hinterließen nur noch unbedeutende Spuren.

V.

Merovâus und die Merovinger. Anfang des fränkischen Reichs.

Wir haben bei der kurzen Uebersicht der denkwürdigen Ereignisse, die am Schlusse des vierten und mit dem Begin-

nen des fünften Jahrhunderts, in der Geschichte unter dem Namen Völkerwanderungen bekannt, in überraschender Weise gesehen, wie bloß die Franken am Niederrheine fest an ihrem angestammten Grund und Boden hielten. Von irgend einer Bewegung unter ihnen, um das ihrige mit einem fremden Gebiete zu vertauschen, liegt keine Spur vor. Wir sehen sie freilich in außerordentlicher Aufregung, aber nur theils nach dem Zuge ihrer Eigenthümlichkeit bald da bald dort an den Kämpfen anderer Völker theilnehmend, theils und hauptsächlich zur gänzlichen Zernichtung der Römerherrschaft und Wiederherstellung oder Befestigung ihrer Selbstständigkeit in unermüdlichem Kampfe die ganze ehemalige römische Germania durchziehen und im Siegesschritte ihre Waffen tief nach
420 Gallien hinein tragen. Im Jahre vierhundert und zwanzig bemerkt man die ersten Kennzeichen einer Annäherung und Vereinigung mehrer deutschen Stämme mit den Franken unter diesem gemeinschaftlichen Namen, und zwar unter einem König Pharamund, der ein Sohn Marcomers gewesen seyn
432 soll. Als der tapfere Römer Aetius einen glücklichen Zug gegen die Uferfranken gethan hatte, und sie zum Frieden zwang, hört man plötzlich einen König der Franken Chlodio in Gallien nennen, ohne daß wir wissen wo eigentlich sein Reich begonnen hat, wahrscheinlich jedoch am Niederrhein. Alle Mittheilungen über diesen Gegenstand sind so dunkel, daß nicht einmal zu ermitteln ist, ob jener Pharamund, dem Manche die Stiftung der fränkischen Monarchie beimessen, nur existirt habe. Chlodio ist aber sicher derjenige, der zuerst die verschiedenen Franken und andere deutsche Stämme, in einem nicht deutlichen Verbande, unter seinem Oberbefehl vereinigte, so daß sie von nun an wenigstens als Ein Volk, wenn auch noch mancher Stamm unter seinem eigenen Fürsten, Herzog oder König, fortbestehen. Die Ueberlieferungen aus jener Zeit sind darum so lückenhaft und dunkel, weil es in derselben nur wenige Geschichtschreiber gab, die noch außerdem von sehr ungleichem Werthe sind. Die Nachrichten vor ihrer Zeit taugen beinah gar nichts, die aus ihrer Zeit aber sind desto wichtiger. So sind für die Geschichte der Franken Gregor Bischof von Tours (Gregorius Turonensis)

gestorben 595, und Fregar, der 650 einen Auszug aus Gregors Werke lieferte und sie bis zum Jahr 642 fortführte, unentbährlich. Benutzen wir diese Werke und römische Schriftsteller jener Zeit als Prosper Aquitanus und andere, so vernehmen wir über das Entstehen des fränkischen Reichs, daß die Franken dazu getrieben worden seyen von dem Gefühle der Nothwendigkeit, von ihrem bisherigen Systeme der Streifereien unter einzelnen Führern abzulassen und vereinigt unter Einem Fürsten auf Consolidirung ihrer Besitzungen am linken Rheinufer bedacht zu seyn. Darum wählten sie als ersten gemeinschaftlichen König den Pharamund, dem nach kurzer Regierung Chlodio und diesem sein Sohn Merovåus folgte.

Im Jahre 447 tritt die Regierungszeit des Königs Chlo- 447
dio ins Klare, wo er einen Einfall in Belgien that. Die Grenzen seines Reichs erstreckten sich schon bis an die Somme und Cambreci befand sich in seinen Händen [150]) ungeachtet er von den Römern unter Aetius zurückgedrängt worden war. Seine Residenz soll er in Dispargum gehabt haben. Ueber die Lage dieses Ortes ist man sehr ungewiß, in Thüringen sollte es gewesen seyn. Vergebens sind aber alle Nachforschungen auf diesem Punkte. Da es außerdem aus vielen Gründen sehr unwahrscheinlich ist, daß Chlodio seinen Wohnsitz in diesem vom Schauplatze der Franken soweit abgelegenen Lande gehabt haben sollte, so hat man sich in der neuesten Zeit dafür entschieden, daß jenes Thüringen nichts anderes als Tongrien im heutigen Lüttischen war. Bischof Gregor, dessen Wohnort Tours in der Nähe von Tongern lag, deutet darauf hin, oder ist vielmehr ziemlich bestimmt, wenn er Turon III., 9. den Ausdruck gebraucht: Von diesen Gegenden saßen südlich bis zur Loire die Römer, jenseit der Loire herrschten die Gothen.

Als Chlodio jenen Einfall in Belgien that, um seinem Volke Sitze in Gallien zu erobern, wie es ihm denn auch, wie wir eben gesehen haben, gelungen war, erfahren wir unvermuthet wieder, nach langem, etwas von den Sygambern.

---

150) Gregor Lib. 2. cap. 9.

Sidonius Appollinaris Lib. VIII. epist. 3. nennt sie, wahrscheinlich darum, weil sie den größten und ausgezeichnetsten Theil des Zuges ausmachten, auch legt er ihnen den Namen der Trutzigen bei. Der Name Sicambri war also wenigstens noch nicht aus der Erinnerung verschwunden. Die Rheinfranken waren bei jenem Zuge in den Gegenden der Waal über den Rhein gegangen, und unter ihnen befanden sich auch die bisher noch mit den Römern befreundet gewesenen Salier, die von jetzt an auch im Namen Franken verschwinden und nur noch in den salischen Gesetzen fortleben.

Chlodio starb mit Hinterlassung von zwei Söhnen, von denen der Jüngere, der schon erwähnte Merovåus, ihm in der Regierung nachfolgte, der ältere Childerich aber, von derselben eine Zeit lang ausgeschlossen wurde. Die Ursache von dieser sonderbaren Thatsache ist nicht klar [151]. Es wird von einem Schriftsteller erzählt, die beiden Brüder hätten sich ums väterliche Reich gestritten, der Aeltere habe bei Attila, der Jüngere bei Aetius Hülfe gesucht. Diesen Letzteren der nach Rom abgeordnet worden, und daselbst, noch unbärtig, aber mit schönen dichten, über die Schultern wallenden blonden Haaren erschienen, habe Aetius als seinen Sohn angenommen; der Kaiser aber habe ihn mit Geschenken und der Zusage seines Beistandes entlassen. [152]. Da dieser Schriftsteller den Merovåus nicht mit Namen nannte, so entstanden Zweifel, ob er ihn auch gemeint habe. Fredegar erklärt ihn aber bestimmt dafür.

Von der Regierung des Merovåus wissen wir nichts, eben so wenig von der seines Bruders Childerich, dem einige Schriftsteller sogar einen andern Namen, nämlich Chlodebald, doch ohne Grund beilegen, nur so viel ist anzunehmen, daß beide Brüder dennoch zuletzt durch eine Theilung über die Franken regierten. Aus obiger Erzählung scheint hervorzugehen, daß Merovåus sich dem Aetius und den Römern

151) Priscus in excerptis de leg. Script. Byzantin. T. 1. S. 40. Dieser behauptet den Merovåus selbst gesehen zu haben.

152) Mascov Geschichte der D. S. 431 ff. Note 1. Wenk Hess. Landesgesch. 2. B. S. 135 Note 1.

gleich allen oder den meisten überrheinischen Völkern anschloß und gegen die Hunnen kämpfte; wogegen des Chlodio älterer Sohn mit den östlichen Franken und hauptsächlich den Bructerern sich dem Attila beigesellt hatte. Der Sieg der Römer in den Catalaunischen Feldern mußte demnach seinen Einfluß auf die beiden Frankenlinien so geübt haben, daß Merovāus und Childerich nicht aus dem Umfange ihres Gebietes dies- und jenseit des Rheins während der Zeit ihrer Regierung traten und diesem keine größere Ausdehnung verschaffen konnten; Ersterer nicht weil er als Bundesgenosse der Römer, nach ihren glücklichen Erfolgen, gegen sie nichts unternehmen konnte, und sein Bruder als Anhänger des geschlagenen und verschwundenen Attila, geschwächt, ja über den Rhein zurückzufliehen genöthigt, es noch weniger wagen durfte, mit ihm anzubinden. Sie sollen zwar einmal später, nach dem Tode Valentinians, einen Ueberfall über den Rhein versucht haben, aber von Avitus zurückgeschlagen worden seyn.

So wenig uns also von der Regierung des Merovāus bekannt ist, so bleibt er, oder wenigstens sein Name, weil man noch nicht einmal über seine wirkliche Existenz einig ist, immer darum eine geschichtliche Denkwürdigkeit, daß von ihm, als ihrem Stammvater, alle künftige Frankenkönige sich bis auf ihre Verdrängung Merovinger nennen.

Von mehren Söhnen, die Merovāus hinterließ, wurde Childerich sein Nachfolger im Reich. Von diesem König wissen wir auch nur wenig und dies ist nichts, was ihm Ehre macht. Er regierte, sagt die Geschichte, mit Uebermuth, was ihn den Franken gehäßig machte, die in ihrem freien Sinne so etwas nicht ertragen mochten. Er mußte sich darum auch aus dem Lande nach Thüringen flüchten, und nun wählten die Franken sogar den Aegidius zu ihrem König. Derselbe benahm sich aber in seiner kurzen Regierung so übel, daß man die des Childerich der seinigen noch vorzog und ihn zurückberief. Childerich behauptete von jetzt an den Thron bis an seinen Tod 481. Aus seiner Ehe mit der thüringischen Königin Basia, die ihrem Gemal entlaufen war, entsproß der berühmte Chlodowig oder Chlodwech.

VI.

Chlodowig, König aller Franken.

v. 481 Chlodowig, ein kühner, thatenlustiger Krieger und ehr-
b. 511 geiziger, eroberungssüchtiger und hinterlistiger Fürst, ganz ein Mann und Herrscher im Sinne der kriegerischen und beutelustigen Franken, hatte kaum seine Regierung angetreten, als er sich auch nach einem Spielraume für seine Thatenlust und eine Befriedigung seines Ehrgeizes umsah. Der Umfang seines Reichs war ihm nicht groß genug, er dachte nur, hierin jedem andern gemeinen Eroberer gleich, auf Ausdehnung der Grenzen, selbst auf Kosten seiner friedliebenden Nachbarn.

Die Römerherrschaft war damals noch keineswegs in Gallien erloschen, der größte Theil des mittleren Galliens, von der Nähe des Rheins bis an die Loire, westlich nach der Bretagne zu gehorchte noch den Befehlen des ofterwähnten Aegidius. Dieser berühmte Römer waltete hier mehr als eigner Herr, als in der Eigenschaft eines römischen Statthalters, da das weströmische Reich bereits den Todesstoß erhalten hatte [153]. Es war dieser Theil Galliens mächtig und streitbar unter seinem tapferen Gebieter und an Macht der Chlodowigs eher überlegen als nachstehend. Chlodowig dies wohl wissend, zog auch nicht bloß seine Kühnheit zu Rathe, sondern suchte sich durch den Beistand der anderen kleinen fränkischen Könige oder Fürsten zu verstärken. Als ihm dies gelungen war, sendete er dem Syagrius, einem unthätigen Manne, dem Sohne des Aegidius, der nach dem Tode desselben die Statthalterschaft erlangt hatte [154], einen Fehdebrief,

---

153) Noch bei Lebzeiten Childerichs hatte sich diese Hälfte des römischen Reichs durch die Abdankung des Augustulus 476 aufgelößt.

154) Gregor von Tours Lib. 2. c. 27. nennt ihn **Romanorum rex, ad civitatem Suessonias** (Soissons) **sedem habet.** Daß sich dieser Syagrius dort über die Zeit hinaus des Unterganges des weströmischen Reiches in Gallien erhielt, ist ein Beweis von der wenigen Verbindung, die noch zwischen Rom und den Provinzen bestand, und daß man ihn wirklich mehr als Selbstherrscher wie als Statthalter dieser Provinzen ansehen konnte.

mit der Aufforderung, den Tag und Ort der Entscheidung ihres beiderseitigen Herrschergeschicks zu bestimmen. Es geschah. Die Schlacht fiel bei Soissons vor, und die Römer unterlagen völlig. Syagrius, voll Verzweiflung in dem unmännlichen Herzen, gab Alles daran und flüchtete zu den Westgothen, wo er später eines unrühmlichen Todes starb. Chlodowig, seinen Sieg nach Kräften benutzend, dehnte seine Herrschaft möglichst weit aus; den ungeheuren Raub, der überall in den blühenden Städten gemacht wurde, theilte er gewissenhaft mit seinen Franken. Er war aber noch nicht zufrieden mit dem Erwerb des römischen Gallien, worin er vorläufig zu Soissons seinen Sitz erwählte, sondern er warf bald auch seine Augen auf die Besitzungen der kräftigen Alemannen, denn ein Eroberer wird nimmer satt. Dies Volk hatte sich bei den bisherigen Stürmen der Zeit, selbst gegen die Gottesgeißel Attila standhaft aufrecht erhalten und sich vor jeder fremden Einmischung zu sichern gewußt, und war dadurch tüchtig in sich geblieben. Es hatte seinen Sitz im Elsaß, und in einem Theil der Alpengegenden in der heutigen Schweiz. Die Alemannen hatten sich jedoch später auch auf die Ostseite des Rheins abwärts ausgedehnt, und waren so Nachbarn der ripuarischen Franken geworden, deren König Siegebert seine Residenz in Cöln hatte. Dieser, die Ueberlegenheit und das weitere Vordringen eines solchen mächtigen Grenznachbarn fürchtend, sprach Chlodowig um Beistand an, und so ward diesem denn auf einmal eine günstige Gelegenheit, seine Gelüste bei den Alemannen zu stillen. Es kam zwischen ihnen und unsern vereinigten Franken zu einer
sehr blutigen Schlacht bei Zülpich oder Tülpich (Tolbiacum) 496
westlich von Cöln, im Gebiet der Rippuarier. Beide Theile stritten lange mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer, als aber die Franken endlich zu unterliegen schienen, da hub Chlodowig seine Augen gegen Himmel empor, und bei Gott und seinem Sohne Christus Beistand suchend, gelobte er mit lauter Stimme, Angesichts der um ihn Kämpfenden, sich taufen zu lassen, wenn ihm der Sieg würde. Kaum war dies feierliche Gelübde seinem Munde entflossen, als nach der Aussage Bischofs Gregor Tur. II. 30. die Alemannen flohen

und Chlodowig einen entscheidenden Sieg erfocht. Die Folge dieses Sieges bei Zülpich war die völlige Unterwerfung der Alemannen oder doch wenigstens des größeren Theiles derselben. Der König Siegebert wurde in dieser Schlacht am Beine verwundet, so daß er von jetzt an hinkte. Kaum war der gewaltige Franken-König so mit den Alemannen an das erwünschte Ziel gekommen, als seiner auch schon eine andere Fehde harrte. Die Thüringer, ein zahlreiches und streitbares Volk, waren diese neuen Gegner, mit denen er durch die erworbenen Rheinprovinzen und durch den Besitz des alemannischen Gebietes, da sie bis an den Main hin, in der Gegend von Würzburg wohnten, in Berührung gekommen war [155]. Auch die Thüringer besiegte und unterwarf er und verleibte sie seiner immer größer werdenden Francia ein.

Indessen drängte den Chlodowig die Zeit, sein Gelübde zu erfüllen und die christliche Taufe zu empfangen. Feierliche Anstalten wurden dazu getroffen, und die heilige Handlung wurde mit glänzendem Prunke und einer Menge wohlberechneter Ceremonien, die einen tiefen Eindruck auf die zahlreichen heidnischen Deutschen machten, von dem heiligen Remigius, Bischof zu Reims, vollzogen, und dadurch der gekrönte Täufling für das orthodoxe Christenthum, zu dem sich die Gallier größtentheils bekannten, gewonnen. Am ersten Ostertag wurde die Taufe in der St. Peterskirche zu Reims vorgenommen (nach Andern mit weniger Gründen in Zülpich, ob man gleich da heute noch den Taufstein haben will).

155) Es ist oben schon Thüringens als einer Verwechselung mit Tongern im Lüttischen gedacht worden. Manche Schriftsteller wollen auch diesmal noch diese Verwechslung annehmen. Sie sagen (z. B. v. Wersebe alleg. W. S. 156. — 176.): Es sey nicht unwahrscheinlich, da Tongern eine Hauptstation der Römer gewesen, daß sich bis jetzt noch ein römischer Befehlshaber da gehalten habe u. s. w. Es ist das aber ein offenbarer Irrthum. Das eigentliche Thüringen war, wie von uns bemerkt worden, den Franken nicht mehr so fremd geblieben und nicht so abgelegen, um nicht eine Veranlassung zu diesem Krieg recht gut denken zu können. Außerdem warf Chlodowig seine ländergierige Blicke schon in die weite Ferne.

Folgendes Ereigniß soll nach den Erzählungen eines gleichzeitigen Geschichtschreibers bei der Tauffeier Statt gefunden haben. Der Bischof, welcher die vorhergehende Nacht in der St Peterskirche mit Gebet zugebracht hatte, der König, die Königin Chlotilde oder Chrodegilde, eine burgundische Prinzessin, die ihren Gemahl schon früher mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion bekannt gemacht hatte, ließen sich, von einem großen Chore Geistlicher und kriegerischem Gefolge umgeben, auf ihren Sitzen nieder. Der heilige Bischof hielt eine Rede. Als er zum biblischen Spruche gekommen: „Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen" erfüllte plötzlich eine Lichthelle, glänzender und klarer als die Sonne, den ganzen Raum der Kirche, eine Stimme erschallte zugleich: „Friede sey mit euch, fürchtet euch nicht; bleibt in meiner Liebe." Dann verschwand das Licht, ein unbeschreiblich angenehmer Wohlgeruch verbreitete sich, so daß die Umstehenden Alle von dem Glauben an die Gegenwart des Urhebers alles Lichtes durchdrungen wurden. Gesehen hatte jedoch niemand als der einzige Bischof, den Glanz, denn die Furcht hatte die Uebrigen geblendet.

Jetzt erst ging es in feierlichem Zuge zur Taufwanne; der König vom Bischof geführt, empfing die heilige Weihe, neben ihm stand seine schöne Gemahlin, fromm begeistert, ihren Gemahl endlich auf dem Wege des Heils wandeln zu sehen. Jetzt fragte Chlodowig: „Lieber Herr ist dies das Himmelreich, das du mir versprichst?" „Nein," erwiederte der Bischof, „es ist der Weg, auf dem man zu demselben gelangt."

In dieser Weise hatte Chlodowig das heilige Wasser empfangen, da fehlte aber das Salböl. Der Geistliche, der es trug, wurde vom Gedränge gehindert näher zu treten. Jetzt richtete der heilige Remigius sehnsuchtsvoll und still betend seine Blicke zum Himmel empor und siehe da! eine Taube, weißer als Schnee, senkte sich, das Fläschchen mit dem heiligen Oele im Schnabel, langsam herab, ringsum herrliche Wohlgerüche verbreitend. Dann verschwand die Taube. Der Bischof, seiner Verlegenheit entzogen, goß hierauf etwas von dem Oel ins Wasser. Der königliche Täufling stieg in das-

selbe, und nachdem er feierlich dem Teufel entsagt hatte, mußte er sich auf Gebot des Bischofs bücken,[156] der ihn dreimal untertauchte, ihn im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes taufte und endlich mit dem heiligen Chrisma salbte. Mit Chlodowig empfingen noch die Taufe: seine beiden Schwestern Albafledis und Landechildis nebst dreitausend Franken[157].

Chlodowig gehörte also von jetzt der christlichen Kirche als ein Glied an, und dürfen wir uns mit vollem Recht über die höchst wichtigen und segensreichen Folgen erfreuen, die daraus für die weitere Verbreitung der christlichen Religion, durch die sich ein so großer Theil der Menschheit beseligt fühlt, im Allgemeinen, als für das neue Reich der Franken ins Besondere, erwuchsen, so müssen wir doch beklagen, daß er es nur der Form nach und keineswegs im Geiste des göttlichen Stifters derselben geworden ist. Sein Sinn blieb nach Annahme des Christenthums nicht bloß verdorben und unrein wie früher, als er noch im Heidenthum befangen war, sondern seine Thaten seitdem zeugen sogar noch für eine Verschlimmerung desselben. Nie hatte sich Chlodowig, der Heide, so bösartig gezeigt, als es Chlodowig, der Christ, war, und es scheint demnach, daß er sich mit der todten Form allein abgefunden und sie für Alles, den Glauben aber, wie er sich beim ächten Christen durch die That im Geiste des Erlösers bekundet, und deren Verantwortlichkeit für nichts gehalten habe. Es scheint, als wenn er den Frieden mit dem Clerus und sein Lob über die Mahnungen und den Frieden seines Gewissens gestellt habe; daß er aber mit den Priestern gut stehen mußte, beweisen die Lobeserhebungen, mit denen sie ihn bei seinem Leben und nach seinem Tode überhäuften, in denen besonders, was nun freilich über die unreinen Motive derselben Auskunft gibt, seine der Kirche gemachten große Schenkungen hervorgehoben wurden.

156) Der Bischof sagte zum Könige: mitis (Gebändigter, Sanft gewordner) depone colla Sicamber! Diese Worte sind ein geschichtlicher Beleg, daß Chlodowig ein Sygamber war.

157) So erzählt Hincmar de vita S. Remigii, Remorum episcopi, das Wunder mit der weißen Taube u. s. w.

In politischer Hinsicht war die Bekehrung Chlodowigs durch zwei ganz verschiedene Folgen wichtig, nämlich er fesselte dadurch seine gallischen Unterthanen, die meistens Christen waren, eben so an sich, als die Franken diesseit des Rheins sich ihm entfremdeten, indem diese größtentheils sehr dem Heidenthum anhingen. Die Sachsen waren noch besonders hartnäckige Heiden und entfernten sich darum nicht bloß noch mehr als bisher von ihm, sondern sie zogen sogar einen großen Theil der Franken zu sich herüber. Daher kam es auch, daß man bald hernach auf der rechten Rheinseite den Namen der Franken nicht mehr so oft hört, als den der Sachsen.

Die Burgunder, ein früher mächtiges Volk, die jedoch durch die Hunnen sehr Noth gelitten hatten, so daß einige Schriftsteller sie als völlig ausgerottet angeben, hausten in dieser Zeit vom Westen Galliens bis zur Rhone. Innere Spaltungen schwächten das Reich noch mehr. Die Kenntniß von diesem Zustande Burgunds und seine Eroberungssucht an sich, bewogen Chlodowig zwei Jahre nach seiner Taufe sich gegen es zu rüsten. Sein ländergieriger Plan beschränkte sich jedoch nicht auf das unbedeutende Burgund allein, sondern er umfaßte die ganze Macht der Westgothen, die sich, mit Ausnahme Burgunds, über die gesegnete südliche Hälfte Galliens verbreitete, so daß dieses Volk eigentlich eine Streitkraft bildete, die der fränkischen in Nichts nachstand. Das Resultat dieser Plane Chlodowigs war, denn Weiteres als den Ausgang des Krieges mit diesem Volke, können wir hier nach dem für unsere Geschichte bezeichneten Raum nicht geben, daß, nachdem die Gothen von den Franken in einer Schlacht bei Poitiers besiegt worden und ihr König darin ge- 507
fallen war, Chlodowig Herr des Landes ward, von der Loire bis Languedoc, von dem Ocean bis zur Rhone. Als Folge dieses bedeutenden Zuwachses seines Reichs verlegte der gewaltige Herrscher seine Residenz nach Paris.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt erschienen, wo Chlodowig, den ungeheuren Umfang seiner Länder überschauend, alle

weitere Eroberungsplane aufgab und ernstlich daran dachte,
die verschiedenen, seinem Gebote unterworfenen zerstreuten
Völker in Ein Reich zu vereinigen, und seine Herrschaft über
dies durch innere gesetzliche Einrichtungen sowohl, als durch
Befestigungen nach Außen zu sichern. Allein diesem Plane
stand entgegen, daß noch immer einzelne Stämme eigenen
Fürsten oder kleinen Königen gehorchten. Diese wollten sich
aber nicht alle in Güte schmiegen; die ripuarischen Franken
vor Allen zeigten sich dem durchaus abgeneigt, die sich denn
immer bisher als keine große Freunde der Ostfranken bewie-
sen hatten. Als Chlodowig, der Christ, bemerkte, daß sich
die Sache nicht ehrlich wollte zu Stande bringen lassen, zö-
gerte er keinen Augenblick, sie mit Lug und Trug durchzufüh-
ren. Siegebert, der Hinkende, war, wie wir wissen, der Kö-
nig dieser Franken. In der Schlacht bei Zülpich fochten
Beide als Freunde und Bundesgenossen gegen die Alemannen,
sein erwachsener Sohn Chloderig trug die Waffen in des Kö-
nigs Chlodowigs Krieg mit den Westgothen. Alles dieses
änderte nichts in den eigennützigen Entschlüssen des Letzteren,
er bedurfte ja dieser Anverwandten Besitzthum zur Abrün-
dung seines Reichs! Grund genug, nicht nachzulassen, bis die-
ser Zweck, gleichviel durch welche Mittel, erreicht war. Ein
Teuflerisches hätte er jedoch nicht wählen können, als das
folgende, und hätte etwas noch gefehlt, den Charakter des
großen christlichen Frankenherrschers in seiner ganzen Schwärze
zu zeigen, so war es dies. Jener Sohn Siegeberts mußte
ihm selbst dazu dienen. Er reizte nämlich den Jüngling durch
allerhand lockende Aussichten auf die Nachfolge in des Vaters
Land, wenn dieser mit Tod abginge, diesen seinen Vater zu
ermorden. Als sich der junge Chloderig nach der verruchten
509 That sogleich der väterlichen Regierung und Schätze bemäch-
tigt hatte, schickte er Gesandte an Chlodowig mit der An-
zeige hiervon und mit dem Anerbieten, ihm gern soviel von
dem beweglichen Nachlaß abzutreten, als ihm gefiele. Die-
ser schickte ihm bald Abgeordnete, um die Kostbarkeiten in
Augenschein zu nehmen. Er zeigte sie denselben und machte
sie besonders auf eine Kiste aufmerksam, worin das gemünzte
Geld lag. „Greife doch tiefer in den Grund,“ sagte einer,

der Abgeordneten, „damit du auch Alles selber kennen lernst.“ Chloderig bückte sich tief, da spaltete ihm Jener schnell den Kopf. Jetzt eilt der König Chlodowig selber herbei, versammelt das bestürzte Volk, dem er den Vatermörder so darstellt, als sey er von der Rache Gottes in gleichem Tod durch Jemand, den er nicht kenne (es war sein Abgesandter!) weggerafft worden. Da der König Siegebert nur diesen einen Sohn als Erbe hinterlassen hatte, so ist es, in Verbindung mit den andern Umständen, wenig auffallend, daß die ripuarischen Franken Chlodowig aufs Schild setzten und ihn als ihren König anerkannten, so als Lohn seines Verrathes sich und die blutbesprützten Schätze dem Mächtigen überliefernd.

Der mehr erwähnte Bischof Gregor gedenkt dieser Thatsache Tur II. 40. in ächt pfäffischer Weise folgendermaßen: Prosternebat enim quotidie Deus hostes ejus, eo quod ambularet recto cordeârameo. (So gab Gott täglich seine Feinde in seine Gewalt, und mehrte sein Reich, weil er mit geradem Herzen vor ihm wandelte!)

So war denn der Hauptschlag zur Vereinigung aller Franken geschehen, das noch Fehlende fügte sich bald auch mit minderem Aufwand von Kraft aber mit nicht weniger Schlechtigkeit. Wir erwähnen nur der Art und Weise, wie er dabei mit zwei solcher Häuptlinge, wovon der Eine Chararich hieß, verfuhr. Chlodowig hatte denselben in seinem Kriege mit Syagrius zum Beistand aufgefordert, der aber sich neutral haltend, nur dem Sieger beizutreten gedachte, und also jener Aufforderung keine Folge leistete. Als Chlodowig nachher freiere Hände hatte und ihm eine Gelegenheit nicht ausblieb, so brachte er ihn mit seinem Sohne durch Hinterlist in seine Gewalt, ließ beiden die Tonsur geben, den Vater zum Priester und den Sohn zum Diakonus weihen. Als beide aber später sich unruhig zeigten und er darüber bedenklich ward, ließ er sie ermorden. Ihr Land mit ihren Schätzen befand sich bereits in seinen raubgierigen Händen.

Der zweite dieser Fürsten, Ragnachar, hingegen, hatte dem Chlodowig wirklich beigestanden und er war ihm dafür sehr verpflichtet, ja er bedurfte seines Beistandes, da Ragnachar,

(Gregor II, 42) in Cambrai residirte, so daß er nur durch dessen Gebiet in Hennegau dem Syagrius zu Soissons auf den Leib rücken konnte. Als er durch diesen Umstand leichter und schneller, als es ihm sonst möglich gewesen wäre, in dem Besitz der Länder des Syagrius sich befand, so dehnte er diesen ihm gewordenen Vortheil, an der Spitze seines großen Heeres, dahin aus, daß er auch den Ragnachar der seinigen theils durch List theils durch Gewalt beraubte, ihn selbst aber, wie versichert wird, mit eigner Hand ermordete. Auch drei seiner Brüder soll er in gleicher Weise aus dem Wege geschafft haben. Von mehren Anderen sagt Gregor: interfectisque aliis multis regibus vel parentibus suis primis, de quibus zelum habebat, ne ei regnum aufferent, regnum suum per omnes Gallias dilatavit. (Nachdem er noch viele andere Könige, (wol nur Fürsten, Häuptlinge) theils eigene Verwandte, von denen er, in seiner Eifersucht, fürchtete, daß sie seiner Herrschaft nachstreben möchten, getödtet hatte, so breitete er sein Reich über ganz Gallien aus.) Und dennoch ist dieser Bischof Gregor des gekrönten Räubers unbedingter Lobredner, weil er ein Christ war, und noch dazu ein Orthodoxer. —

Nachdem sich Chlodowig so auf seinen blutigen Lobeeren gebettet hatte und so weit seine Blicke reichten, die Länder seinem Scepter unterworfen waren, so schloß er wenigstens seine Laufbahn mit einer würdigen Regentenhandlung: er ward Gesetzgeber für die durch ihn begründete fränkische Monarchie, wie wir im 2. Abschnitt weiter nachweisen werden. Chlodowig starb in seiner Hauptresidenz zu Paris, nach dreißigjähriger Herrschaft, im fünf und vierzigsten Jahre seines
511 Lebens.

Wir schließen diese merkwürdige Periode der fränkischen Geschichte[158]) mit einigen Bemerkungen Ludens im 3. Bde seiner Geschichte des deutschen Volkes S. 105.

158) Es bedarf keiner Erwähnung, daß unsere Darstellung des Lebens Chlodowigs auf keine Vollständigkeit Anspruch machen kann und soll. Eine solche würde uns zuweit von unserem Plane abgeführt haben. Wir widmeten ihr ohnehin schon eine weitere Ausdehnung,

Als geschichtliche Wahrheit kann mit Zuversicht festgestellt werden. Chlodowig vereinigte alle Franken in Gallien, und sein Reich breitete sich über ganz Gallien hinweg, mit Ausnahme des burgundischen Reichs und der Provinzen, die den beiden gothischen Völkern geblieben waren. Wie er aber auch zu dieser großen Macht gelangt seyn, und welche Entwürfe er auf sein Glück gebaut haben mag: seine Bahn war vollendet. . . Er starb, gewiß: wenn kein guter Mann, doch ein gewaltiger Fürst und als solcher des Beinamens des Großen nicht unwerth. Wenige haben mit so geringen Mitteln so Großes vollbracht. An Geist und Verstand kann es ihm so wenig gefehlt haben, als an Kraft und Thätigkeit. Auch ist schwerlich zu glauben, daß er, als Knabe von fünfzehn Jahren seinen Lauf beginnend, ohne große Tugenden [159]) die Herzen der Menschen gewonnen oder festgehalten und ein Reich gegründet haben würde, auf welchem fortan das Schicksal der germanischen Welt steht, und an welchem die Erhaltung (?) des Christenthums und der Bildung hängt.

VII.

Das Frankenreich unter Chlodowigs Nachfolgern bis auf Karl Martell.

König Chlodowig hinterließ vier Söhne, Theudorich (Theodorich) von einer heidnischen Mutter geboren und darum von den christlichen Bischöfen für einen unehelichen Sohn

als es sich vielleicht geziemte, allein, da dieser Fürst als der erste Begründer der fränkischen Monarchie, von der unser Land einen Theil ausmachte, auch in unserer Geschichte eine so große und denkwürdige Stelle einnimmt, besonders in Bezug auf innere Verfassung, Civilisation und Ausbreitung des Christenthums, deren segensreiche Folgen noch heute fortleben, so konnten wir den, seiner Geschichte verliehenen Raum, auch nicht mehr verengen, ohne unverständlich zu werden.

159) Wir möchten lieber sagen: große Eigenschaften, im Maßstab jener kräftigen wilden Zeit, die den Willen und die Kräfte jener kriegslustigen Völker seiner Verfügung unterwarfen.

gehalten, war der Aelteste, Chlodomer, Childebert und Chlotar. Sie theilten das, von ihrem Vater so mühsam durch Waffengewalt und Verrath geschaffene und abgerundete neue Reich. Theuderich erhielt das östliche Franken mit den Residenzen Metz und Rheims. Den größeren und mächtigeren Theil bildend, begriff es das Gebiet der ripuarischen Franken und Alemannen an beiden Ufern des Rheins mit einem großen Theil unseres Landes in sich. Dieses Reich erhielt von seiner östlichen Lage den Namen Austen oder Austrasien. Theuderich besaß außerdem noch Auvergne, das er früher persönlich erobert hatte. Seine drei Brüder erhielten alles westliche Land, Neustrien oder Westfranken benannt. Dieses bestand aus den von den Gothen zwischen der Loire und Garonne eroberten Ländern, mit Ausnahme Auvergne's. In der Unterabtheilung der drei jüngern Brüder ward dem älteren die Residenz Orleans und der den beiden jüngern nicht angewiesene Theil. Nämlich: dem dritten Bruder Childebert fiel, mit geringer Ausnahme, beinah das ganze ehemals römische Gebiet des Syagrius zu, d. h. Alles zwischen dem Ocean und der Loire, mit dem Wohnsitze in Paris. Der jüngste, Chlotochar, erhielt die Länder von der nördlichen Seine und der Isle de France nach der Piccardie. Seine Residenz war Soissons.

Diese vier Brüder hatten von ihrem Vater die Hauptleidenschaft: desselben Eroberungssucht und Vergrößerungslust des Reichs geerbt, dabei wußten sie eben so leicht, wie er, über die Rechtmäßigkeit der dazu verwendeten Mittel ihr Gewissen zu beschwichtigen. Nur fehlte ihnen sein hoher Geist. Von ihren Kriegen gehört nichts hierher, da sie alle auswärts geführt, mit unserem Lande in keiner Berührung standen. Als Ausnahme erwähnen wir bloß des mit den Sachsen und Thüringern, die einmal sogar über den Rhein vordrangen und von Neuß aus Alles bis tief ins Jülische verheerten. Bald nach diesem Ereigniß war Childebert ohne Erben gestorben, und
558 Chlotar wurde dadurch wieder alleiniger Erbe des fränkischen Reichs. Das Glück dieser neuen Vereinigung war aber von kei-
561 nem Bestand, nach seinem Tode, im 41 Jahre seiner Regierung, fand eine neue Theilung unter seinen vier Söhnen Statt.

Mit ihm endigt die erste Generation nach Chlodowig. Chlotar hatte eigentlich sieben Söhne und eine Tochter, vier überlebten ihn nur. Sie hießen Charibert, Guntchramm, Sigebert und Chilperich. Dieser Letztere, der gescheuteste und thätigste von ihnen, bemächtigte sich des väterlichen Schatzes, und fand sich so im Besitz eines Mittels, oder vielmehr des wirksamsten von allen, um die vornehmsten Franken auf seine Seite zu bringen. Als Grundlage der Theilung wurde die von Chlodowig beobachtete angenommen. Charibert, der älteste Bruder, erhielt Paris mit dem Reich des Childeberts; Guntchramm den Theil mit der Residenz Orleans, Sigebert Austrien mit Metz und Chilperich den ursprünglichen Reichsantheil seines Vaters Chlotar mit Soissons. Die Eroberungen dieses Letzteren waren so unter drei seiner Söhne ausgetheilt worden, daß eigentlich Chilperich nichts davon erhielt. Dies erregte zwischen ihm und seinem Bruder Sigebert Streitigkeiten, die einen kurzen Krieg veranlaßten, worin er sogar die Stadt Soissons verlor. Wir übergehen mehre andere kriegerische Ausbrüche zwischen diesen beiden und den anderen Brüdern. Sigebert, der mächtigste und thätigste unter ihnen, wurde bald durch Meuchelmord beseitigt. Sein Tod brachte eine große Umwandlung in die Frankenmonarchie. Chilperich, von den Umständen diesmal den besten Nutzen ziehend, setzte sich in Besitz beinah des ganzen Nachlasses des Ermordeten, ungeachtet er nicht ohne Erben war. Einer seiner Söhne strebte schon zu Chilperichs Lebzeiten nach der väterlichen Krone, unterlag aber dem sich selbst zugezogenen Geschick durch Selbstmord. Chilperich war, was gewiß eine Merkwürdigkeit ist, die man nicht übergehen darf, der Erste Frankenkönig, der lesen und schreiben lernte, das heißt, er hatte studirt. Man sieht, daß man damals leichter das Epithet „studirt" als heutzutage erlangen konnte. Die Kenntniß des Lesens brachte ihn zum Bibellesen und dadurch, indem er sich in die Theologie mischte, in große Steitigkeiten mit dem Clerus, die bis an seinen Tod dauerten. Um etwas Weniges von seinem Charakter zu sagen: Herrschgier und Härte, ja Grausamkeit waren Hauptzüge desselben.

Im Jahre 584 wurde auch er unfern Paris auf der Jagd ermordet. Wer war der Mörder? Ein Quidam, antwortet der Geschichtschreiber Gregor, der Chilperich eben so abhold war, als der größte übrige Theil der Geistlichkeit.

Große Verwirrungen herrschten bei Chilperichs Tod im ganzen Frankenreich. Zum ersten Mal hört man jetzt von dem Major Domus, wovon weiter unten gehörigen Ortes das Nähere. Die Zwischenzeit, bis das Jahr 613, wo Chlotar II. wieder das ganze Frankenreich unter seinem Scepter hatte, ist für uns ohne Interesse. Seine Regierung war eine der ruhigsten und friedlichsten. Die Großen vermehrten unter derselben außerordentlich ihre Macht.

v. 622 Ihm folgte Dagobert (Degenwerth). Wir übergehen
bis 638 dessen Nachfolger bis auf Dagobert II. 687. Unter ihm entsteht die Familie Herstalt.

Pipin von Herstalt steht an der Spitze dieser Familie, nach seinem in der Gegend von Lüttich an der Maas gelegenen Stammgute. Er trägt jenen Namen, um ihn von seinem Großvater, Pipin von Landen, zu unterscheiden. Diesen, als Major domus (639), berühmten Mann können wir von nun an als den eigentlichen Herrscher von Austrien betrachten. Er war zwar der Würde nach bloßer Major domus (Hausmeister), der That nach aber mehr als sein Herr und Schattenkönig. So unzufrieden auch eine Zeit lang die Großen des Reichs über seinen mächtigen und Alles beherrschenden Einfluß waren, so bemerkten sie doch, daß alles Anstreben gegen denselben statt die Macht des Major domus zu mindern, sie nur noch mehr hob, und sie selbst ins Verderben stürzte. Sie gewöhnten sich demnach allmählig auf das Gebot des factischen Herrschers mehr und gehorsamer zu hören, als dies vorher jemals bei dem König selber der Fall war. Pipin, ein eben so kräftiger Kriegs- als Staatsmann, machte seiner hohen Stellung vollkommen Ehre. Er bekundete seinen Beruf zuerst durch die Befestigung der inneren Regierung des Reichs, und als er damit vollkommen und höchst glücklich zu Stand gekommen war, richtete er zu demselben Zweck seine Aufmerksamkeit nach Außen. Die nächsten, noch heidnischen Nachbarn nahmen diese um so mehr in An-

spruch, da sie bei den bisherigen Verwirrungen von Batavien aus mehrmals Streifereien in das Frankengebiet gemacht hatten. Ihr Fürst hieß Ratbod und herrschte über das längs der Nordküste verbreitete Volk. Pipin traf mit ihm beim Castrum Dorestate, (Wich te Dorestaten) hart zusammen. 697
Die Friesen wurden geschlagen, dann kam ein Vergleich zu Stande, worauf sich Pipins Sohn Grimoald mit Ratbods Tochter Treusinde vermählte. Dies ist jener Friesenfürst Radbod, von dem erzählt wird, daß er gesonnen gewesen, Christ zu werden und als er eben die Taufe empfangen sollte, den Bischof fragte, welches Schicksal seine Vorfahren in der anderen Welt getroffen, und als dieser ihm antwortete, sie wären sämmtlich als Heiden in der Hölle, erklärte er, wo so viele tapfere Männer wären, da wolle auch er seyn — und sprang wieder aus dem Taufwasser.

Pipin war indessen alt geworden, sein ältester Sohn, Drocus, war gestorben, auch König Childebert starb und dessen Sohn, Dagobert III., ward König; er lag eben kränkelnd im Bette, als sein erwähnter Sohn, Grimoald, der Major domus war und ihn zu besuchen kam, in der Kirche zu Lüttich ermordet wurde. Er sah durch diesen Mord, daß 714
seine Gewalt noch nicht so befestigt war, als er geglaubt. Es hatte zwar noch der Gemordete einen Sohn, Theudebald, hinterlassen, den er zum Major domus machen konnte, weil dieser aber noch ein Kind so wie der König eins war, so sah es ziemlich gefährlich um Austrien aus, als er noch in diesem Jahre starb. Nach seinem Tode fehlte es daher 714
nicht an großer Verwirrung im Reich. Glücklicherweise hinterließ Pipin eine Wittwe großen und männlich-kühnen Geistes, mit Namen Plechtrud oder Bilichtrud, eine baierische Prinzessin. Sie hatte ihren Sitz zu Cöln bei den Schätzen ihres Gemales; ihren Enkel Theudebald hielt sie unter strenger Aufsicht und gab ihm eine gute Erziehung, und die Großen verstand sie mit ungemein vielem Geschick von sich abhängig zu erhalten.

Die Häupter in Neustrien jedoch, die durch Pipins geistiges Uebergewicht von Austrien nicht bloß im Zaume sondern in einer Art Unterwürfigkeit gehalten worden, hielten den

Zeitpunkt seines Todes für zu wichtig, um nicht den lange verhaltenen Groll jetzt bei der ihnen günstigen Veränderung Luft zu machen und sich ihre vorige Unabhängigkeit wieder zu erstreiten, brachen gegen Austrien los. Es kam zu einem Treffen, in dem der Major domus Theudebald sein Leben verlor und eine große Verwirrung über Austrien sich ergoß. Auf einmal erinnerte man sich in dieser Bedrängniß, daß der verstorbene Pipin noch einen Sohn von einer anderen Gemalin, Namens Alphaida (Alphais?) hatte, von der er sich wegen seiner Doppelehe mit Plektudris hatte scheiden müssen, und welcher Sohn, Carlus in der Landessprache, von ihr in Cöln war in heimlicher Gefangenschaft gehalten worden. In ihm glaubten sie den Stern ihrer Rettung zu erblicken, denn nicht bloß darum, daß er der Sohn Pipins, sondern weil er ein vielversprechender Jüngling war. Sie wußten ihn aus seinen, ihm von Pipins Wittwe angelegten Banden frei zu machen und an die Spitze ihrer Macht zu stellen, —
714 dieser Carlus ist — der berühmte Karl Martell.

VIII.

Karl Martell.

Das erste Auftreten Karls war für die Sache der Austerer nicht günstig, der König Daniel oder Chilperich III. rückte ihm mit einem so bedeutenden Heere entgegen, daß er demselben nicht Widerstand zu leisten vermochte, er wurde trotz des tapfersten Kampfes geschlagen, mußte fliehen, und die siegreichen Neusterer rückten auf Cöln los, wo jedoch Plechtrud durch List und Geschenke die Belagerung abzuwenden wußte. Neustrien glaubte schon seine Unabhängigkeit erfochten zu haben, aber Karl war der Mann nicht, durch einen Unfall aus dem Gleichgewichte zu kommen. Im nächsten Frühjahr schon stand er an der Spitze eines frischen Heeres, und sich stark genug fühlend, einen entscheidenden Schlag zu führen, zog er freudigen Muthes auf Neustrien los. In der Gegend von Cambray, beim Orte Vinciacum standen sich beide Heere einander gegenüber. Nachdem er einige

friedliche Versuche zur Aussöhnung gemacht hatte, die fehl schlugen und auch nicht ernstlich gemeint seyn mochten, kam es bei Vinciacum zu einer blutigen und hartnäckigen Schlacht. 717
Karl erfocht einen so entscheidenden und glänzenden Sieg, daß er bis nach Paris vordrang, doch seine Vortheile jetzt noch nicht weiter verfolgte, um sich zuvörderst in Austrien zu befestigen, und nach dieser Stadt zurückkehrte. Plechtrud mußte sich ihm jetzt mit Cöln und ihren Schätzen übergeben. Er litt es, ohne Rache an ihr wegen so mancher Beleidigungen zu nehmen, daß sie sich in ihr Vaterland Baiern zurückzog. [160]).

Karl war so im Besitz der ganzen Macht von Austrien und der erste Gebrauch, den er davon machte, war, den König Chilperich von Neustrien nebst seinem Major domus abzusetzen, und einen neuen König Chlotar IV. zu machen, dessen Herkunft unbekannt ist.

Chilperich III., nach Aquitanien entfliehend, bewog Eudo, den Herzog dieses Landes, ihm Beistand zu leisten. Er zieht mit einem bedeutenden Heere Karl bis Soissons entgegen, 719
der ihn aber schlägt und Alles muß in stürmischer Verwirrung die Flucht zurück nach Aquitanien nehmen. Auch sie verfolgt er, nach einem eben so weise berechneten Plane wie früher, (die Austrier) nicht bis Paris, vor der Loire bleibt er diesmal stehen, sich begnügend, durch glückliche Friedensunterhandlungen sich von allen Partheien die Anerkennung als Major domus zu verschaffen.

Das Merkwürdigste hierbei ist, daß er nun einen Theoderich IV. 17 Jahre lang v. 720 — 737 als König figuriren ließ, um sich dessen nöthigenfalls als Popanz gegen die Partheien zu bedienen. Chlotar IV. verschwindet wieder eben so schnell, als er durch ihn als König erschienen war. Chilperich wird ihm vom Herzog Eudo ausgeliefert, wofür er ihm sein Land läßt, bis auch er bald nicht mehr erwähnt wird (umkam?).

So ward Karl Beherrscher des gesammten Frankenreichs, doch nannte er sich noch bescheiden Major Domus Francorum, Dux auch Princeps Austrasiorum.

---

160) Adamar Chronicon apud Boucquet Tom II. S. 574.

Fand Karl für gut, sich den Königstitel noch nicht selbst beizulegen, so war er es desto mehr thatsächlich, die Könige führen von nun an nur noch den Titel und ihrer wartete noch ein schlimmeres Loos, als wenn sie ihrer Würde völlig entledigt gewesen wären. Die wenige Zeit der Ruhe verstand niemand besser als Karl, in seinem schöpferischen Geiste, zur Befestigung seiner Macht zu benutzen. Allgemeine Ordnung stellte er im Inneren her, nach Außen richtete er seine ruhig beobachtenden Blicke. Da viele benachbarten Völker, darunter die Friesen, unermüdlich bemüht waren, sich zu erheben und vom fränkischen Reich sich loszuhalten, so bot er alle seine große Kraft aus, um sie zu überflügeln.

Die Sachsen waren jedoch in diesem Zeitpunkte das unruhigste und zugleich das tapferste der benachbarten Völker, und auf sie hatte es daher Karl zuerst abgesehen. Es kam aber vor der Hand zu keinen ernsthaften Auftritten mit ihnen, ungeachtet er zweimal gegen sie ausgezogen war (718 u. 720) da ein weit gefährlicherer und mächtigerer Feind, dessen sich niemand versah, alle seine Kraft in Anspruch nahm, denn hier galt es keine Ausdehnung der Grenzen des Reichs sondern die eigne Rettung von einer höchsten Gefahr. Diese Feinde waren die furchtbaren Sarazenen.

Dieses Volk, damals in seiner höchsten, durch die Gewalt des religiösen Fanatismus für Mahomeds Lehre, errungenen Macht, war von der Nordküste Afrika's in Europa eingedrungen, hatte ganz Spanien unterjocht und überfluthete nun sogar die hohen Pyrenäen, in das südliche Gallien, bis an die Rhone vorrückend. Die Franken waren zwar noch von ihnen entfernt, aber Karls scharfes Auge sah bald, daß die Araber früh oder spät auch ihm über den Hals kommen mußten.

Es hätte daher des Hülfe- und Jammerrufs der Aquitanier gar nicht bedurft, die sie jetzt heftig bedrängten, Karl wäre dennoch nicht länger ruhiger Zuschauer geblieben. Er benutzte indessen diesen Umstand, sammelte seine bereits gerüsteten Schaaren und zog mit ihnen muthig dem wilden Feinde entgegen. Zwischen Tours und Poitiers trafen sich beide

Heere. Nach siebentägigem gegenseitigem Beobachten kam es zu einer der schrecklichsten Schlachten, deren man in der Geschichte kennt. Den ganzen Tag währte dieselbe und von 732
beiden Seiten wurde mit einer Wuth ähnlichen Tapferkeit und gleich ausdauernden Kraft gestritten. Die Araber waren stets die Angreifenden, aber die Franken standen wie eine unbezwingbare Mauer und ihre Schwerter wütheten furchtbar unter den von Wuth blinden Feinden, deren Verlust dadurch unberechenbar ward. Die Nacht brach herein und kein Sieg schien von einem der beiden Partheien erfochten, eben so wenig konnte man eine entscheidende Niederlage bei einer derselben gewahren. Am kommenden Morgen jedoch standen die Franken allein noch auf ihrer so tapfer vertheidigten Stelle; der Feinde weit ausgedehntes Lager schien auch ihre fortdauernde Anwesenheit zu bekunden und abermals einen heißen Tag erwarten zu lassen. Als aber die Franken in unerschütterlicher Ruhe eines neuen Angriffes harrten, da verstrich eine Zeit nach der anderen, er geschah nicht. Sie schickten endlich Kundschafter nach dem Feinde aus, da war dieser auf und davon. Die Araber hatten die Nacht benutzt und waren, mit Zurücklassung ihres ganzen reichen Lagers, aufs schnellste entflohen. Die Franken, auch diesmal an kein Verfolgen denkend, stürmten ins Lager und plünderten es, in den Schätzen desselben einen reichen Lohn für ihre Anstrengungen findend. Von dieser siegreichen Schlacht trug Karl den Beinamen Martellus, der Hammer, davon. An Karls Stelle verfolgte Fürst Eudo mit seinen leichten Reiterschaaren die flüchtigen Feinde, denen er bedeutenden Verlust beibrachte. Obgleich die Sarazenen noch längere Zeit im Besitz Südgalliens blieben, auch Karl noch einmal mit ihnen zu thun hatte, so unternahmen sie doch später nichts mehr gegen die Franken, denn sie hatten zuviel Furcht vor ihnen bekommen. Dieser, von dem Christenheer gegen das mahomedanische erfochtene Sieg, kann als ein Sieg des Christenthums über den Mahomedanismus angesehen werden, und Karl hat sich hierdurch die Krone der Unsterblichkeit errungen und den Dank der ganzen civilisirten Nachwelt erworben, indem er deren Begründer durch seinen heldenmüthigen

Sieg ward. Er brachte die Entscheidung, ob Europa ein christliches oder mahomedanisches geworden, ob es die wahre oder falsche Religion erhalten, ob es der Barbarei überliefert worden, oder der Civilisation heimgefallen wäre.

Karls Leben sollte aber ein beständig unruhiges, im Innern wie im Aeußern seyn. Nach mehren Zwistigkeiten mit den Großen, deren immer viele ihm im Frankenreiche abhold waren, nach einer neuen Fehde mit den Friesen, nach einer dergleichen mit den Burgundern, die alle zu seinem Vortheile beendigt wurden, kam es jetzt zu einem ernsthaften Kriege mit den Sachsen, wozu ein großer Theil unseres Landes den blutigen Schauplatz abgab. Er hatte schon früher, wie auch bereits erinnert worden, mit diesem unruhigen und kriegerischen Volke mehre blutige Händel zu bestehen gehabt. Die Nachrichten über dieselben sind aber so unbestimmt und allgemein, daß wir weiter nichts, als das oben Mitgetheilte erwähnt finden. Jene Vorfälle hatten mit einigen Zweigen dieses Sachsenvolkes Statt, die in der Nachbarschaft von Thüringen und Hessen hausten, die daher oft von seinen Anfällen zu leiden hatten. Jetzt scheint es aber in weiterer Ausdehnung, im Verein mit mehren anderen Völkern, schon einen großen Theil unseres Landes inne gehabt zu haben, denn die Sachsen werden bereits an der Westseite der Lippe,
738 nach dem Rhein zu, getroffen. Damals war es aber, als Karl plötzlich ihnen gegenüber steht, sie derb schlägt, ins Innere ihres Landes vordringt und sie zum Frieden und zur Zahlung eines Tributs nöthigt.

Ohne von den übrigen Kriegsthaten Karl Martells, als für uns ohne Interesse, zu sprechen, ungeachtet er deren noch manche nicht unbedeutende verrichtete, kommen wir zum Schluß seiner Regierung. Nachdem er durch sein kräftiges und geschicktes Regiment die Ruhe im Innern des ganzen Reiches befestigt, sich überall auswärts Achtung durch seine Tapferkeit und Kriegskunde verschafft, als er die Grenzen des ausgedehnten Reiches gesichert hatte, und jetzt die Abnahme seiner Kräfte spürte, suchte er seine Gewalt auf seine beiden Söhnen, Karlmann und Pipin, zu übertragen, doch war er klug genug, sich die Beistimmung der Optimaten

vorher zu vergewissern. Er theilte das Reich so, daß der Aeltere Austrien, mit Suevien, Alemannien und Thüringen, als den bedeutenderen Theil erhielt, dem Jüngeren, Pipin, ward Burgund, Neustrien und die Provinzen. Karl, der aber noch einen dritten Sohn aus erster Ehe, Griso oder Grippo genannt, hatte, überging diesen auch nicht, doch wissen wir im Allgemeinen nur, daß er ihm zwischen den beiden Anderen Ländereien angewiesen habe.

Nach dieser Einrichtung und nachdem Karl noch der 721
Klöster durch reichliche Spenden gedacht hatte, starb er im 22.Oct.
fünfzigsten Jahre seines Alters und wurde zu St. Denys beerdigt.

Fortsetzung.

Das große fränkische Reich, als dessen eigentlichen Begründer und Herrn, wie den Besitzer eines Privatgutes, man mit Recht den verblichenen Karl Martell ansah, ging daher in derselben Weise als Erbschaft in die Hände seiner Söhne, Pipin und Karlmann, über. Kaum wußte man im Lande, ob sich noch ein Nachkommen des Merovāus, als König, vorfände, so sehr war alles Ansehen desselben verschwunden, so sehr wurde er in verborgener Knechtschaft gehalten. Trotz dessen dachten die beiden Herrscher nicht daran, sich auch, nachdem sie alle Macht der Könige an sich gerissen hatten, den königlichen Titel beizulegen. Da sie jedoch gleich anfangs für gut fanden, sich über eine andere Theilung des Reichs, als die väterliche war, mit einander abzufinden, wo sie ihren Stiefbruder Grippo des Seinigen schändlicherweise beraubten, so fiel es ihnen ein, noch einmal einen König der Form nach auf kurze Zeit dabei figuriren zu lassen. Es kam daher unvermuthet ein alter behaarter König aus einem Kloster hervor, von dessen Existenz man nichts mehr wußte. Er nannte sich Childerich.

Karls beiden Söhne waren keinesweges dem Kriegsmuth und der Geisteskraft des Vaters fremd, auch sie zeichneten sich, besonders Pipin, der wegen seiner kleinen Gestalt den Beinamen der Kurze trug, durch kräftige und ruhmvolle Un-

ternehmungen im Krieg und Frieden aus. Sie führten mehre glückliche Kriege im südlichen Gallien, mit den Baiern und deren Hülfsgenossen, den Alemannen und Sachsen.

Unterdessen trug sich der sonderbare und einflußreiche
748 Vorfall zu, daß Karlmann plötzlich die Regierung niederlegte, — seinen Antheil am Reich seinem Bruder Pipin abtrat und in ein Kloster ging. Karlmann hatte zwar einen Sohn, Drago, hinterlassen, den er seinem Bruder empfahl; dieser sah ihn wahrscheinlich aber bloß als ein Hinderniß seiner Alleinherrschaft an, denn plötzlich verschwindet auch dieser Drago hinter den Mauern eines Klosters.

Pipin, der Kurze, der einzige Herrscher des fränkischen Reichs, das ringsum von gedemüthigten Nachbarn umgeben war, gehorchte auch im Innern mit Unterwürfigkeit der Stimme seines kräftigen Gebieters. Der hellsehende, staatskluge Regent bemerkte aber bald, daß sich neben ihm noch eine große einflußreiche Gewalt im inneren Reich zu bilden begann, es war die des Clerus. Er überzeugte sich, daß, um ganz fest zu stehen, er ihn entweder beschränken, oder ihn mit sich eng befreunden müsse. Er entschied sich für das Letztere, um so mehr, als er auch bei dem Clerus eine vorherrschende Neigung zu Befreundung mit ihm bemerkte. Weit entfernt jedoch, ihm zuviel einzuräumen, benahm er sich in seiner Annäherung mit der ihm einwohnenden Klugheit und Festigkeit, so daß die Geistlichkeit bald einsehen mußte, daß er nicht aus Schwäche, sondern aus bloßer Staatsklugheit sie zu sich heraufzog, aber nie sich dazu verstehen werde, ihnen irgend ein Uebergewicht über ihn einzuräumen. Beide gaben sich daher ein freundliches Ansehen, und bald wurde Alles nach Wunsch geordnet, wozu seine Umsicht besonders dadurch den Weg bahnte, daß er ihr viele in den bisherigen Kriegen verlorene Besitzungen wieder einräumte, oder für nicht zu ersetzende zweckmäßige Entschädigungen bewilligte. Der zweite Regentenakt, oder Akt der Gerechtigkeit Pipins, war, daß er seinen Halbbruder Grippo der Haft entließ und ihm an seinem Hof unter Aufsicht ein anständiges Auskommen sicherte. Es zeigte sich aber bald, daß oft die harte Nothwendigkeit den Regenten gebeut, eher politisch als gerecht zu handeln.

Gerecht war es zwar, jedoch nicht politisch, den Grifo frei zu geben, denn kaum war er dies, so benutzte er seine Freiheit sich erst einen Anhang, selbst in den ersten Umgebungen Pipins, zu verschaffen, dann zu den Sachsen zu entfliehen und mit diesen gemeinschaftliche Sache gegen die Franken zu machen. Kaum befand er sich bei diesen, als auch das ganze Land zu den Waffen griff. Doch auf Pipin ruhte der Geist des Vaters, des kräftigen Hämmerers. Er faßte schnell einen Entschluß. Er stellte sich an die Spitze seines Heeres, setzte die Friesen zu seinen Gunsten in Bewegung, die den Sachsen im Rücken beschwerlich fallen sollten, und so griff er endlich mit hundert tausend Mann, wie einige Schriftsteller wissen wollen, die Sachsen an, trieb sie zurück und als sie mit Grifo noch einmal an der Ocker Stand hielten, schlug er v. 748
sie völlig aus dem Felde. Vierzig Tage lang durchzog er b. 749
als Sieger ihr Gebiet, zerstörte mehre Castelle und zwang sie von neuem zur Zahlung des Tributs, den ihnen einstens König Clothar II. aufgelegt hatte. Grifo fand später, nach mehren neuen feindlichen Versuchen, seinen Untergang in Savoyen.

Die Ruhe mit den Sachsen währte kaum zwei Jahre. Im Jahre darauf ist Pipin wieder mit ihnen in einen Krieg 750
verwickelt, nochmals besiegte er sie, verheerte ihr Land, zwang sie zum Frieden und zur Zahlung eines Tributs, nur daß dieser schwerer für sie als der frühere war, sie mußten unter Anderm auch jährlich 300 Pferde liefern. Bei Bonn ging Pipin diesmal über den Rhein zurück. Um diese Zeit erfuhr Pipin den Tod seines Halbbruders Grifo. Nach Beendigung aller dieser Ereignisse, hielt es Pipin, der That und Herrschaft nach längst König, nun auch für gut, sich den Titel beizulegen. Man hatte zwar lange schon den Namen König nicht mehr gehört, und er allein nur noch die Urkunden, immer jedoch als Major domus unterzeichnet. Im Jahre 752 752
sieht man zum ersten Mal das „Pipinus rex Francorum," als das erste authentische Zeichen seines Antrittes der königlichen Würde.

Die Geschichte bemerkt hier, daß einer deren, die am meisten zu dieser Umgestaltung beitrugen, der Benedictiner-

mönch Bonifacius war. Sein Name genügt zu religiösen und geschichtlich-politischen großen Erinnerungen. Im 2. Abschnitte dieses Werkes findet jedoch dieser berühmte Mann die ihm gebührende Stelle, worauf wir einstweilen verweisen.

IX.

v. 752 b. 768

Pipin, der Kurze, König der Franken.

Pipin war zu verständig, um nicht zu fühlen, daß er sich wegen seiner Thronbesteigung noch mit einer großen Gewalt zu befreunden habe, die zu allen Zeiten in den Völkern eine unendliche Herrschaft übte, nämlich mit der öffentlichen Meinung, um für sich und seine Nachkommen die wahre Würde und Sicherheit zu erschaffen. Deßwegen hatte er frühe Anstalten getroffen, sich nicht bloß die Beistimmung der Großen zu sichern, sondern auch seine Erhebung durch die Sanction des Papstes in den Augen des Volkes eine Art Gesetzlichkeit zu geben, da dies noch die Merovinger als die einzig legitimen Herrscher anzusehen gewohnt war. Zacharias, so hieß der damalige Papst, war als Oberhaupt der Christenheit bereits zu einem solchen Ansehen gelangt, daß er in dieser Hinsicht schon nicht mehr gut ohne Gefahr umgangen werden konnte. Nachdem Pipin daher denselben durch Bonifacius auf seine Entwürfe vorbereitet hatte, entsendete er an ihn seinen Liebling Folrad nebst den Bischof Burchard von Würzburg. Diese legten dem Papste die Frage vor, ob es dem Willen des Himmels angemessen sey, daß der noch ferner den Königstitel zu führen berechtigt sey, der ihn bisher geführt habe ohne das Mindeste zu wirken, oder ob nicht vielmehr dem die Königswürde gebühre, durch dessen Fürsorge und Thatkraft die Nation zur hohen Blüthe gelangt sey? Die Antwort erfolgte, wie man sie vorher erwarten konnte. Zacharias erklärte sich für das Letztere. Auf einem Reichstage zu Soisson wurde die päpstliche Antwort feierlich verlesen, Pipin wurde nach alter Sitte auf den Thron gehoben, der päbstliche Legat segnete den neuen König ein, und der Usurpator, dadurch legitim geworden, stieß den letzten

legitimen Merovinger Childerich III. als Usurpator in das Kloster zur ewigen Ruhe.

Die ferneren Thaten des neuen Königs liegen außer dem Bereich unserer Geschichte, so viel Interesse auch in Allem, selbst im Kleinsten, das Leben dieses merkwürdigen Mannes darbietet. Hierher gehört jedoch noch, daß der jetzige Papst, Stephan, bei einem persönlichen Besuche mitten in der Fran- 753
kenversammlung den Pipin und seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, salbte. Ferner gehört hierher, daß Pipin noch einmal in einem Feldzuge 758 die Sachsen bei Siden im Münsterschen schlug, endlich, daß Pipins längst verschollener Bruder, Karlmann, noch einmal aus dem Kloster, worin er bisher vergessen gelebt hatte, unvermuthet zum Vorschein kam. Pipin, vielleicht mehr als nöthig war, geheime, die Sicherheit seiner Alleinherrschaft bedrohende Absichten ihm unterstellend, und ebenso vielleicht auch zu sehr dessen fortwährenden Einfluß befürchtend, versicherte sich seiner Person und sperrte ihn zu Vienne oder zu Lyon in ein Kloster, wo er im folgenden Jahre, vielleicht gewaltsam, starb. Seine Söhne erhielten die Tonsur. Nachdem Pipin aus einem Zug nach Aquitanien nach Tours zurückgekehrt war, fühlte er sich krank, und als er das Kloster des heiligen Dionisius bei Paris erreicht hatte, starb er. Vorher hatte er jedoch noch so viel Zeit und Kraft, um in einer großen Versamm- 768
lung seines hohen Adels und der Geistlichkeit seinen beiden Söhnen, als seinen Nachfolgern in der Regierung, die gebührende Anerkennung zu verschaffen, ebenso der Theilung, die er mit dem Reiche für sie vornahm. Karl, der Aeltere, erhielt Austrasien, den wichtigeren Theil, und Karlmann das südliche durch Eroberung ans Frankenreich gekommene Land, nämlich: Burgund, Provence, Gothia nebst Elsaß und Almannia; Aquitanien wurde unter Beide vertheilt.

Schluß.

X.

Von der gemeinschaftlichen Regierung der beiden Söhne Pipins bis auf die Allein-Herrschaft Karls des Großen.

Die Theilung des fränkischen Reichs durch Pipin, den Kurzen, trug viele Mängel an sich, besonders den Fehler der Unvollständigkeit, die sich hauptsächlich in Bezug auf Neustrien bekundete, über das gar keine Verfügung getroffen war. Beide Brüder spekulirten daher auf einen größeren Theil oder auf das Ganze desselben, und suchten sich zu dem Ende einen möglichst bedeutenden Anhang im Lande unter den Großen zu verschaffen. Wegen Aquitanien waltete gleichfalls eine auffallende Unbestimmtheit in dieser Theilung. Nach Eginhard wäre es Karl allein zugefallen, und seine Handlungen zeugen wenigstens für diese Angabe. Bei diesem Stand der Dinge und besonders bei der Verschiedenheit in der Persönlichkeit der beiden Brüder konnte es gleichfalls nicht an Mißhelligkeiten fehlen und mußten außerdem die Länder selber, welche nur durch Gewalt in Unterwürfigkeit gehalten wurden und nun der Zankapfel unter den beiden Herrschern waren, davon Nutzen ziehend ihre Selbstständigkeit wieder zu erlangen trachten. In Aquitanien trat zuerst ein Vornehmer, Namens Hunoald, an der Spitze des ihm sehr anhängenden Volkes und mit den Waffen in der Hand gegen sie auf. Karl, der damals schon die ersten Funken seines Heldengeistes blicken ließ, hatte jedoch diesen Aufstand durch ein rasches und muthiges Entgegenwirken beseitigt. In einem Sommer hatte er Aquitanien völlig beruhigt und Hunoald selbst büßte mit Gefangenschaft und bald hernach durch seinen Tod seinen Aufstand. Der Zwist unter den Brüdern hatte jedoch durch dieses Ereigniß neue Nahrung erhalten und Karl war besonders gegen Karlmann darum aufgebracht, daß

er ihn, auf ausdrückliches Ersuchen um Beistand gegen Hunoald, keiner Antwort würdigte, und er wahrscheinlich, denn sein Heer war anfangs nur schwach, in großen Nachtheil gekommen, wenn nicht sein hoher Geist ihn gerettet hätte. Schon drohte ein förmlicher Krieg zwischen den Brüdern, da versöhnte sie noch einmal ihre Mutter Berthrade oder Berta. Wahrscheinlich wäre aber die Eintracht doch von keinem langen Bestand gewesen, wenn nicht Karlmann schon 771 ge- 771
storben wäre.

Durch dieses Abscheiden Karlmanns war nun Karl anerkannter einziger Beherrscher des Frankenreichs. Noch nicht älter als neun und zwanzig Jahre, gebot er über ein zahlreiches, waffengeübtes, kriegerisches, und an blinden Gehorsam gewöhntes Volk, wie es kein gleiches in jener Zeit gab. Welche glänzende Aussichten eröffneten sich durch diese Macht dem thatenlustigen Karl! mehr als in Allen diesem aber lag der Keim dazu in seinem großen Geiste, durch den er nicht bloß die Ersten seines Reiches zu blinden Werkzeugen seiner Unternehmungen stempelte, sondern allen Völkern ringsumher Ehrfurcht und Schrecken einflößte. Dieser sein großer Geist und die von ihm während seiner langen Herrscherzeit verrichteten Thaten eines eben so tüchtigen Helden und Feldherrn, als weisen und klugen Regenten, im Gebiete der Kriegeswie der Staatskunst erwarben ihm den Beinamen des Großen, mit dem er mit hohem Glanze nach tausend Jahren noch ungetrübt in den Annalen der Geschichte fortlebt.

II. Abschnitt.

Innerer Zustand von Niederrheinland und Westphalen von der Zeit der Franken bis auf Karl, den Großen.

I.

Die Völker und ihre Wohnsitze, als Franken und Sachsen.

Die Römerherrschaft, die so viele Jahrhunderte hindurch sich über einen weiten Raum in drei Welttheilen ausbreitete, auf dem linken Ufer des Niederrheins festen Fuß gefaßt und mit der Unterjochung der Länder diesseits mehr als einmal für diese die gefährlichsten Versuche gemacht hatte, war endlich mit furchtbarer Erschütterung in sich selbst zusammengestürzt. Dieselben Römer, die noch zu Tacitus Zeiten ihre Suprematie bei uns behaupteten, trotz dessen, daß der große Staatskörper schon damals an einer unheilbaren Krankheit litt; auch später noch einige Jahrhunderte hindurch, wenn gleich keine Eroberer mehr, doch noch kräftig ihr Besitzthum vertheidigten, diese Römer mußten später selbst dieses aufgeben, ja im Mutterland für dessen Fortbestehen kämpfen und endlich unter seinen Trümmern sogar bis auf den Namen aus der Geschichte verschwinden. Wenn die Folgen von dieser großen Epoche für das Schicksal ganzer Reiche unberechenbar waren, so mußten sie auch großen Einfluß auf

unser Vaterland üben. Ganz neue Verhältnisse bildeten sich; unter den vielen neuen Nationen, die entstanden, traten auch die Franken als Ein Volk ins Leben, dadurch, daß sich alle Stämme, mit fremden Völkern vermischt, in einem großen unabhängigen Staat vereinigten. Statt daß unsere Voreltern Jahrhunderte hindurch sich mit Blut und Leben in ihren Wohnsitzen gegen die übermächtigen fremden Eindringlinge zu vertheidigen gezwungen waren, wechselten sie die Rollen, drangen über den Rhein bis ins Herz von Gallien, machten die Gauen jenseits frei und setzten sich da und in einem großen Theil des eroberten Landes fest. Unsere Geschichte hat das Nöthige über diese Streif- und Eroberungszüge mitgetheilt. Aus derselben leuchtet hervor, daß die Franken, unter welchem Namen allein sie erschienen, anfangs keineswegs beabsichtigten, sich jenseits niederzulassen, und auch daran nicht denken konnten, da die römische Germania noch lange, theils freiwillig, theils gezwungen, den Römern anhing. Als jedoch die Batavер sich ihnen einmal zu nähern anfingen, so thaten sie den ersten Schritt zu einer Ansiedelung auf der linken Rheinseite, indem sie sich, es war unter der Regierung des Kaisers Julian, an der Südseite der Waal in Toxandrien [161]) festsetzten. Der Rheinstrom machte jedoch immer die Grenze. Nach jenes römischen Kaisers Tod drangen die Franken schon weiter in Gallien vor, bis so nach und nach, endlich nach dem Sturz der römischen Macht, ein großer Theil unserer Franken, ihr diesseitiges Vaterland für immer aufgebend, im Frankenreich jenseits verschwinden, so wie eine große Zahl anderer deutscher Völker, die jenen Zügen sich angeschlossen hatten.

Aus dieser einfachen Thatsache lößt sich, scheint es uns, auch einfach die Frage über das Verhältniß unserer diesseits niederrheinisch-westphälischen Franken zu den Franken in Gallien.

Es gab nämlich zweierlei Franken, die auf dem rechten und die auf dem linken Rheinufer, es gab zwar nur Ein

---

161) Amm. Marc. XVIII., 8. Allem Anschein nach nicht bloß ein Ort, sondern ein ganzer Distrikt.

Frankenreich, aber die Völker diesseits standen in einem mehr lockeren Verband mit ihm, so daß während die anderen ihm aufs innigste einverleibt und aus verschiedenen Völkern, deutschen und gallischen zusammengesetzt, ihre Sitten und Gewohnheiten dahin trugen und unter einander vertauschten, die diesseitigen immer in so fern ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit behaupteten, daß sie einige Zeit eigenen Häuptlingen gehorchend, länger noch im Besitz der ererbten Gewohnheiten, Rechte und Gesetze blieben. Als Glieder jedoch der Einen fränkischen Monarchie standen sie mit ihr in einer steten Verbindung, ohne ihr gerade einverleibt zu seyn, so daß auch jetzt noch der Rhein gleichsam die Grenze bildete [162]). Daher mögen auch jene zwei geschichtliche Namen entstanden seyn, nämlich: die Alt- und Neufranken, jene, welche ihre Sitze in den alten Gauen bewahrten, und diese, die sich in den in Gallien eroberten neuen niederließen. So mögen ferner die Ripuarier, die östlich am Rhein lebten, zu der Benennung von Ostfrankenreich, Austrien, Auster, Austrasien, und die Salier, welche in den alten Gauen westlich wohnten, zu dem Namen Westfrankenreich, Neufrankenreich, Neustrien, Neuland, Neustrasien, Veranlassung gegeben haben.

Aus welchen Völkern jedoch die Altfranken, d. h. die Unsrigen, bestanden, ist schon früher in der Geschichte ihres Entstehens nachgewiesen worden. Wir beschränken uns daher noch nachträglich auf Folgendes.

Die Länder, welche die Usipeter, Tenkterer, die Tubanten und Marsen bewohnten, waren besonders diejenigen, durch welche die Streifzüge über den Rhein ausgingen und diese Völker waren es, welche auch noch dann größtentheils bei dem Frankenreich aushielten, als andere Franken diesseits den Sachsen zufielen. Die Friesen und Chauken gehörten

---

162) Die königlichen Rechte über sie bestanden 1) in der herzoglichen Kriegsgewalt, verbunden mit der Befugniß, von dem Adel und seinen Dienstgefolgen als Dienstleuten, von den Freien aber nach ihrer Bewilligung den Heeresdienst zu fordern; 2) in der Gerichtsbarkeit und dem Vorstand in den Volksgemeinden.

Eichhorn deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. S. 220.

nicht zum Frankenbunde, sie wohnten zu entfernt, um an jenen Theil zu nehmen, auch verschlossen ihnen die Bataver am Niederrhein den Uebergang. Die Bructerer und Cherusker traten frühe auf die Seite der Sachsen, doch in Betreff der Ersteren noch weiter unten einige Modificationen.

Ueber die Ausdehnung dieser Sachsen, die früher auch schon besprochen wurden und deren Geschichte unter Karl, dem Großen vorzüglich interessant wird, fehlen aus den Zeiten der Merovinger bestimmte Nachrichten. Es scheint jedoch so viel gewiß zu seyn, daß alle jenseit des Siegflusses nordwärts wohnenden Völker, vorhin Franken, jetzt für Sachsen galten und sich von jenen trennten; Siegburg, am Ausfluß der Sieg, war zu Karls des Großen Zeiten eine Grenzfestung, deren Eroberung ihm sehr anlag. Frühe, zur Zeit Chlotars II., des Sohnes Chlodowigs, waren die Sachsen einmal bei Neuß über den Rhein gegangen, was man als Beweis annehmen könnte, daß sie das rechte Rheinufer bis Düsseldorf inne hatten, oder es wenigstens im Bereich ihrer Gewalt lag. Andere nehmen Deutz statt Neuß. Viele Franken hatten, wie schon gelegentlich erinnert wurde, aus Haß gegen das Christenthum sich zu den Sachsen geschlagen, später aber, als sie es angenommen, verließen sie dieselben wieder, z. B. die Friesen, in den Kriegen mit Karl Martell. Diese hatten sogar den Namen Sachsen schon angenommen, nannten sich dann wieder Friesen und blieben zuletzt Franken. Nehmen wir die obigen Angaben als richtig an, so gehörten in der Endperiode der Merovinger zu den Sachsen: ein Theil des Bergischen, namentlich der am Rhein zunächst gelegene, des Clevischen auf der rechten Rheinseite, die Grafschaften Mark und Ravensberg, jedoch so lange nur, bis die Franken weiter westlich vordrangen und schließlich durch Karl, den Großen, dem fränkischen Reich einverleibt wurden. Jedenfalls lag in jener Zeit der Name „fränkisches Reich" auf allen Ländern, die sich von den Friesen und der Yssel hinauf bis zur Quelle der Lippe hinüber zur Weser, der Werra nach über zur Unstrut und Saale, dann den Main hinauf zum Rhein hinzogen.

Schon im vierten Jahrhundert war das Gebiet der Bructerer, um auf diese zurückzukommen, von den Sachsen begrenzt und dadurch der Gegenstand eines erbitterten Wettkampfes zwischen ihnen und den Franken geworden, als jene sich der weiteren Ausbreitung des fränkischen Reichs entgegenstemmten. Als Folge hiervon blieb ein Theil derselben den Franken und zwar der Gau Boructria, während ein anderer, der Gau Hatterum, den Sachsen zufiel.

II.

Verfassung der Franken.

Der Unterschied des großen Frankenreichs, als Austrien und Neustrien, begründet auch den Unterschied in der Verfassung. In Letzterer herrschte natürlich das Romanische, in Ersterer das Germanische vor. Darauf und auf die Selbstständigkeit des Einen wie des Anderen, in dieser Hinsicht muß man Rücksicht nehmen, wenn man das Abweichende im Leben und in der Verfassung in der folgenden Zeit begreifen will.

1. Gesetzgebung [163]).

Gesetze der Salier und Ripuarier.

Die Gesetze, welche ihren Namen von diesen beiden Völkern, mit denen wir bereits Bekanntschaft machten, herleiten, waren einander in der Hauptsache gleich und bloß in Bezug auf die Eigenthümlichkeiten derselben, von einander verschieden.

Die salischen Gesetze sind allem Anscheine nach älter, als die Zeit des Chlodovāus. Der Hauptbeweis für diese Behauptung liegt in den Verfügungen der Gesetze, also in der Natur derselben, indem sie durchaus bloß der Zeit ange-

---

163) Wer sich von der Gesetzgebung der Altdeutschen eine vollständige Kenntniß erwerben will, den verweisen wir auf die beiden klassischen Werke: Eichhorns und v. Savignys, und auf Karl August Rogge's treffliche Arbeit: Ueber das Gerichtswesen der Germanen. Halle 1829.

messen sind, die noch allem Christlichen fremd war. Die Sitten und Gewohnheiten, wie sie Tacitus beschreibt, treten daraus überall vor, sie sind ganz der Reflekt der germanischen Zeit. Diejenigen Salier, die zuerst über den Rhein setzten, scheinen sie schon in ziemlicher Ordnung besessen zu haben. Sie waren auf Antrag und mit Zustimmung des Volkes gemacht worden, daher sie auch auf dessen Bedürfnisse allein berechnet erscheinen. Als Chlodowig, der sogenannte Große, die beiden Frankenreiche unter seinen Scepter vereinigt hatte, schenkte er in den letzten Tagen seines Lebens, wessen wir auch in der Geschichte lobend gedachten, der Gesetzgebung überhaupt seine Aufmerksamkeit, und die salischen Gesetze insbesondere unterwarf er einer sorgfältigen Revision. Von dieser Zeit an wurden sie von den folgenden Franken-Regenten und dem Volke unverändert beibehalten und mit scheuer Ehrfurcht beobachtet. Die salischen Gesetze, leges Salicae, waren in lateinischer Sprache abgefaßt. Die Wahl dieser Sprache erklärt sich aus der Bekanntschaft mit ihr, durch die mehrhundertjährige Verbindungen mit den Römern und durch die geringe Ausbildung der einheimischen. Jedoch währte es nicht lange, so fügte man dem lateinischen Texte deutsche Erklärungen, unter der Benennung „Malbergische Glossen,“ bei. (Malberg hieß Gerichtsstätte.) Ein interessanter Beleg zur Kenntniß des Charakters der Franken jener Zeit ist für uns die Vorrede, welche im sechsten Jahrhundert den salischen Gesetzen beigefügt wurde.

„Als der Franken ruhmvolles Volk,“ beginnt sie, „von Gott gegründet wurde und im Kriege tapfer, im Friedensbündnisse fest, im Rath tief, am Leib edel und stark, durch Weiße und Schönheit ausgezeichnet, kühn, schnell und muthig, neulich zum katholischen Glauben bekehrt und von allen Ketzereien frei, noch in Barbarei war, suchte es durch den Geist Gottes getrieben, den Schlüssel der Weisheit und sehnte sich, seiner angebornen Sinnesart gemäß, nach Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Damals haben die Vornehmsten (Proceres) dieses Volkes, welche seine Richter waren, das salische Gesetz gegeben. Es sind aber dazu aus Mehren erlesen worden vier Männer, Namens Wisogast, Bodogast, Sologast und Win-

dogast aus den Landschaften, die da heißen: Bodogheve, Sologheve und Windogheve. Diese kamen zu dreien Malen (per tres mallos) zusammen, und nachdem sie den Grund aller Streitsachen sorgfältig besprochen und alles Einzelne erwogen hatten, erkannten sie das Folgende für Recht. Als nun unter Gottes Huld Chlodowig der langhärige, schöne und ruhmvolle Erste König der Franken, die katholische Taufe erhalten hatte, wurde Alles, was in diesem Vertrage weniger gut geachtet ward, durch die erhabenen Könige Chlodowig, Childebert und Chlotar deutlicher gesetzt und dieser Beschluß befolgt. Christus, der die Franken liebt, lebe! er bewache ihr Reich, er erfülle ihre Regenten mit dem Licht seiner Gnade, er beschütze ihr Heer, befestige ihren Glauben, gewähre ihnen Freude und Glück des Friedens und geleite die Tage ihrer Beherrscher. Denn dieses Volk ist es, welches durch seine Stärke das harte Joch der Römer kämpfend von seinem Nacken geworfen und nach Annahme der Taufe die Körper der heiligen Märtyrer, (welche die Römer mit Feuer verbrannt oder mit Eisen getödtet oder verstümmelt, oder den wilden Thieren vorgeworfen haben), prächtig mit Gold und kostbaren Edelgesteinen geschmückt hat."

Die salischen Gesetze sind sehr verschieden in ihrer Abfassung und oft seltsam in ihrer Mischung aus den Zeiten ihrer Abfassung und ihrer Revision, wo nicht immer eine wahre Verbesserung das Abgeschaffte oder Abgeänderte ersetzte. Genau betrachtet sind eigentlich alle germanische Gesetzbücher nichts als Auszüge des eigentlichen Volksrechtes, und darum finden sich in denselben immer im Wesentlichen die gleichen Grundsätze bei allen germanischen Stämmen wieder. So ruht das salische Gesetz auf der nämlichen Grundidee in Bezug auf die Verbrechen und ihre Bestrafung, die Tacitus als eine solche bezeichnet, wo weniger auf die eigentliche Rechtsverletzung als auf den verursachten Schaden Rücksicht genommen wurde; Festsetzung der Taxe, die einem Straferkenntniß zum Grunde lag, für die Personen nach ihrem Range, ihrer Brauchbarkeit u. s. w. Eine körperliche Verletzung nach ihrer Größe, für die Gegenstände nach ihrem Werthe u. a. m.

Ein merkwürdiges politisches Criterium jener Zeit ist, daß für eine Beleidigung und Verletzung der Person des Königs keine Abschätzung vorhanden ist, woraus bereits die Anerkennung der Heiligkeit seiner Person hervorgeht, die also hoch über jeder Abschätzung stand. Eine Verletzung der Person des Königs wurde deßwegen mit dem Tode bestraft. Eine solche Taxe hieß Wehrgeld.[164])

Um nicht weitläuftig zu werden, müssen wir uns auf die Mittheilung nur weniger Bestimmungen der salischen Gesetze beschränken. Das Wehrgeld des freien Franken oder eines Jeden, der unter dem salischen Gesetz lebend ihm gleich gestellt wurde, betrug 200 Solidos oder Schillinge; das der Leudes (Adlichen) 600 Schillinge, also das Dreifache, wenn es ein Franke und 300 Schillinge wenn es ein Römer war. Höher gab es kein Wehrgeld, als das der Leudes, kein Beamte, nicht einmal der Grav stand über ihnen, es war aber in vielen Fällen durch Nebenbestimmungen modificirt. War unter Anderem der Ermordete in einen Brunnen geworfen, werden 600 entrichtet, kommt ein solcher Mißhandelter aber mit dem Leben davon, kostet es nur 100 Schl.

In dem Vermögen der Franken stand das Vieh oben an, deßwegen finden sich im salischen Gesetze viele und genaue Verfügungen nach den verschiedenen Arten desselben. Einbegriffen in diese Abschätzung waren auch die Leibeignen (Unfreien) da sie ebenfalls einen Theil des Eigenthums ausmachten. Die Taxe betrug bei einer sie betroffenen Verletzung 35 und 36 Schl. Der Pferdediebstahl war besonders aufgeführt, und 19 Gesetze allein waren in Betreff der Schweine und ihrer Zucht in Kraft. Die Stufenleiter der erschwerenden Umstände bei der Strafanwendung, bei Diebstählen und

164) Der Name Wehr bedeutet nicht Abwehr sondern Gewähr der persönlichen Sicherheit. Das Wehrgeld ist also Buße und Ersatz für eine Verletzung der Persönlichkeit. Darum ist auch die Bestimmung des Wehrgeldes dem Range des Verletzten in der bürgerlichen Gesellschaft angemessen. Er selber oder seine Erben empfingen dasselbe. Es wurde aus dem beweglichen Vermögen des Beleidigers oder seiner Familie, in Geld oder in Naturalien entrichtet.

anderen Verbrechen, war bereits beobachtet. Ein vom Baum gestohlner Habicht kostete 3 Schillinge, von der Stange 15, wird er aus einem verschlossenen Ort entwendet kostet er 45 Schl. Sonderbar ist folgende Verfügung. Wenn 3 Männer eine freie Jungfrau aus ihrem Hause gewaltsam entführen, so zahlen sie 30, wo deren über 30 sind, entrichtet jeder 5, sind sie mit Pfeilen bewaffnet jeder 3; der Entführer muß aber 62 Schl. zahlen. Wer eine Braut entehrt, die unterwegs zu ihrem Manne ist, muß 200 Schl. zahlen, und eben so viel wer beim Leben des Mannes seine Frau heirathet. Die Franken machten stets einen Unterschied zwischen Jungfrau und Frau unter 40 Jahren. Erstere und Letztere sobald sie keine Kinder mehr gebahr, hatte gleiches Wehrgeld d. h. 200 Schillinge; eine Frau die anfing Kinder zu haben, das Dritthalbfache 500 Schl. eine Schwangere das Vierthalbfache 700 Schl. diese Stufenleiter fand auch bei Todten Anwendung, wenn sie ausgegraben oder beraubt wurden.

Wer einen edlen Knaben, ohne Wissen und Willen der Eltern scheeren läßt, um ihn zum Geistlichen oder Mönchen zu machen, zahlt 62, und für ein Mädchen 45, wer ein Kind im Leibe der Mutter tödtet 200 Schl. So ist auch in dem Gesetze eine Taxe der Glieder enthalten. Eine ganz abgehauene Hand kostet z. B. 200 Schl. ein Daumen der Hand oder des Fußes 45 Schl. Auch die Scheltworte sind darin specificirt und abgeschätzt. Ein Hundsfott ward mit 15 Schl. bestraft; wer den Anderen ein Füchslein schalt mußte dafür mit 3, schalt er ihn einen Hasen mit 6 Schl. büßen. Ein Weib, das ein Anderes eine Hure schalt, wurde mit 15 Schl. bestraft.

Alle diese gesetzliche Bestimmungen sind von unverkennbarem Interesse weil sie das deutlichste Zeugniß für die Sittengeschichte der Franken sind. Die Verbrechen, die sich darin in so großer Anzahl verzeichnet finden und die Art und Weise ihrer bald gelinderen bald strengeren Bestrafung bekunden keine sehr rühmliche sittliche Cultur unter den Franken. Aber es lag darin auch ein ehrenwerthes Zeugniß, wie hoch sie die persönliche Freiheit achteten, indem man durch Ausschluß der Todesstrafe (mit Ausnahme des Hochverraths und weni-

ger diesem ähnlichen Vergehen) anerkannte, daß, bei völliger Gleichheit der Rechte Keiner einen Anspruch auf das Leben des Anderen machen durfte. Ferner lag darin, daß sie wie die Völker der alten Welt das Recht als Habe und Besitz, das Unrecht aber als Verlust oder Schaden ansahen. Da auf der untersten Stufe in der Civilisation das Wiedervergeltungsrecht sich zu erkennen gibt, bei den Franken dagegen durch eine Verfügung das Wehrgeld die Blutrache ersetzt, so folgt daraus, daß sie sich schon auf eine höhere Stufe erhoben hatten. Das gerichtliche Verfahren und der Vollzug der Gesetze waren in der früheren fränkischen Zeit so einfach noch, als wir sie bei Tacitus finden, wo der Hausvater als Richter genügte und wenige einfache Satzungen die Norm seines Richteramtes bedingten. Als jedoch unter Chlodowigs Regierung die Rechtsfälle complicirter wurden, und ihre Aburtheilung mehr Kenntnisse der sich anhäufenden Gesetze erheischte, so gab es bald Männer, die eigends zur Verwaltung des Richteramtes bestimmt waren. Sie hießen Gravio, (später Comes) Grav, Graf und waren von einer Anzahl rechtlicher, verständiger Männer (Schöffen Beisitzer) umgeben, die Rachenbürgen (Rachimburgi seu boni homines Rach- oder Rechtsbürgen) hießen. Die Ernennung zu ihrer Amtsverrichtung erhielten sie wahrscheinlich vom Könige unmittelbar, doch mit Zustimmung des Volkes. Diese Beamten, mußten des Schreibens und Lesens kundig seyn, da die Gesetze geschrieben waren, auch mußten sie die nöthigen Kenntnisse besitzen, um die in Naturalien bestimmten Strafen auf ihren Werth in Geld zu setzen. Außerdem hatten sie genau die Verhältnisse von den Siegern zu den Besigten zu bestimmen, die sonst zu sehr der üblichen rohen Willkühr preis gegeben waren, womit das Bestehen eines geordneten Staates unverträglich war. Es fiel ihnen aber besonders schwer dieser Aufgabe bei persönlichen Beleidigungen sich zu entledigen, wo sich die rohe Sitte am meisten vorherrschend zeigte, wenn gleich ein Franke immer in seinem Werth als Mensch doppelt über seinem Feinde stand. Sie stimmten beim Urtheil ab und zogen oft auch Rechtskundige, Sagibarone, Sachmänner benannt, zu Rathe.

Beachten wir dies Alles, so sehen wir, daß der Graf, wollte er anders seine Amtspflichten gehörig erfüllen, eben so verständig als fest und unabhängig seyn, und seine Würde zu behaupten wissen mußte.

Gerichtliches Verfahren. Was das Verfahren bei Gericht anbetrifft, so war dies sehr einfach. Der Beklagte wurde vorgeladen, frei erschien er, und bei schwerer Strafe war es verboten ihn gefesselt oder gebunden vorzuführen. Das Gericht (Ding) [165]), das sich gewöhnlich alle 14 Tage von selbst versammelte, wurde nach altem Brauch an der Malstätte abgehalten, welche ein umzäumter Platz, gewöhnlich auf einem Hügel unter alten ehrwürdigen Eichen, Tannen, Linden, war, auf dem sich in der Mitte ein Zeichen aufgerichtet fand. Ein Vorgeladener (mannitus oder admallatus oder adjactivus) wurde für den Ausbleibungsfall, wenn er sich über keine Säumniß (Summis) rechtfertigen konnte, mit 13 Schillingen bestraft; wer einen Andern hatte vorladen lassen und selbst nicht erschien, zahlte eben so viel. Der Kläger besorgte persönlich die Ladung seines Gegners, so daß er sich mit Zeugen in die Behausung desselben begab, und ihm oder der Frau, oder einem anderen Gliede des Hauses die Ladung kund that. Da es ein altdeutscher Grundsatz beim gerichtlichen Verfahren war, daß jeder freie Mann nur von der Gemeine gerichtet werden konnte, so war dies der Grund, warum die Rachenburchen die streitige Sache unter Vorsitz des Grafen entschieden; dem dann auch der Schild nicht fehlen durfte. Jeder mußte im Gerichte seine Sache selbst führen, nur der Kranke oder Blödsinnige, oder Einer durch ähnliche dringende Ursachen Verhinderter, konnte durch einen Anderen, jedoch bloß auf ausdrückliche Erlaubniß des Königs, vertreten werden.

Zur Ermittelung der Wahrheit bediente man sich zuerst der Zeugen, fehlten diese oder war ihr Zeugniß nicht genügend, so mußte das Gottesgericht aushelfen. Nur eine Art davon fand sich in den Gesetzen vor, nämlich die Probe des siedenden Wassers. Später erst kam der Zweikampf bei den Franken auf. Vom Eide ist nichts im salischen Gesetz ent-

---

165) Auch ächtes Ding genannt, Mallus legitimus.

halten, dennoch kommt er auch später nur zu häufig in Anwendung; er wurde jetzt oft zur Verstärkung auf Reliquien abgelegt.

In Betreff des Gesetzes der Ripuarier haben wir wenig zu bemerken, indem es, wie wir auch schon erwähnten, in der Hauptsache mit dem salischen übereinstimmte. König Theodorich (Chlodowigs Sohn) hatte es zwischen 511 — 534 entworfen.

III.

Der König.

An der Spitze des fränkischen Reichs stand ein König [166]), König.
wodurch dasselbe sich also als eine Monarchie begründete und zwar von dem Zeitabschnitte an, als die Häuptlinge, welche früher über einzelne Stämme regierten, nach und nach verkommen waren und Alles einem Scepter gehorchte. Es war aber eine Monarchie, die, da sie aus einer Masse verschiedener Völker mit verschiedenen Rechten bestand, auch sehr abweichend organisirt, und bald mehr bald weniger beschränkt war, wobei man besonders die römischen und germanischen Verhältnisse in Erinnerung behalten muß. Es war ferner eine Erbmonarchie, aber eine theilbare. Als die einzelnen Stämme noch für sich bestanden, wurden die Häuptlinge vom Volke gewählt, als das Reich in seiner Einheit erstand, kam das Erbrecht auf. Aus der Geschichte wissen wir, daß von Chlodowig ab viele Theilungen noch unter alle Söhne Statt hatten, über deren Grundlage man indessen so viel wie nichts weiß. Je verderblicher sich die Folgen davon herausstellten, desto mehr näherte man sich der Ueberzeugung, daß ein Staat am sichersten auf einer Untheilbarkeit mit dem Erbrecht des Erstgebornen ruhe. So ward dieser Grundsatz jedoch erst in einem Zeitpunkte angenommen, der noch außer dem Bereiche unseres Werkes liegt.

---

166) Das Wort König, das sich in allen Mundarten vorfindet, bedeutet Geschlecht=Stamm=Haupt. Bei Ulphilas Kun.

Das fränkische Reich war eine unbeschränkte Monarchie, wenigstens im Allgemeinen oder so zu verstehen, daß aus dem Zustande des öffentlichen Rechts keine Beschränkung hervorging. Diese fand jedoch nicht selten thatsächlich Statt, je mehr oder weniger der Regent Charakterstärke genug besaß, sich dem Einfluß der Aristocratie zu entziehen, die sich frühzeitig aus den Gefolgeschaften entwickelte. Sie bildete sich dadurch nach und nach aus, daß der König bei allen Handlungen zu sehr des Beistandes der Ersten im Volke bedurfte, wozu später bei Einführung des Christenthums die Geistlichen zu rechnen sind. Schon in den ersten Jahren der Alleinherrschaft Chlotars II. hatte sich diese Aristocratie so kräftig gestaltet, daß sie schon nicht viel mehr von den späteren Reichständen zu unterscheiden waren. An Mitteln zu einer wirksamen Regierung gebrach es jedoch den fränkischen Monarchen durchaus nicht. Die Abgaben welche ihnen einbezahlt wurden, waren sehr ansehnlich; da sie aber großen Theils aus freiwilligen Beiträgen der Vornehmen bestanden, so trugen sie, wenn gleich davon einer Seits des Königs Aufwand bestritten und seine Macht im Allgemeinen verstärkt wurde, dennoch anderer Seits zu Vermehrung des Einflusses dieser Großen bei. Die Beiträge wurden gewöhnlich in der Weise geleistet, daß niemand vor dem König mit leerer Hand erschien. Die glänzendsten Gaben gingen bei freudigen Familien- und anderen Ereignissen ein, wo sie dann in Gold, Silber und Pferden bestanden. Auch die Königin wurde dabei nicht vergessen.

Bedeutender als diese Opfer waren jedoch die Gelder, die von den oströmischen Kaisern eingingen, aber sehr dem Wechsel ausgesetzt waren. Am sichersten und reichlichsten zeigten sich die Einkünfte von der Menge der in allen Theilen des Reichs zerstreut liegenden Domänen, von denen die Lieferungen, meistens in Naturalien, Alles deckten, wessen die Hofhaltung bedurfte. Auf den Villen jener Domänen befanden sich Paläste, worin die Könige oft ihre Residenz aufschlugen. Solcher Paläste fanden sich auch viele in den Städten vor.

Die Steuern, welche von den Unterthanen entrichtet wurden, waren nur in Bezug auf die römischen bedeutend. Denn der freie Franke bezahlte eigentlich gar keine Abgaben, nur mittelbar diente er darin dem Staat, daß ihm die Unterhaltung der Wege und die Beköstigung der Staatsboten oblag. Desto mehr waren aber die Unterthanen römischen Ursprungs damit belastet. Jahr aus Jahr ein, hingen ihnen die fränkischen Oberbeamten als wahre Blutsauger an, die oft bis ins Mark ihrer Knochen eindrangen. Sie wollten nicht bloß sich selber bereichern, von der Gelegenheit ihrer amtlichen Stellung möglichst Nutzen ziehend, sondern auch durch große Geldsendungen die Gunst des Monarchen erwerben.

Diese Einnahme, an sich schon sehr groß, ward noch größer dadurch, daß sie eine ganz reine, durchaus kostenfreie war. Verbindet man nun mit allen diesen Hülfsquellen den Antheil an den Sporteln von Processen und Strafgeldern, so wird man sich überzeugen, daß die Einkünfte der fränkischen Könige, in einem Reiche von so bedeutendem Umfange, mehr aber noch durch die Willkühr der Erhebungsart, sehr reich seyn mußten. Man sieht aber auch daraus, wie schlecht in jener Zeit noch die Staats-Wirthschaft und das Finanzwesen eingerichtet seyn mußten, da Einnahme und Ausgabe weder gesetzmäßig geregelt noch auf die Hülfsquellen und die Bedürfnisse des Landes berechnet waren. Die Einnahme des Königs bestand in Allem was beizutreiben war, gleichviel wie und woher, je mehr desto besser, die Ausgabe war auf sein bon plaisir, auf seine Person und Dienerschaft beschränkt, und reichten die Vorräthe nicht aus, so mußte wieder für neue gesorgt werden. Die Ausgaben konnten jedoch nicht leicht im Verhältniß zu der Einnahme stehen, da der Ertrag der Kammergüter schon die Haupterfordernisse des königlichen Hauses deckte, Luxusartikel mochten das Meiste davon aufzehren. Die stehenden Truppen, die Hofbeamten waren außerdem größtentheils auf Beneficien, wie wir weiter unten sehen werden, angewiesen und die Landwehren kosteten nichts, außer wenn sie ins Feld rückten. Da demnach die Einnahme der fränkischen Könige sehr groß, die Ausgabe aber unverhältnißmäßig gering war, so kann man als eine natürliche Folge

annehmen, daß die königliche Schatzkammer gefüllt seyn und bleiben mußte, wenn die Herrscher nicht zu viel daraus zur Befriedigung eigener Gelüste entnahmen.

IV.

Der Adel.

Adel. Der Adel in der fränkischen Monarchie bestand aus dem hohen und geringen. Den ersteren bildeten die Optimaten, manchmal auch Principes genannt, der Stand selbst hieß Proceres. Als Titel ihrer Auszeichnung führten sie das Wohlgeboren Majores natu, auch Meliores natu. Das Wort Adelig vernimmt man noch nicht, insofern man das nobilis nicht dafür gelten lassen will, und erst mit dem Fall der Karolinger ist von dem eigentlichen Erbadel die Rede. Die Vorzüge des hohen Adels bestanden darin, daß die Mitglieder desselben geborene Reichsräthe waren, der König ernannte aus ihnen seinen geheimen Rath und verlieh ihnen überhaupt die wichtigsten Aemter. Der Titel Herzog, dux, war nicht der eines Theils des Adels, sondern derjenigen, denen der König den Befehl eines Heerhaufens anvertraute; der Titel blieb ihnen auch nach beendigtem Krieg, doch stand es in der Willkühr des Königs ihnen denselben zu entziehen, wo sie sodann gewöhnlich in die Cathegorie der Optimaten traten. Herzoge im späteren Sinn gab es damals eben so wenig noch als Herzogthümer.

Aus dem Stande und der Stellung dieser Optimaten oder Principes zum Volk, kann man leicht entnehmen, daß sie einen sehr bedeutenden Einfluß im Reiche übten. Sie waren es auch, die bis zur Zeit der Vereinigung des Reichs unter Einem Oberhaupte, als Stammhäuptlinge wichtige Rollen spielten. Der König durfte also zur Befestigung seiner Macht nie versäumen, sich ihres Beistandes zu versichern. Chlodowig hatte ihrer Mitwirkung das Meiste zur Erlangung seiner Größe zu verdanken. Eben so sehen wir wie mancher seiner Nachfolger mit großen innern Unruhen zu kämpfen hatte, weil sie hierin weniger staatsklug verfuhren.

Als den geringeren Adel können wir die Leudes (Leute) ansehen. Sie waren ursprünglich nichts anders als jene Freie, die wir bei Tacitus kennen lernten d. h. die Ersten im Volke, die dann später das in der Umgebung der Principes wurden, was diese selber noch später beim König waren. Die Leudes bildeten nun eine Classe ausgezeichneter Männer, die den Monarchen als seine Getreuen, Fideles, als eine Art Leibwache in größerem Ansehen als die anderen Bediensteten umgaben, aber darum auch um so reger seinen persönlichen Befehlen gehorsam seyn mußten. Unter Chlodowigs Regierung gab es schon eine bedeutende Menge derselben, die durch ihre blinde Ergebenheit als Geleite, Gefolge d. h. durch ihren und der Ihrigen Beistand an den Kriegszügen ihm großen Beistand bei seinen Unternehmungen im Innern des Landes wie Auswärts leisteten. Es war daher nichts als eine natürliche Folge, wenn vom König solche Leute, auf die er so sicher zählen konnte, bei jeder schicklichen Gelegenheit belohnt wurden. Kriegs- und Hofstellen und Geschenke, oft an Grundgütern, wurden ihnen zum Lohn. Sie erhielten diese Letzteren aber nicht in Eigenthum, sondern bloß in lebenslänglichen Genuß, das Obereigenthum behielt sich der königliche Schenkgeber bevor, und so finden wir den Ursprung der Lehen und der Vasallenschaft. Auch fiel dies Obereigenthum manchmal wieder an den König zurück, wenn der Belehnte, der Vasall (Veste und Getreue, vassi) sich eines Vergehens schuldig machte oder den Dienst freiwillig verließ. Die lateinische Benennung eines solchen Verbandes war Beneficium, und solche Beneficien blieben bis ins Mittelalter im Gebrauch. Die Stützen, worauf also die Macht der fränkischen Könige ruhte, haben wir kennen gelernt, wir kommen jetzt auf diejenigen, worauf eine Opposition zum Besten des Volkes und zugleich wieder der Vornehmen ruhte, wir meinen die in der Geschichte so berühmt gewordenen Majores Domus. Major Domus.

Ihre Stellung war die von Wächtern gegen die Eingriffe von Seiten des Königs in die Rechte des Volkes und aller Stände. Sie waren Männer, die man aus der Mitte der Ersten des Staates hervorzog, nicht bloß aus dem Volke, sondern auch aus den andern Ständen, die durch Kraft,

Geist, Ansehen und Vermögen, so wie durch andere große Gaben sich auszeichneten, um die Rechte Aller gegen das Staatsoberhaupt zu vertreten, aber auch zwischen ihm und anderen unruhigen und ehrgeizigen bedeutenden Männern den Mittler abzugeben, ja diese nöthigenfalls zur Vermeidung innerer Zwistigkeiten zu bestrafen oder unschädlich zu machen. Sie handelten daher nie im Namen des Königs, sondern für das Volk und die Stände.

Woher kommt aber bei solchen Verhältnissen der mit denselben in Widerspruch stehende Namen Major Domus, Hausmeier? Noch viel widersprechender scheint es, wenn wir sehen, daß er in dieser Hinsicht wirklich kein bloßer Titular-Beamte, sondern in der That Aufseher des königlichen Hauses, d. i. der königlichen Paläste, Villen u. s. w., war. Allein, nehmen wir an, daß er eben wegen dieses Postens, in der Nähe des Königs, ohne von ihm darum abhängig zu seyn, einen großen Einfluß auf ihn und einen noch größeren auf alle Stände übte, so scheint er darum gerade sein Amt eines Mittlers am besten haben erfüllen zu können. Ganz klar ist auf keinen Fall diese Stellung, nur lehrt die Geschichte, daß gerade diese Hofcharge mit zur Erhöhung des Major Domus, wie wir sie später sehen, am meisten beitrug. Wie hätte es auch anders seyn können? Der König mußte ihm eben so, wegen seines Ansehens bei den Vornehmen und dem Volke nachsehen, ja ihm durch Glanz und Würden schmeicheln, um in mißlichen Angelegenheiten jenen gegenüber ihn zum unbeugsamen Gehülfen zu haben, als wie diese, so sich ihm ganz hingeben mußten, um unter seinem Schutze so viel sicherer ruhen zu können. Daß der Major Domus, später auch Praefectus Aulae genannt, als das ganze Hofpersonal ihm übergeben worden, dem Volk mehr als dem König anhing, lag aber, wenn man den oben angegebenen Standpunkt nicht allein als genügend ansehen wollte, in der Natur der Sache. Denn der König konnte ihn nicht leicht höher stellen, da er nach ihm bereits die erste Person im Reich war, aber seine Verbindung mit den Vornehmen und dem Volke konnte ihn selbst über den Monarchen erheben, und so geschah es auch endlich. Wir sehen

seine Macht steigen und die des Monarchen sinken, bis, wie wir aus der Geschichte seit Pipin von Heristall bereits kennen, er faktischer Regent und der gesetzmäßige nur noch als Popanz erscheint, und das Ganze endlich mit einer wirklichen Thronentsetzung für ihn sich endigte.

Als Pipin, der Kurze, bereits zu jener Höhe gelangt war, die wir gehörigen Ortes kennen lernten, so unterdrückte dieser kräftige Mann das Amt eines Major Domus selber, weil er es eben so wenig mehr seyn, als er noch weniger es einem Anderen neben oder unter sich gestatten wollte. Die Stelle nahm damals für immer ein Ende.

Bildet man sich nun aus dem bisher Mitgetheilten ein Urtheil über des Königs Macht, so ergibt sich folgendes Resultat: der König hatte eine große, ja eine sehr große Macht, wenn ihm die Natur die Gaben verliehen hatte, sie gehörig zu gebrauchen; er hatte eine geringe, wenn ihm diese Eigenschaften fehlten. Wir haben gesehen, daß es den fränkischen Königen nicht an Mitteln zum Herrschen gebrach, daß sie absolut darüber verfügen konnten, indem sie darin durch keine hemmende Staatsverfassung beschränkt wurden, allein ein Selbstherrscher bedarf gerade der meisten physischen, moralischen und intellectuellen Kraft, besonders bei einem rohen Volk, weil er Alles durch sich seyn will und soll, wogegen der constitutionelle auf der ihm durch die Verfassung vorgezeichneten Bahn mit gutem Willen versehen, voran zu schreiten hat, um bei weniger Geisteskraft und Talente dennoch ein löblicher und wohlthätiger Regent seiner Unterthanen zu seyn. Da aber die für einen Selbstherrscher erforderlichen Eigenschaften sich nicht immer bei einem solchen vorfinden, tritt auch oft der Fall ein, daß er sich durch andere Hindernisse in dem Umfange seines Wirkens mehr beschränkt sieht, als der verfassungsmäßige regierende Fürst in seinem begrenzteren Kreise. Die Ursache davon ist, da jener nicht zu herrschen versteht und keine Kraft dazu hat, er den Leitstern der Verfassung entbehrend, doch das Bedürfniß eines Beistandes fühlt, ihm dieser gewöhnlich auf Kosten seiner Vorrechte durch irgend ein Individuum oder durch eine Parthei wird, die es dahin zu bringen weiß, ihn unter ihren von Eigen-

nutz und Zufall abhängenden Einfluß zu bringen, welche für seine Herrschermacht immer nachtheiliger seyn wird, als dem Anderen beschränkende aber geregelte Institutionen. Die fränkische Geschichte bietet viele Beispiele als Belege für die Richtigkeit unserer Bemerkungen über die Ursachen der Zu- oder Abnahme der Gewalt und Selbstständigkeit der Herrscher jener Zeit. Einige Könige, im höchsten Grade absolut, man denke nur an die nachgebornen Söhne Chlodowigs, waren bloße Schattenkönige, während er selber weit mehr beschränkt, eine so glänzende Herrscherrolle spielte. Am auffallendsten zeigte es sich in der zweiten Generation der fränkischen Könige, wie sehr die Selbstherrschaft von eigner Tapferkeit und Klugheit abhing. Der gescheute Chilperich gebot ohne Widerstand über seine ganze Macht, wogegen seine Nachfolger demselben unterlagen. Wie bald nahm unter ihnen das Ansehen der Großen überhand, welches Uebergewicht erlangten besonders die Majores Domus, bis sie damit endigten, ihren Souverainen sogar den Scepter aus den Händen zu winden.

V.

Das Volk.

Volk. Schon aus dem bisher über die Verhältnisse der Optimaten und Leudes Bekanntgewordenen geht ziemlich genügend hervor, daß in politischer Hinsicht das Volk lange eine Null war. Alles was darin geschah, ging von dem Adel aus. Er, stets der Person des Königs nah, stand, in Bezug auf die ihm blind ergebene, nur in seinem Geleite sich bewegende willenlose Masse, in solcher Weise über ihr, daß sie damals noch nichts Besseres, als jedes andere Mittel zu irgend einem Zweck war. Wollte der Herrscher etwas, so konnte er es nur vermittelst der Proceres, hatte er, sich an sie wendend, ihre Zustimmung erhalten, so brachten sie durch ihren Einfluß die Masse nach Willkühr in Bewegung. Wurden öffentliche Versammlungen gehalten, so befand sich wohl der große Haufe in der Nähe etwa wie die Schranken, die den Versammlungsplatz einschlossen, aber das

eigentliche Volk waren die Proceres; scheinbar seine Stellvertreter, vertraten sie gewöhnlich nur eignes Interesse. Dem steht nicht entgegen, daß Alles im Namen des Volkes verhandelt wurde und die Beschlüsse in dieser Weise ausgingen, dann dies war nur eine leere Förmlichkeit, die ungefähr so hieß: Die Vornehmen aus dem Volk haben Dies oder Jenes beschlossen.[167]) So blieb es freilich nur so lange, als der große Haufe noch völlig roh, noch unfähig zum Selbstdenken und Selbsthandeln war, denn schon unter Pipin begannen die Versammlungen sich anders zu gestalten. Sehen wir das Volk der Franken aller der politischen Rechte beraubt, die wir doch früher schon bei Tacitus finden, so ist die Ursache in nichts Anderem zu suchen, als in dem veränderten Zustande der Herrschergewalt und der damit verbundenen Zunahme an Ansehen und Reichthum der Vornehmen, so wie in der moralischen Verschlimmerung des eigentlichen Volks und der daraus für es entsprungenen Abhängigkeit von ihnen.

Dagegen hatte sich trotz aller dieser nachtheiligen Veränderungen das Gemeinwesen unter ihnen nicht verschlechtert. Wir finden noch dieselbe Eintheilung und Benennung in dem Innern der Höfe und Weiler in eine Markgenossenschaft, von diesen in Cente und die Benennung Gaue für ganze Bezirke. Selbst deren Eintheilung und Begrenzung war noch die alte. Die Vorsteher der kleinen Gemeinden hießen Skelten (von schalten, walten) Dorfgreven (Graven); von den

167) Wir müssen jedoch darauf aufmerksam machen, daß in den früheren Zeiten das Volk noch, wenn freilich auch mehr dem äußeren Scheine nach, eines höheren Ansehens sich erfreute. So schrieb Chlodowig nach dem Treffen bei Poitiers an die Bischöfe, daß, forderten sie einen Gefangenen unterm Vorwande zurück, daß er ein Glied einer der Kirchen wäre, sie dies mit einem Eide betheuern und dem Volke ihren Segen geben sollten. Daraus scheint zu erhellen, daß der König in seiner unbeschränkten Herrschaft noch nicht so weit gediehen war, sich geradeswegs eines Befehls zu jener Herausgabe zu bedienen.

Duchesne script. Francic. Tom. I. P. 836. Diese Thatsache erklärt sich, wenn man weiß, daß sich der König eben mit dem Volk über eine Vertheilung der Beute berathen hatte.

Centen hießen sie Tungine, Dingemannen, Send= oder Cent=graven, und die von den Gauen Grave. Diese Grafen waren nur Adliche. Als Präses der Gerichte ist ihrer bereits erwähnt.

Im Privatleben finden wir den gemeinen Franken beinahe noch in dem schönen, ansprechenden Zustande der Altdeutschen. Auch jetzt noch das alte Verhältniß zwischen den Freien und Unfreien oder Leibeignen, und die Veranlassung zu der Leibeigenschaft war auch noch dieselbe, so wie ihre Stellung zu den Familien. Unbeschränkt lebte der gemeine Franke auf seinem Eigenthume, und war im strengsten Sinne des Wortes Herr im Hause. Entweder allein oder mit Hülfe seiner Leibeignen, wenn er deren hatte, baute er seinen Acker. War dies ein Erbgut, so hieß es Terra salica, Saalgut, Hube, und als Gegensatz von der Lehne hieß ein solches freies Gut auch Alode oder Alodie.[168] Solche Güter lagen gewöhnlich Jedes getrennt, doch in schwacher Ferne eins vom andern. Jedes war mit Gräben oder Zäunen umschlossen. Gemeinschaftliche Besitzungen, Almenden, Weiden, Wälder, gab es auch. Aus diesen einzelnen Höfen und Weilern entstanden in der Folge unsere heutigen Dörfer, Flecken und Städte. Es schreiben sich deßgleichen aus jener Zeit manche einzelne Höfe (Kotten) her, deren wir heute noch in Westphalen treffen.

Die eben beschriebenen Güter blieben stets in der Familie, so lange ein männliches Glied derselben vorhanden war.

Erbrecht. Das Erbrecht begründete sich auf eheliche Abstammung. In Bezug auf die Grundgüter verfügte die Lex salica, durch

168) Man hat keine genügende Erklärung von diesem Worte. Man leitet es gewöhnlich von All und Od, ein Vollgut, d. h. ein vollkommen freies Gut, ab. Auch entlehnen es Einige von All und dem niederländischen Oud, alt, mithin altes Gut. Erstere Meinung wird dadurch verdächtig, daß es bei den Franken keine ganz freie Güter gab, und Letztere sinkt nicht weniger, weil alle Güter nur als neu anzusehen sind, in staatsrechtlicher Hinsicht, weil sie alle von der fränkischen Herrschaft datiren. Alod oder a Lud möchte daher am ersten von Loos herkommen, wie solche Güter noch bei uns heißen, d. h. in der Theilung durch Verloosung zugefallenen Güter: ein Loos=Gut.

eine besondere Clausel, die heutzutage die Grundlage der meisten Thronerbfälle in den europäischen Staaten ist, daß der älteste Sohn das Gut allein* erhielt. Das geschah, um das Grundeigenthum nicht zu zerstückeln, und das Fortbestehen so wie das Auskommen des Hauptstammes zu sichern. Da durch diese Einrichtung jedoch die übrigen Söhne, wenn deren da waren, verkürzt und oft in Noth gesetzt wurden, so schritten die Proceres ein und gaben ihnen von ihren Besitzthümern in Lehen, sie dadurch zu Leudes (Aftervasallen) machend, ohne daß sie jedoch diesen Namen führten. Sie kamen durch Annahme eines solchen Lehen in den Gehorsam Anderer, ohne dadurch in den Stand der Leibeigenen herabzusteigen, und zahlten dafür einen jährlichen Census. Aus einer solchen Abhängigkeit entsprang aber für sie auch ein ähnliches wie das oben berührte Verhältniß, den Obereigenthümern ihrer Güter gegenüber, in welchem dieser, wenn sie Vasallen des Königs waren, zu ihm standen, nämlich, daß sie ihnen mehr als dem Staate, oder diesem doch nur mittelbar zu Kriegsdiensten verpflichtet waren. Die eigentliche Vasallenschaft, obwol erst einer späteren Zeit angehörend, entwickelt sich daraus.

Der Name Vasall wird unter König Pipins Regierung zum ersten Mal vernommen. Durch diese Träger der Lehen wurde der Grund zu der Macht des hohen Adels gelegt, die sich in der Folge nicht selten über die des Königs erhob. In einer ziemlich ähnlichen doch drückenderen Abhängigkeit stand der Leibeigne zu seinem Herrn, dem freien Franken. Führte sich ein solcher gut auf und leistete diesem treue Dienste, so belohnte er ihn manchmal mit der Freiheit, nur dann war solche vollständig, wenn er ihn vor den König führte, und ihm einen vorgehaltenen Denar aus der Hand schlug; jetzt war er aber so frei als sein ehemaliger Herr.

Um auf das Erbrecht zurück zu kommen, bemerken wir noch in Betreff des beweglichen Nachlasses. Die Söhne erbten das Hausgeräthe, die Blutrache, d. h. die Ansprüche auf Wehrgeld. Erlosch der Mannsstamm, so fiel dies Erbe auf die Töchter. Von der Errungenschaft hatte die Frau in Westphalen die Hälfte, in Ostphalen und Engern nichts.

Ihre Morgengabe verlor sie bei jenen, wenn sie geboren hatte. Auf jeden Fall fällt die Morgengabe nach ihrem Tode zurück, bei diesen aber erst, wenn sie keine Erben hinterläßt.

Alle Personen, welche nicht selbstständig waren, z. B. Töchter, standen unter Vormundschaft: unterm Munde der Freien. Nahm daher Einer eine Jungfrau zum Weibe, so mußte er dem Hausvater den Vormundschaftsschoß oder Mahlschatz bezahlen, der nur in einem Schilling und einem Denar bestand. Nach Vollziehung der Ehe erhielt die Frau, welche gewöhnlich von ihren Eltern eine Art Aussteuer an Kleidern und Hausgeräth mitbrachte, vom Mann eine Morgengabe, die ihr Eigenthum blieb. Eine Heirath zwischen Freien und Unfreien war bei großer Strafe als eine Mißheirath verboten. Vielweiberei kannte man nicht, aber Concubinate fanden nicht selten Statt, die zwar durch kein Gesetz verboten waren, auf denen jedoch Entwürdigung ruhte.

VI.

Das Kriegswesen.

Waffen. Die Bewaffnung der Franken hatte sich in der ältesten Zeit des Ueberganges von der Römerherrschaft nicht viel von der geändert, die wir gehörigen Orts nach Tacitus und andern Geschichtschreibern beschrieben haben. Sie beschränkte sich lange auf Spieß und Lanze. Später gesellte sich diesen einfachen Waffen die berühmte Franciska bei, die ein schweres Eisenstück war, auf der einen Seite eine Spitze auf der anderen eine Schneide führend, ähnlich einer Art mit gekrümmter Spitze, das Ganze mit einem kurzen Stiele. Bediente sich der Franke dieser Waffe in der Nähe, so verstand er sie so zu gebrauchen, daß ihr kein Helm und Rüstung widerstand, warf er sie in die Ferne, so that er dies mit solcher Geschicklichkeit, daß sie sich, an den Schild des Gegners haftend, ihn durch ihre Schwere niederzog und ihm den Zugang in die offenen Glieder des Feindes bahnte. Diese furchtbare Franziska wich zu Pipins Zeiten einer andern Waffenart.

Unter Chlodowig findet man sie noch, wo auch noch die Rede von Pfeilen ist.

Agathias, ein Schriftsteller, von dem eine Geschichte der Regierung Justinians existirt, [169]) gibt folgende Beschreibung der Kriegs- und Waffenart der Franken.

„Kein Helm, kein Harnisch,“ sagt er, „deckt den Körper. Dies würde die Krieger schwerfällig machen. Mit nackten Körpern bis an die Lenden kämpften sie. Die Schenkel sind in Leinwand oder Leder (Hosen) gehüllt. Das Schwert hängt an der Hüfte, der Schild an der linken Seite; ferne treffendes Geschoß, Bogen, Schleuder führen sie nicht, sondern Alles bewirken sie bei ihrer großen Gewandtheit und Uebung durch die Franziska und durch die Angones. Die Angones sind mittelmäßig lange Spieße, eingerichtet zum Werfen wie zum nahen Kampfe. Die vordere Hälfte ist mit Eisen beschlagen, an der Spitze ragen gekrümmte Hörner auf beiden Seiten hervor. Werfen sie dieselben und treffen sie den Körper, so ist ihr Herausziehen schwer wegen der Hacken, erreichen sie damit den Schild des Gegners, so sinkt jener sogleich. Ausziehen kann man den Schild nicht wegen der Hacken, nicht abhauen wegen des sich fortstreckenden Eisens. Sieht dies der Franke, so springt er herbei, tritt mit dem Fuß auf den herabhängenden Theil des Spießes, entblößt dadurch den Körper des Feindes und er spaltet ihm jetzt entweder den Kopf mit der Franziska oder er durchsticht ihm die Gurgel mit einem andern Spieß.“ (Dieser Angon ist also nichts anders als die uralte Frame.)

Das Hauptheer bestand lange aus Streitern zu Fuß; zu Chlodowigs Zeiten bildete sich die Reiterei an Zahl und Fertigkeit aus. Bei seinem Heere befanden sich viele Reiter und gute Pferde. Die Tenkterer oder die Bergischen leisteten auch jetzt noch, ihren alten Ruhm behauptend, die besten Dienste in der Reiterei. Unter und nach Chlotar I war sie schon ausgezeichnet, und es gab schon zahlreiche gute königliche und Privat-Gestütereien. Die Rüstung des Reiters Heer.

---

169) Agathias de Iustiniano imperio L. II. Mannert allegirtes Werk.

bestand in einem Schwert mit Wehrgehänge, einem Brustharnisch, Helm mit Visir und Beinharnisch, Schild nebst Lanze. Sie wurden in den römischen Städten fabrizirt und waren sehr theuer. Dieselbe Einrichtung, die in Bezug auf die Vorsteher im bürgerlichen Leben Statt fand, herrschte auch im Kriegswesen. Sie befehligten in demselben Verhältniß nach dem Range des Amtes, z. B. als Hauptleute über Cente, Gaue, von einer demselben angemessenen Zahl. Die Freien allein durften die Waffen tragen. Stämme bildeten besondere Haufen. Die Schlachtordnung war noch wie bei den Germanen meistens keilförmig; auch Schlachtgesänge ertönten noch in der Hitze des Kampfes.

VII.

Städte. Bürger, Juden, Handel und Wandel.

Städte Die Städte bis auf Karl des Großen Regierung waren im Anfange des fränkischen Reichs zahlreich und zum Theil groß; sie erstanden alle in der Römerzeit und bloß in der römischen Germania, auf der linken Rheinseite oder auf dem Theil der rechten, nicht in unseren Ländern gelegen und einer späteren Zeit angehörend. Die Bewohner waren daher auch Römer oder Römerdeutsche und Juden; endlich ließen sich später auch viele Franken unter ihnen nieder, die denn auch bald, mit vielen Vorrechten versehen, die Herren der übrigen spielten. Die Römer erfreuten sich trotz eines nicht selten harten Druckes dennoch der Beibehaltung ihrer römischen Verwaltung und anderer Einrichtungen. Das salische Gesetz fand außerdem zu ihrem Schutz gegen allzu rohen Uebermuth der Franken eine für sie günstige Anwendung, wenn es auch, wie wir schon oben sagten, die Römer den Franken in der Taxe der Straf- und Entschädigungsgelder nicht gleichstellte. Sie genoßen auch friedlich ihres Eigenthums, und konnten ihren Gewerben ungehindert nachgehen. Die Abgaben im Umfange ihrer Unterjochungszeiten beinah unerschwinglich, änderten sich, und ihre Erhebung nahm einen geregelten Gang an. In dieser Weise blühten die Römer-

städte nach und nach empor und ihre Einwohner nannten sich allmählig Bürger. Durch enges Zusammenhalten und Erwerbung bürgerlicher Behörden und Corporationen, begannen sie nach und nach eine solche Existenz und Kraft zu erhalten, daß sie einzelne Staaten im Reich zu seyn schienen, und allen außerhalb wohnenden Franken (dem eigentlichen Franken-Volke und dem Adel, die fort auf ihren Gütern haußten,) bei versuchten Angriffen und Verletzungen oft den erfolgreichsten Widerstand leisteten. Der Grund zur spätern Ausdehnung der Städte an Bevölkerung, Macht und Ansehen war bereits gelegt. Vermischungen durch Heirathen unter Römern und Franken fanden selten Statt, bei beiden aus gleicher Abneigung.

Als die Bürger an Reichthum zunahmen, ward ihnen aus leicht begreiflichen Gründen, auch mehr und mehr Schutz und Gunst der Könige zu Theil. Da mit jenen auch der Luxus zunahm, so waren sie bald der Vereinigungspunkt einer Menge Künstler und Handwerker, besonders erstand die Baukunst und erprobte sich in mehren Bauten, die freilich noch einen rohen Geschmack bekundeten, wie er jenem Zeitalter angemessen war, und hauptsächlich in Kirchen und andern mit dem Gottesdienst verbundenen Gebäuden bestanden. Auch finden wir bereits Schulen unter König Chilperich, woran jedoch die Franken noch beinah keinen Antheil nahmen.

Was vor Allem zur Erhebung der Städte beitrug war, daß die Bischöfe ihren Wohnsitz in denselben nahmen. Sie, deren Ansehen und Reichthum in reißender Progression wuchs, wendeten ihr Möglichstes an, um damit das Emporblühen der Städte zu befördern, die ihrer Seits ihnen dafür getreulich anhingen und durch Schutz vergalten. Die Anwesenheit der Bischöfe mit einem zahlreichen Clerus wurde auch dadurch den Städten nützlich, daß mit demselben die Niederlage der Reliquien und anderer kirchlichen Heiligthümer und Kostbarkeiten verbunden war, dann ein Asyl für Verfolgte anklebte, wodurch theils eine Menge Fremden zum temporären Aufenthalte oder zu einer festen Ansiedelung mit ihrem Vermögen und ihrer Industrie veranlaßt wurde.

Bei dieser Vergrößerung der Städte und Zunahme an Macht mußten dieselben auch auf Mittel denken sich Privilegien aller Art von Seiten der Könige zu verschaffen, und durch ihren Beistand sich ihr Vermögen zu sichern. Sie boten demnach Alles auf, um mit ihnen fortwährend in einem freundlichen Verkehr zu stehen, sich dabei aber eine unabhängige Verwaltung, und durch Befestigungen und einen eigenen Kriegerstand ein achtunggebietendes Aeußere zu erhalten — und hierin lag wahrscheinlich der erste Keim zu den spätern Reichsstädten. Die eigene Bewaffnung war außerdem zum Schutze des Handels nothwendig, der in ihrer Mitte seinen Hauptsitz hatte.

Handel. Von dem Handel der damaligen Zeit läßt sich freilich noch nicht viel sagen. An kaufmännischer Thätigkeit fehlte es wohl nicht, allein sein Einfluß muß doch auf das gesellschaftliche Leben, nach dem ganzen Stand der Verhältnisse, unbedeutend gewesen seyn. Er hatte allem Anscheine nach bloß zwischen den Städten und den auswärtigen Franken, in Betreff ihrer Producte, als Austausch gegen die künstlerischen Erzeugnisse jener und der Einfuhr aus dem oströmischen Reiche Statt. Leider scheint es auch, daß der Sklavenhandel und zwar nicht gering von den gallischen oder italienischen Handelsleuten betrieben wurde. Die Menge der Leibeigenen in allen Gauen zeugt dafür, denn nicht bloße Kriegsgefangene bildeten diesen unglücklichen Stand.

Juden. Einen lebhaften Antheil an dem Handel nahmen damals schon die Juden, die sich frühe mitten unter die Franken einzuschleichen wußten und sich darin mit der ihnen eigenthümlichen Hartnäckigkeit, trotz aller Bekehrungsversuche und Verfolgungen zu behaupten wußten. Sie besorgten meistens die Geldgeschäfte bei Hof. Da die Juden nie um die Mittel zu ihrer Bereicherung verlegen waren, und alle ihre Kräfte diesem ihrem höchsten Ziele allein widmeten, dabei sich durch eine große Sparsamkeit in ihrem häuslichen Leben auszeichneten, so erlangten sie bald große Reichthümer, besonders in baarem Geld. Sie gewannen daher wegen dieses Alles beherrschenden Nervs einen großen Einfluß auf die Könige und die Vornehmen, und vermochten dadurch nicht selten

Unternehmungen durchzuführen, die schwerlich den Christen gelungen wären. Es ist hieraus natürlich auch der Haß zu erklären, mit dem sie oft blutig von der Masse des Volkes verfolgt wurden, obwol auch religiöser Fanatismus dabei nicht selten im Spiele war. Die Könige besaßen dann nicht immer Macht genug, um sie, wie sie oft wünschen mochten, vor Mißhandlungen zu schützen. Unter König Dagoberts Regierung unterlagen unter Anderen viele tausend Juden einer allgemeinen Verfolgung der wüthenden Menge.

Als Ursache dieser besonders heftigen und grausamen Verfolgung geben einige Geschichtschreiber Folgendes an:

Auf der von Dagobert 629 zu St. Denys errichteten Messe, fanden sich eine Menge Juden mit Bijouterien, Parfümerien, Kleidungen und aller Art von geringeren Gold- und Silber-Arbeiten ein. Hauptsächtich führten sie auch Sklaven bei sich, womit sie sich den Handel beinahe allein zugeeignet hatten, da sich viele Christen aus religiösen Rücksichten nicht mehr damit abgaben. So gehässig dieser Handel nun schon an sich war, so zogen sie ihm und sich doch noch mehr Abscheu dadurch zu, daß sie aus weitester Ferne christliche Sklaven herbeibrachten und sie mitten unter Christen auf dem Markte öffentlich feil boten. Auch wurden sie beschuldigt, Christenkinder, die sie im Lande selbst entweder stahlen oder gewissenlosen Eltern abkauften, zum Verkauf ausgestellt zu haben. Darüber sey das Volk so erbittert worden, daß es nicht bloß über jene Händler herfiel, sie beraubte und erschlug, sondern die Wuth habe sich wie eine Feuersbrunst über alle Gauen weit und nahe verbreitet, und eine Menge Juden dem Tode geweiht.

VIII.

Wissenschaften, Künste, Kultur und Sprache.

Ueber die geistigen und geselligen Verhältnisse der Franken werden wir wenig zu sagen wissen, da wir, aller schriftlichen Nachweise entblößt, nur Vermuthungen aus den geschichtlichen Ereignissen entlehnen können. Alles, was wir in

Bezug auf ihren sittlichen Zustand anzuführen vermögen, findet im Folgenden seine Stelle, wo vom Christenthum gehandelt wird, denn nur dieses brachte jene Veränderung unter den Franken hervor, die wir bei ihnen finden, wenn wir ihren innern Zustand mit dem von Tacitus beschriebenen vergleichen. Sie mögen also in Bezug auf Sittlichkeit so ziemlich den Germanen gleich geblieben seyn, bis, wo die Annahme der christlichen Religion oder vielmehr die weitere Verbreitung derselben unter ihnen einen günstigen Einfluß übte.

Cultur. Dasselbe Verhältniß mag wol auch in Betreff der Cultur im Allgemeinen bei den Franken anzunehmen seyn. Ihre Gesetze, welche wir bereits kennen lernten, zeugen unverkennbar für ihre Fortschritte darin, die Achtung, die sie dem Ackerbau so wie dessen Betrieb in größerem und ausgedehnterem Maßstabe widmeten, und als Folge hiervon der hohe Werth, in dem bei ihnen das Grundeigenthum mit seinen Erzeugnissen, dem zu dessen Anbau erforderlichen Viehstande, der Leibeigenen und der Ackergeräthschaften standen, sind kein geringer Beleg für diese Ansicht. Erfuhren wir früher schon aus Tacitus und Anderen, daß es den Germanen nicht an Getraidearten, Obst, Weinbergen (in späterer Römerzeit) Aeckern, Wiesen und Triften, an Pferden, Zugvieh aller Art fehlte, so ist leicht anzunehmen, daß dies noch im höheren Grad bei den Franken der Fall war, und sie auch bedeutende Fortschritte in der Landwirthschaft und in Fertigung der Ackerbauwerkzeuge gemacht haben müssen. Auch gibt es Schriftsteller, die dies ausdrücklich versichern, die besonders auch von den schönen Viehheerden und der Pferdezucht sprechen, deren wir oben schon gelegentlich erwähnten. Das Vergnügen der Jagd und des Fischfangs war bei den Franken wie bei den Germanen noch eine Lieblingsbeschäftigung, sie wurde aber jetzt schon kunstmäßig betrieben.

Die Einrichtungen im Inneren der Gemeinden geben ebenfalls ein Zeugniß, daß bereits politische Begriffe bei den Franken aufkeimten, und wenn sie sich zu einer freisinnigeren Ausbildung erst ganz spät entwickelten, so geschah es bloß, weil das Lehnwesen mit seiner knechtischen Abhängigkeit

feindselig dazwischen trat. Auch die christliche Kirche, wie sie sich, wie wir bald sehen werden, mit ihrer Hierarchie gestaltete, konnte keiner Förderung der Freiheit dienlich seyn.

Künste.

In Bezug auf die Künste können wir nur aus der natürlichen Folge der Ereignisse und der Fortschritte in dem Wissen im Allgemeinen durch den Verlauf der Zeit, angeben, daß die Franken manches Neue darin erfunden und manches Alte darin verbessert haben mögen. Einzelnes anzugeben, vermögen wir nicht. In der bereits gegebenen Nachweise vom Zustande der Landwirthschaft, der Jagd und vor Allem der Waffen, finden wir allerdings auch ein Zeugniß für ihre Fortschritte, wenigstens in den mechanischen Künsten.

Wissenschaften.

Die Baukunst und Bildnerei, deren bei den Städten gedacht wurde, hatten wahrscheinlich bloß in jenen die erste Ansiedelung, aber unter den Franken auf ihren isolirten Wohnsitzen keinen Eingang gefunden, da die beständigen Kriege und Verheerungen sie nicht konnten aufkommen lassen.

Von eigentlicher Wissenschaft, von Dichtkunst liegt auch jetzt noch so wenig eine Spur vor, als früher, von Gesängen weiß man nichts, selbst der Schlachtgesang Barrit erschallte nach Chlodowig nicht mehr. Nur geistliche Gesänge mag es in den Sitzen der Bischöfe gegeben haben, doch ist nichts davon auf unsere Zeit gekommen.

Sprache.

Die Nachrichten über die Sprache, die unter den Altdeutschen im Gange war, sind sehr unbestimmt. [170]) Es scheint, daß es Anfangs eben so viele Mundarten als Volksstämme gab. Später dehnten sie sich auch auf die größeren Volksvereine aus und wurden in einigen vorherrschend. Worin die Sprache eigentlich bestand, wissen wir nicht. Ei-

170) Gewiß wissen wir, daß sie eine Ursprache war. „Ihre Wurzeln," sagt sehr schön Kohlrausch in seiner deutschen Geschichte 9. Aufl. S. 125, „laufen bis in den uralten Boden unserer Volkseigenthümlichkeit zurück, und ziehen ihre Nahrung aus dem reichen Quell des Lebens, mit welchem die Natur unser Volk ausgestattet hat; sie ist noch das lebendige Gewächs in fruchtbarem Boden, und unsere Arbeit an ihr ist nur die des Gärtners, der es pflegt und seiner wartet mit großer Liebe u. s. w."

nige Bestimmtheit wird uns erst durch die bei der salischen Gesetzgebung erwähnten malbergischen Glossen. Die erste deutsche Schrift ist die Bibelübersetzung des Gothen Ulphilas (von der Mehrez weiter unten), also die gothische. Allem Anscheine nach gab es keine große Verschiedenheit der Mundarten im sechsten Jahrhundert. Ein Beweis hiervon ist, daß die angelsächsischen Missionare überall in Deutschland ohne Dollmetscher verstanden wurden, und ebenso die Franken in Britanien. Die Verbindungen mit den Römern übten einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung der Sprache der südwestlichen Länder, die Verbrüderung deutscher und slavischer Stämme aber auf die Sprache unserer Völker.

Das Vaterunser in der Sprache der Angelsachsen und der Niederdeutschen im fünften Jahrhundert lautete folgendermaßen:

„Faeder ure, thu the eard on heofenum. Si thin nama gehalgod. To-becume thin rice. Gewurthe thin willa on eorthan swa swa on heofenum. Urne daeghwanlican hlaf syle us to daeg. And forgyf us ure gyltas, swa swa we forgifa the urum gyltendum. And ne gelaedde thu us on costnunge, ac alys us of yfele."

IX.

Das Christenthum.

Christenthum. Das Christenthum, welches der Vater des Alls zur Wiedergeburt des Menschengeschlechts durch seinen Sohn in die Welt sandte, nachdem allgemeine Schlaffheit, Unglauben und Aberglauben, die Sprungfedern der Sittlichkeit gelähmt hatten und sie mit gänzlicher Zernichtung bedrohten, war, durch
312 Kaiser Konstantin den Großen, im römischen Reich zur Staatsreligion erhoben, bald zur herrschenden geworden. In einem Winkel des fernen Asiens von einem, dem äußeren Anscheine nach, unbedeutenden Manne ausgegangen, von ihm gelehrt, und durch arme, einfache aber hochbegeisterte Fischer weiter verbreitet, würde die christliche Religion durch die wunderschnelle und über alle Hindernisse siegreiche Ar-

nahme, die ihr in den fernsten Ländern ward, schon ihre Göttlichkeit bekundet haben, wenn diese nicht durch ihre eigene Ankündigung als solche in den heiligen Evangelien, durch ihren Inhalt, durch Wunder, Leben und Sterben ihres Stifters über alle Zweifel erhaben bewiesen wäre. Nach drei Jahrhunderten hatte sie sich über den südlichen Theil der Erde verbreitet, und mit dem Beginnen des fünften hatte sie Eingang unter den deutschen Heiden gefunden. Mit je mehr Noth und Bedrängniß sie zu kämpfen hatte, je mehr Märtyrer für sie litten und starben, desto siegreicher drang sie bei den Völkern ein, denn Gott hatte sie gesandt, er verschaffte ihr Eingang und Fortgang! Aus dem Blute der Märtyrer erwuchs für die Ewigkeit das christliche Saatkorn. Statt aber in Liebe und Einfachheit zu wandeln, statt durch thätiges Wohlthun den wahren Glauben an den Heiland zu bekunden, wie Er, der Göttliche, in seiner Menschheit den Weg zeigte, verirrten sich die Bekenner seiner Lehre bald auf Abwegen, indem sie den reinen Glauben und die einfache Lehre dem grübelnden Verstand unterschoben und, über die Person Christi und seine Gottheit nachforschend, den Sectengeist unter den mannichfaltigsten Gestalten ins Leben riefen.

Ein Presbyter zu Alexandrien, Namens Arius, lehrte unter Anderem, das im Messias sichtbar gewordene Wort sey ein abhängiges und willkührliches Erzeugniß, geschaffen durch den Willen des Vaters. Der Sohn, durch den alle Dinge gemacht wären, sey vor allen Welten gezeugt worden, gleichwol sey den nothwendigen Gesetzen des Verstandes zufolge eine Zeit gewesen, die seiner Zeugung vorhergegangen. Auf diesen Sohn habe der Vater die Fülle seiner Macht ausgegossen und den Glanz seiner Herrlichkeit geprägt. Als sichtbares Bild unsichtbarer Vollkommenheit erblicke er unter seinen Füßen in unermeßlicher Ferne die Throne der glänzenden Erzengel; dennoch leuchte er bloß durch zurückgeworfenes Licht und regiere gleich den Söhnen des Kaisers das Weltall nach dem Willen seines Vaters und Herrn. Arianer.

Dieser Lehre, von einer großen Parthei standhaft als unchristlich und ketzerisch verworfen, und von Konstantin auf der Kirchenversammlung zu Nicä durch den Satz abgewiesen,

der Sohn sey vor aller Ewigkeit gezeugt und als gleiches Wesen mit dem Vater wahrhaftiger Gott, näherte sich trotz dessen bald Konstantin selber, und seine Söhne, so wie Kaiser Valentinian hingen ihr mit leidenschaftlicher Heftigkeit an.

Als Folge hiervon ging sie auch mit dem Christenthum auf die Barbaren über, mit Ausnahme der Gothen, die als frühere Christen der rechtgläubigen, der orthodoxen Lehre zugethan waren. Ulphilas, (Wölflein) Bischof der Westgothen, ein frommer Mann, von einem capadocischen Gefangenen abstammend, übersetzte zur Beförderung des Christenthums die Bibel, wozu er mehre neue Schriftzüge erfand. Diese denkwürdige Uebersetzung, die für jeden Deutschen einen unvergeßlichen Werth haben sollte, umfaßte ursprünglich die ganze Bibel; aber die Bücher der Könige damals auch die Bücher Samuels in sich begreifend, überging er, um sein kriegsüchtiges Volk nicht noch mehr zu entflammen. Nur die vier Evangelisten und ein Theil des Briefes an die Römer haben sich erhalten.

Unter Kaiser Theodosius wurde das Christenthum zu immer höherem Glanz erhoben und beinah ganz Rom nahm die Lehre des Evangeliums an, um auf den nie mehr erstehenden Ruinen des Heidenthums sich den großen Herrschersitz zu errichten, wovon es damals noch keine Ahnung hatte. Kaiser Theodosius, ein treuer Anhänger des orthodoxen Glaubens, bot alle seine Kräfte auf, die Arianer, die in Konstantinopel die herrschenden waren, zu verdrängen, und es gelang ihr Sturz wie der des Heidenthums.

Indessen wurde über dieser Verfolgung einer Glaubensabweichung die Reinheit des wahren Glaubens immer mehr bei Seite gesetzt, an ihrer Stelle traten Ueppigkeit und Glanz der Ceremonien; die Religion ging in ein bloßes Kirchenthum über, die irdische Gewalt erhob sich über die geistige, und der Clerus wurde aus Dienern und Lehrern des Evangeliums, Diener und Lehrer von ihm selbst geschaffner Satzungen, und wo das Gebot des Herrn aller Herren allein hätte gelten sollen, maßte er sich den Ausspruch an. Das seiner Natur nach rein himmlische Christenthum, ward ein unrein irdisches. Aber durch alle neue Formen hindurch

zeigte sich stets erfrischend der Geist Gottes, dem es entflossen war. Die Stadt Rom lag in Trümmern, und würde sich nie mehr von denselben zu dem Glanze einer Herrschaft, wenn gleich einer anderen als der früheren erhoben haben, wenn sie nicht die Gräber der Aposteln in sich verschlossen hätte. Diese gaben die erste Grundlage seiner zweiten Gewalt, nämlich zu der Gewalt der Kirche. Rom zählte unter seine Schutzgeister die Fürsten der Apostel: Petrus und Paulus. Die Legende nennt Jenen als den Ersten auf dem bischöflichen Stuhle, auf dem er seine Märtyrkrone empfing und dem Christus selber die Schlüssel des Himmelreichs eingehändigt haben sollte. Der Bischof von Rom, sich für Petrus Nachfolger ausgebend und von Kaiser Konstantin mit reichen Kirchengütern beschenkt, nahm bald in allen gelehrten Kirchenversammlungen den Vorsitz ein, die Bischöfe in Italien und auf den Inseln erkannten ihn als den Ersten, als Erzbischof an, er selber aber nannte sich bescheiden Vater: Papa. Nicht lange dauerte es, so warf er sich zum Geistesbildner und Vorsteher des unmündigen Europa auf, indem er nicht mehr bloß der Vater der Kirche blieb, sondern ihr Beherrscher ward. Die Grundidee des Christenthums, daß das Leben eine Vorbereitung für die Ewigkeit ist, Sterben aber der wahre Anfang des Seyns, war so ziemlich in Vergessenheit gerathen. Der große Haufen fand Beruhigung bei seiner Unsittlichkeit in den Ceremonien, und die Geistlichkeit ihrer Seits vergaß das Himmlische in der Zunahme und im Genuß irdischer Macht und irdischen Glanzes.

Papst und Mönchthum.

Da trat plötzlich eine Gegenkraft ins Leben. Schwärmerische Gemüther erschlossen sich gerade in der Zeit dem Uebersinnlichen, als es ganz dem Sinnlichen zu unterliegen drohte. Statt aber jenes als Mittel für einen höheren Zweck durch kräftige Thätigkeit in ein liebevolles Daseyn zu rufen, wollten sie diesen Zweck durch eine gänzliche Ausscheidung aus der menschlichen Gesellschaft erzielen, und durch völlige für ihre Mitmenschen nutzlose Ertödtung des Fleisches sich so den unmittelbaren Weg zum höheren und göttlichen Seyn bahnen. In dieser Absicht vergruben sie sich der Welt und bildeten Gesellschaften, allen irdischen Freuden entsagend —

es entstanden die Mönche und das Mönchthum. Schwärmer, aber edle Schwärmer, ward ihre Wohnung auch ein Asyl Unglücklicher, und mit andächtigen Uebungen verbanden sie zugleich wohlthätige Zwecke. Sie wurden Wohlthäter Hülfsbedürftiger, Bewahrer der Wissenschaften, und endlich der Stock derer, die als neue Apostel und Märtyrer zur Verbreitung des Christenthums in weite Ferne unter die Heiden zogen. So war die ursprüngliche Begründung des Mönchthums, dessen Folgen so lange segensreich für die Menschheit blieben, als es obiges Ziel allein vor Augen hatte.

Christenthum unter den Franken.

Durch die Ausbreitung der fränkischen Herrschaft, unter allen Greueln des Krieges, waren die einfachen rohen Sitten der Deutschen in völlige Barbarei ausgeartet, keine irdische Macht wäre mehr fähig gewesen, besonders bei allem Abgange menschlicher Ideen, in dem Heidenthume jener Zeit, wo auch nur wenig Cultur, noch weniger Philosophie es milderten, sie aufrecht zu erhalten oder zu höherer Ansicht auszubilden. Das Christenthum allein vermochte es durch dieselbe göttliche Kraft, die in ihm wohnte, um sein von Gott gesetztes Ziel, die Wiedergeburt der gesammten Menschheit, zu erreichen. Die Vorsehung bediente sich der Verheerungen der Völkerzüge, durch die aus den verfallenen Städten, wo bereits das Christenthum Eingang gefunden hatte, unglückliche und begeisterte Männer ausgetrieben wurden, die unterstützt von den Bischöfen und in Verbindung mit jenen frommen Einsiedlern und Mönchen, die sich vorab das Missionsgeschäft zur Aufgabe gemacht hatten, das Christenthum unter die Franken brachten. Solche Männer kamen zuerst aus der Insel Erin, dem heutigen Irland, damals von den Scoten bewohnt. In welcher Weise gerade in jenen wilden Ländern sie erstanden und erstehen konnten, ist nicht zu ermitteln. Sie waren es indeß, die als Verkündiger der vor Kurzem durch St. Patricius in ihre Heimath gekommenen christlichen Lehre unter die Heiden auszogen. Von Land zu Land zogen sie, alle Freuden wie alle Leiden, alle Geschenke wie alle Entbehrungen verachtend, opferten sie sich freudig ihrem schönen Beruf. Die geschichtlichen Kunden ihrer einzelnen Bekehrungen fehlen uns, als deren Erfolge wissen wir

(Margin, beside "heit, zu erreichen. Die Vorsehung …":) Missionarien.

jedoch, daß zu König Dagoberts Zeit der Alemannen Bekehrung schon vollendet war. Die ersten dieser religionsbegeisterten Männer, deren in unserer Geschichte zu erwähnen sind, war der heilige Fano, der schon unter Chlotar II un- v. 588
ter den rauhen feindlichen Sachsen sein edles Werk versucht b. 622
hatte. Die beiden Angeln Ewald, der Eine der Schwarze, der Andere der Weiße von der Farbe ihrer Haare genannt, verbreiteten das Christenthum im Lande der Bructerer, die, wie wir wissen, ebenfalls größtentheils zu den Sachsen gehörten. Unfern der Yssel, von Friesland aus in Nabia einkehrend, fanden sie hier, als die Ersten, einen harten Märtyrertod. Diese Thatsache wird folgendermaßen erzählt:

Die beiden Brüder Ewald, bei einem Gemeindevorsteher eingekehrt, verlangten von diesem, vor den Häuptling des Bezirks geführt zu werden, dem sie, wie sie vorgaben, etwas Wichtiges zu eröffnen hätten. Der Ortsvorsteher jedoch, der sie in Verdacht hatte, christliche Missionare zu seyn, und davon durch ihre Andachtsübungen in der nächsten Nacht, wo er sie bei sich bewirthete (635), überzeugt, ließ sie umbringen und ihre Leichen in den Rhein werfen. Der Häuptling aber, als er die Schandthat erfuhr, bestrafte die Mörder durch die Zerstörung ihrer Wohnungen. Der König Pipin ließ später ihre Körper aufsuchen und sie nach Köln schaffen. Die Legende setzt zu: daß an dem Ort, wo sie getödtet worden, dem Boden eine Quelle entsprungen sey, die heute da noch reichlich sprudele. [171])

---

171) Historiae ecclesiasticae gentis Anglorum libri quinque auctore Beda. Cantabrigiae 1722. Lib. V., c. X. p. 193, wo es heißt: Denique Dux Francorum Pippin, ubi haec comperit misit, et adducta ad se eorum corpora condidit cum multa gloria in ecclesia Coloniae civitatis, juxta Rheni. Fertur autem quin in loco quo occisi sunt fons abbullierit, qui in eodem loco usque hodie copiosa fluenti sui dona profundat.

Die Ermordungs-Scene der Brüder Ewald wird von Manchen auch in die Grafschaft Mark, von Anderen ins Münstersche verlegt. Ledebur S. 279 führt alle darauf Bezug habende Schriften an. Petersen in seiner Schrift: der Kirchsprengel Weidmar, Essen bei Bädeker 1823. S. 67 sagt von den Brüdern Ewald, sie

Ein anderer solcher Missionar war der heilige Kilian (Killin.) Ebenfalls ein geborner Irländer, kam er mit drei andern Priestern im siebenten Jahrhundert nach Ostfranken. Auf dem Bergschlosse Würzburg machte er Bekanntschaft mit einem Vornehmen, Namens Gozbert, den Manche für einen Herzog von Thüringen halten. Diesen und viele der Bewohner bewog er zur Annahme der Taufe. Als der fromme Mann aber jenen Fürsten aufforderte, sich von seiner Gemalin Geilana, die seines Bruders Wittwe war, zu trennen, so ließ derselbe ihn mit seinen Gefährden ermorden. Kilian wurde später als Schutzheiliger der Stadt Würzburg angenommen.

Vier Jahre nach Kilian kam der Mönch Willibrord, ein Angelsachse, mit elf bis zwölf Begleitern zur Heidenbekehrung über die See. Beim Schlosse Trajectum an der Rheinmündung in Friesland landeten sie. Vor ihnen waren bereits zwei andere irische Mönche, Wigbert und Wilfried, angekommen, um das Evangelium zu predigen. In derselben Zeit, als Willibrord landete, hatte eben Pipin den König Ratbod von Friesland bezwungen, und bot den Bekehrern allen möglichen Beistand an. Willibrord reis'te jedoch zuvörderst nach Rom, um sich mit dem Segen des Papstes und mit den nöthigen Vorschriften und Reliquien der Apostel zu seinem Unternehmen zu stärken.

Unter den Gefährten Willibrords befand sich der durch seine große und erfolgreiche Bemühungen um das Seelenheil unserer bergischen und märkischen Voreltern unvergeßliche Suitbertus (Swidbert.).

Dieser fromme und standhafte Heidenbekehrer, unter Leitung des heiligen Egberts in England zum Priester gebildet und geweiht, hatte sich zum Schauplatz seines christlichen Beginnen vor Allem die Gegenden von Niederrhein und

---

seyen auf Pothofs Gründchen einem Bleichplatz zu Mörtmannsberhof (?) gehörig ermordet und in die Adlerbeck geworfen. v. Steinen Westphäl. Geschichten II S. 736. In diesem Falle müßten die Leichname erst durch die Emscher abwärts in den Rhein geschwommen seyn.

Westphalen gewählt. Als schönster Lohn seines Feuereifers ward ihm die Bekehrung einer Menge Bewohner unseres Landes. Ein unvermutheter Einfall der Sachsen, die wie wir schon einige Mal erwähnten, die heftigsten Feinde des Christenthums waren, nöthigte ihn zur Flucht und Rückkehr nach England, wo er vom Bischof Wilfridas von York zum Bischof geweiht wurde. Bald darauf kehrte unser unermüdlicher Bekehrer nochmals aufs Festland zurück und widmete von neuem seine ganze Thätigkeit dem schönen Ziele seines Lebens. Da zwang ihn ein zweites Vordringen der Sachsen zum zweiten Mal zur Flucht. Jetzt wieß ihm Pipin auf Bitten seiner Gemalin Blithrida einen Ort am Rhein als Freistätte an, wo er ein Kloster anlegte, woraus die heutige Stadt Kaiserswerth entstand. Hier starb er den 1. Merz 717 unter geistlichen Uebungen. [172]) Im Jahr 1662 soll man in Kaiserswerth seine Ueberreste in einer silbernen Kapsel gefunden haben, die daselbst noch verwahrt werden. [173]) Mehre Gefährten des Suitbertus waren von den Sachsen gefangen und hingerichtet worden.

Willibrord, aus Rom zu den Friesen zurückgekehrt, war in seinen Unternehmungen über die Maßen glücklich, und unter den von ihm Bekehrten befand sich der Sohn des Friesenherzogs Ratbod. Warum dieser selber sich wieder der Taufe entzog, zu deren Empfang er schon in die Taufwanne gestiegen war, ist in der Geschichte erzählt worden. Bei einer zweiten Reise nach Rom wurde Willibrord zum Erzbischof

---

172) Insula quadam Rheni, qui lingua eorum vocatur in littore. Beda I cap. pag. 194. später insula Suiberti, Seiberte-Insel genannt. Güntheri codex dipl. Rheno Mosell. T. I. pag. 131, 133, 134. Zuletzt seit Heinrich II insula Caesaris, Kaisersinsel) Kaiserswerth.

Kleinsorgs Kirchengeschichte. S. 94.

173) Die Stadt Elberfeld errichtete, die Erste im Lande, dem edlen Suitbertus auf der Hardter Höhe, in der Stadt im Jahre 1818 ein steinernes Denkmal mit der Inschrift: Dem Ersten Boten des Evangeliums im Lande der Berge, Suitbertus. Geboren in England 647; ging heim in Kaiserswerth 717.

geweiht und nahm seinen Sitz in Wiltaburg, dem heutigen Utrecht, wo er bis zu seinem achtzigsten Jahre lebte. Beinahe alle fränkischen Friesen hatte er zum Christenthum geführt. Wulfram, nachheriger Bischof von Sens, war sein thätigster Gehülfe beim Bekehrungsgeschäfte.

Der berühmteste und thätigste aller Heidenbekehrer jener Zeit war jedoch, der bereits obengenannte Winfried, unter dem Namen, der heilige Bonifacius, unsterblich. Er wurde, da er alle andere Missionarien an Ruhm und glücklichen, über ganz Deutschland sich verbreitenden Erfolgen überstrahlte, mit dem Ehrennamen, der Apostel der Deutschen, belegt, denn er ist als der eigentliche Begründer des Christenthums im Innern des deutschen Gesammtvaterlandes anzusehen. Von ihm ging dagegen auch die Stiftung der römisch-katholischen Kirchenverfassung, der Bißthümer und Klöster aus, und was besonders wichtig für alle Zeiten ist, er ist es auch, der die noch heute bestehende enge Verbindung der deutschen Kirche mit Rom begründete, woraus sich die ganze ehemalige deutsche Reichsverfassung bildete.

Winfried, von gleicher Begeisterung wie die übrigen
716 Bekehrer beseelt, war 716, von zwei Mönchen begleitet, aus dem Kloster Nutschelle in Southampton, wo er im Benedictinerorden die Priesterweihe empfangen hatte, übers Meer gekommen. In Friesland angelangt, hatte eben Ratbod die christlichen Kirchen zerstört, die Lehrer vertrieben und die Götzentempel wieder aufgebaut, da er durch den für ihn nachtheiligen Krieg mit Karl Martell sich in höchster Aufregung befand. Winfried mußte daher schnell und unverrich-
719 teter Dinge nach England zurückkehren. Nach zwei Jahren begab er sich, mit einem durch die Schwierigkeiten nur noch erhöhten Eifer, nochmals aufs Festland, reis'te aber zuerst nach Rom, wo er vom Papst Gregor II eine förmliche Bestallung als Heidenbekehrer erhielt. Seine erste Fahrt ging jetzt ins Thüringerland, um die Einwohner, die zwar bereits Christen, aber, nach Ansicht der römischen Kirche, ketzerische Lehrsätze angenommen hatten, von dem Irrwege zurückzuführen. Da er hier, wegen des Widerstandes der Geistlichkeit nichts ausrichten konnte, so wandte er sich wieder

seiner vorigen und besseren Bestimmung zu. Als er jetzt den Tod Rathbods vernahm, begab er sich nochmals nach Friesland und unterstützte Willibrord als Gehülfe während zwei Jahre. Er kehrte hierauf wieder nach Thüringen zurück, wo er im heutigen Hessen, in Amaneberg, jetzt Amöneberg, predigte und eine neue Gemeine stiftete, zu deren Bischof ihn der Pabst unter dem Namen Bonifacius weihte, den er ihm absichtlich beigelegt hatte, weil er besonders rein in den Grundsätzen der römischen orthodoxen Kirche erfunden worden war. Aus Dankbarkeit verstand sich der neue Bischof zu einem Eide, durch den er sich in dasselbe unterwürfige Verhältniß gegen den Bischof von Rom versetzte, in dem bisher nur die italienischen Bißthümer ihn als ihren Metropolitan erkannten. Der Papst händigte hierauf dem Bischof Bonifacius ein Empfehlungsschreiben an den fränkischen König ein, worauf er bei diesem in große Gnaden kam. Jetzt begann er von Neuem in unseren Ländern und in Hessen sein Bekehrungsgeschäft und lag ihm mit grenzenlosem Eifer ob. Bei Geismar, in Letzterem, stand eine uralte, dem Thor geweihte Eiche, unter deren sich weit verbreitendem Schatten das Volk Gottesdienst und Gericht hielt. Bonifacius, den einige bereits bekehrte Hessen darauf aufmerksam machten, daß, wenn jene Eiche gefällt würde, mit ihr auch der Glaube an die alten Götter fallen würde, fand sich dadurch bewogen, die Axt selbst zu ergreifen und den Baum umzuhauen. Die Heiden, in der Ueberzeugung Thors Donnerkeil werde den Frevler zerschmettern, sahen ruhig zu. Als der heilige Baum endlich wie jeder andere niederfiel, so erstarrten sie vor Staunen und tief erschüttert in ihrem Götzenglauben, traten Viele sogleich zum Christenthum über. Aus dem Holze des Baumes erbaute der gewaltige Bekehrer ein Bethaus.

Um dieselbe Zeit starb Papst Gregor II. Sein Nachfolger, Gregor III., überhäufte Bonifacius mit noch mehr Gunstbezeugungen und übersandte ihm als besondere Auszeichnung den erzbischöflichen Mantel, wodurch er zum Oberhirten aller christlichen Gemeinden in Ostfranken erhoben wurde, ob er gleich noch keinen bestimmten erzbischöflichen Sitz hatte.

Es ist uns nicht möglich in unserm beschränkten Raume und unserer Aufgabe gemäß, das reichhaltige Leben und Wirken des heiligen Bonifacius bis ins Einzelne zu verfolgen, da er selber sich rühmte, nicht weniger als 800,000 Heiden bekehrt zu haben. Doch können wir nicht umhin, der wichtigen Thatsache zu erwähnen, daß er durch die Begründung des Kirchenthums allmälig auch weltlicher Gesetzgeber der Franken dadurch ward, daß er die christliche Moral und Kirchenzucht nach und nach in die bürgerliche Gesetzgebung einzuführen und ihr Aufnahme zu verschaffen wußte, nachdem er vorher schon der Geistlichkeit eine solche gegeben hatte, die ihren Stand und Wirkungskreis, so wie ihre Stellung zu den Laien umfaßte.

Unter den Gesetzen, die durch ihn ins Leben traten, waren folgende von einem dauerhaften Einflusse auf die Gesittung der Franken. [174]) Es wurde der Verkauf christlicher Sklaven an Heiden und die Ausübung vieler noch in Gebrauch gewesener heidnischer Ceremonien verboten, unter Anderen die Gottesschändung bei den Gräbern der Todten, demgemäß den Verstorbenen ihre Geräthschaften, Waffen und Schätze beigegeben, ihre Pferde getödtet und bei manchen sogar ihre Ehefrauen sich den Tod zu geben genöthigt wurden. Auch die peinlichen Strafen scheinen in dieser Weise eine Schärfung erhalten zu haben. Gegen Straßenräuber (Friedbrecher) wurd 758 verordnet, daß sie bei erster Betretung ein Auge, das zweite Mal die Nase, das dritte Mal das Leben verlieren sollten. Eine Hauptänderung trat in Bezug auf die Eheverbote ein, die eine weite Ausdehnung erhielten, so daß sie sich bis auf den siebenten Grad erstreckten.

Des Bonifacius Verdienste wurden endlich von den fränkischen Fürsten dadurch anerkannt, daß sie ihm einen beständigen Wohnsitz in Mainz anwiesen.

---

174) Es war die eigentliche Gesetzgebung in kirchlichen Angelegenheiten schon in der Vorordnung König Childeberts I (554) die Abschaffung des Götzendienstes betreffend, begründet. Unter Childebert II (594) wurde besonders das Sonntagsgesetz streng vollzogen. Der freie Franke mußte, wenn er am Sonntage arbeitete, 15 und der Leibeigne 3 Schillinge bezahlen.

Wenn schon vor des Apostels der Deutschen Zeit die Geistlichkeit auf eine hohe Stufe von Macht und Ansehen gelangt war, so wurden diese durch sein Kirchenthum noch um Vieles erhöht, besonders aber durch alles Mögliche befestigt. Die Kirchen glänzten von den Geschenken der Gläubigen, die Bischöfe wurden als Väter der Völker betrachtet, deren Rathgeber und Beschützer sie, obwol nicht selten bloß im eignen Interesse, waren. Der Gottesdienst ward immer mehr auf das Sinnliche berechnet, und nach und nach der Geistlichkeit eine Gewalt über die Seelen der Gläubigen eingeräumt, die sie auch im Bürgerlichen von ihr abhängig machte, ja sehr häufig mehr, als sie es von der weltlichen Obrigkeit waren. Diese Macht wurde frühe durch die Lehre begründet, daß ein Sünder von der Kirche bloß vermittelst reicher Geschenke Verzeihung erhalten könnte, ohne eine Aenderung seiner Schlechtigkeit zu bedürfen. Aus diesem verwerflichen Grundsatze, der keineswegs in der römisch-katholischen Religion selber gegründet ist, sondern in der Ausartung des damaligen Clerus seinen Ursprung nahm, entstanden die häufigen Vermächtnisse reicher Franken und der damit bezweckte Reichthum der Kirche. Ein anderes unberechenbares Hülfsmittel für denselben Zweck waren die vielen Asylen, welche sie den Verbrechern selten umsonst bewilligte. Die Kirche baute aber ihren Reichthum nicht auf solche accidentelle Vortheile allein, sondern auf ein steteres Fundament: nämlich auf die Zehnten, die nach und nach zu ihren Gunsten aufkamen. Schon Chlotar II. schenkte der Geistlichkeit den Feld- und Blutzehnten, selbst auf den eigenen königlichen Gütern. Ein Beleg für die Zunahme ihres Ansehens ist, daß sie im Schätzungswerth bei empfangenen Beleidigungen über alle Laien gestellt wurde, ein Knecht derselben wurde einem Knecht des Königs gleich geschätzt. Das Wehrgeld stieg stufenweise vom untersten Geistlichen bis zum Bischof, der höher als irgend ein Laie auf 900 Schillinge taxirt war.

Der eigentliche Cultus wurde immer mehr auf die Verehrung von Schutzheiligen der Hauptkirchen und ihrer Reliquien herabgesetzt. Diese wurden über Alles heilig gehal-

ten, an ihnen wagte auch der Leichtsinnigste nicht sich zu vergreifen. Der Bilderdienst fand jedoch bis jetzt noch keinen Eingang bei den Franken. Selbst die Jungfrau Maria erhielt noch wenig Verehrung. Damit die Geistlichkeit fortwährend ihren Einfluß behauptete, waren auch die für sie von den Kirchenconcilien vorgeschriebenen Lebensregeln streng. Die Geistlichen mußten sich des Kriegs, der Jagd und der
742 weltlichen Kleidung enthalten. Bis 742 fand man noch verheirathete Bischöfe. Das ehelose Leben der Geistlichen, ziemlich zur Regel geworden, war noch durch kein Gesetz geboten.

Nachdem Bonifacius so Vieles in Deutschland gethan hatte, wollte er sein Werk bei den Friesen, wo er zuerst aufgetreten war, vollenden. Als er aber nach Dykkum an der Nordküste kam, wo er ein Zelt aufschlagen ließ und unter freiem Himmel predigte und taufte, wurde er plötzlich bei der Nacht von einem Trupp Friesen überfallen und mit
755 53 seiner Gefährten erschlagen. So starb auch dieser merkwürdige Mann den Märtyrertod. Er war ungefähr 75 Jahre alt. Sein Leichnam, zuerst nach Utrecht gebracht, wurde von da nach Mainz und endlich nach Fulda abgeführt. Man zeigt in der dortigen Abtei eine von ihm gefertigte Abschrift der Evangelien und ein mit seinem Blut gefärbtes Blatt. [175])

Da Chlodowig und seine Söhne, nach Annahme des Christenthums, so viel als Nichts für dessen Ausbreitung thaten, so hat man diese bloß oder doch wenigstens großen Theils dem Feuereifer jener Missionarien zu verdanken.

Betrachtet man nun alle bisher aufgezeichneten Ergebnisse in Ein Ganzes zusammengedrängt, so blieb das fränkische Reich eine geraume Zeit noch eine Mischung altgallischer

175) Da, wo Bonifacius die erste christliche Kirche erbaute, im nördlichen Deutschland, im thüringer Waldgebirge, bei dem Dorfe Altenberga, einige Stunden von Gotha, ist ihm ein würdiges Denkmal, das in einem 30 Fuß hohen Candelaber besteht, errichtet worden. Auch beabsichtigt man, sein Andenken durch ein solches in Fulda zu feiern.

oder römischer Christen, woraus Bonifacius den größten Theil seiner Geistlichkeit entnahm. Die Franken diesseit des Rheins waren halb bekehrte Christen und die Sachsen hingen noch größtenheils dem Heidenthum an. Als Folge hiervon war die geistige und moralische Bildung sehr verschieden. Im Allgemeinen verläugnete jedoch auch jetzt schon das Christenthum in seinen geringen Anfängen in unseren Ländern seinen herrlichen Einfluß nicht. Es verschaffte den Gesetzen mehr, aus dem Innern der Gemüther erwachsende, Anerkennung und allen, auf Sittlichkeit und Cultur Bezug habenden Anstalten eine liebevolle Aufnahme und Unterstützung. Dadurch blühte auch der Ackerbau und Handel immer mehr auf, und mit ihnen die geographischen und andere Kenntnisse, als erste Grundlage der Civilisation, die in späteren Zeiten stets wachsend, endlich zu der Höhe von Vollkommenheit gedieh, welche in der heutigen Zeit unserem Rheinland-Westphalen eine der ersten Stellen in der preußischen Monarchie zuerkennt.


Silva caesia
Rhenus Fl.



